Das Mitternachtskleid

Terry Pratchett

1

Ein toller Hecht

Was fanden die Menschen bloß an Lärm so toll? Tiffany Weh verstand es nicht. Wieso war Lärm so wichtig?

Dicht neben ihr ertönte ein Brüllen wie von einer Kuh in den Geburtswehen. Es quoll aus einem alten Leierkasten, der von einem zerlumpten Mann mit verbeultem Zylinder malträtiert wurde. Tiffany suchte möglichst unauffällig das Weite. Aber das Gedudel hatte etwas derart Klebriges an sich, dass man Angst haben musste, es würde einem bis nach Hause hinterherkriechen, wenn man nicht aufpasste.

Doch in diesem lärmenden Hexenkessel war das Gebrüll nur ein Geräusch von vielen – samt und sonders von Menschen gemacht, die alles daransetzten, sich beim Krachmachen auch ja nicht übertrumpfen zu lassen. Sie krakeelten an den Bretterbuden, sie tauchten nach Äpfeln oder Fröschen[[1]](#footnote-1), sie bejubelten die Preisboxer und die Seiltänzerin in ihrem Glitzerkostüm, sie priesen lauthals Zuckerwatte an, und sie sprachen – ohne etwas beschönigen zu wollen – in nicht unerheblichem Maße dem Alkohol zu.

Das ganze grüne Hügelland lag unter einer Decke aus Lärm, als hätten sich die Einwohner von zwei, drei Kleinstädten dort eingefunden. Wo sonst höchstens der Schrei eines Bussards zu vernehmen war, johlte und grölte es nun in einer Tour. So etwas nannte man dann »sich vergnügen«. Lediglich die Taschen- und sonstigen Diebe gingen ihren Geschäften in löblicher Stille nach, wobei sie um Tiffany vorsichtshalber einen großen Bogen machten. Wer wollte schon einer Hexe in die Tasche fassen? Es stand zu befürchten, dass man seine Finger nicht vollzählig wieder zurückbekam. Und eine kluge Hexe bestärkte sie natürlich nach Kräften in dieser Furcht.

Ist man eine Hexe, ist man alle Hexen, dachte Tiffany Weh, während sie sich einen Weg durch die Menge bahnte, ihren Besen an einer Schnur hinter sich herziehend. Er schwebte einige Fuß hoch über der Erde. Das funktionierte zwar einigermaßen, störte sie aber auch ein bisschen. Da überall auf dem Jahrmarkt kleine Kinder mit Luftballons herumliefen, konnte sie sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie eine ziemlich lächerliche Figur abgab. Und wer eine Hexe blamierte, blamierte alle Hexen.

Doch wenn sie den Besen einfach an einer Hecke angebunden hätte, wäre mit Sicherheit irgendein frecher Junge auf die Idee gekommen, ihn loszumachen und sich als Mutprobe daraufzuschwingen, woraufhin er wahrscheinlich prompt bis in die obersten Schichten der Atmosphäre hinaufgeschossen wäre, wo die Luft gefror. Natürlich war Tiffany theoretisch in der Lage, den Besen wieder zurückzurufen, aber Mütter konnten nun einmal ziemlich verschnupft reagieren, wenn sie an einem warmen Spätsommertag ihr Kind auftauen mussten. So etwas käme gar nicht gut an. Man würde über sie tuscheln. Über Hexen wurde immer getuschelt.

Also blieb Tiffany nichts anderes übrig, als den Besen weiter hinter sich herzuziehen. Mit ein bisschen Glück würden es die Leute ja vielleicht für ihren scherzhaften Beitrag zu der ausgelassenen Festtagsstimmung halten.

Die Etikette musste gewahrt bleiben, selbst auf einer scheinbar so ungezwungenen Veranstaltung wie einem Jahrmarkt. Sie war die Hexe. Sie konnte es sich nicht leisten, einen Namen zu vergessen oder – noch schlimmer – zwei Namen zu verwechseln. Nicht auszudenken, wenn sie Cliquen und Klüngel durcheinanderbrachte, wenn sie vergaß, wer mit wem zerstritten war oder wer mit welchem Nachbarn nicht mehr redete und so weiter und so weiter und so fort. Tiffany kannte das Wort »Minenfeld« nicht, aber der Sachverhalt war ihr durchaus geläufig.

Sie war die Hexe. Und zwar die Hexe für das gesamte Kreideland – nicht mehr nur für ihr eigenes Dorf, sondern für alle Dörfer bis hinüber nach Ham-am-Egg, das einen relativ strammen Tagesmarsch entfernt lag. Ein Gebiet, für das sich eine Hexe verantwortlich fühlte und für deren Bewohner sie tat, was getan werden musste, galt als ihr Revier, und Tiffanys Revier war nicht das schlechteste. Es gab nicht viele Hexen, die gleich für eine ganze geologische Formation zuständig waren, auch wenn diese zum größten Teil mit Gras und das Gras zum größten Teil mit Schafen bedeckt war. An diesem Tag mussten die Schafe, um deren Wohl und Wehe und Wolle sich in den Hügeln normalerweise alles drehte, auf sich selbst aufpassen. Sie durften tun und lassen, was sie wollten, also vermutlich genau das Gleiche, wonach ihnen auch sonst der Sinn stand. Denn heute interessierte sich keiner für sie. Heute drehte sich alles um die wunderbarste Attraktion der Welt.

Wobei gesagt werden muss, dass der Jäte-Jahrmarkt für die Kreidelandbewohner nur deshalb eine Weltattraktion darstellte, weil die meisten noch nie weiter als vier Meilen aus ihrem Heimatdorf herausgekommen waren. Wenn man im Kreideland zu Hause war, begegnete man auf dem Jahrmarkt jedem, den man kannte[[2]](#footnote-2). Außerdem konnte man hier wunderbar auf Brautschau gehen. Die Mädchen zogen ihre schönsten Kleider an, während die Jungen ihre hoffnungsvollsten Mienen aufsetzten und sich die Haare mit billiger Pomade oder – im Normalfall – mit Spucke an den Kopf klatschten. Wer sich für Spucke entschied, war meistens sehr viel besser dran. Die Pomade war nämlich so billig, dass sie bei warmem Wetter zerlief und die sehnlichst herbeigewünschte Wirkung auf das weibliche Geschlecht prompt zunichtemachte. Umso unwiderstehlicher war ihre Anziehungskraft auf Fliegen, die sich an den fettigen Haaren gütlich taten.

Da man dieses Ereignis aber kaum den »Jahrmarkt, auf den man geht, um einen Kuss zu erhaschen oder mit ein bisschen Glück sogar das Versprechen auf einen zweiten« nennen konnte, hieß er der Einfachheit halber nur der Jäte-Jahrmarkt.

Das Große Jäten fand im Spätsommer statt und dauerte drei Tage, eine Zeit, in der fast überall im Kreideland die Arbeit ruhte. Heute war der dritte und letzte Tag, und eine alte Volksweisheit besagte, dass für jeden, der bis dahin noch keinen Kuss abbekommen hatte, der Ofen aus war. Tiffany war ungeküsst geblieben, aber sie war ja auch die Hexe. Wer wollte schon das Risiko eingehen, in weiß der Himmel was verwandelt zu werden?

Bei mildem Wetter schliefen die Menschen oft und gerne draußen, unter den Sternen oder auch unter den Büschen. Wer also in der Nacht einen Spaziergang machen wollte, musste gut aufpassen, dass er nicht über irgendwelche fremden Füße stolperte. Deutlicher ausgedrückt: Es herrschte die Art von munterem Treiben, die Nanny Ogg – eine Hexe, die bereits drei Ehemänner verschlissen hatte – als »Alleinunterhaltung zu zweit« bezeichnete. Zu schade, dass Nanny oben in den Bergen wohnte. Der Jäte-Jahrmarkt wäre ganz nach ihrem Geschmack gewesen, und Tiffany hätte zu gern ihr Gesicht beim Anblick des Riesen gesehen.[[3]](#footnote-3)

Er – denn dass er ein Er war, stand unzweifelhaft fest – war vor Tausenden von Jahren aus der Grasnarbe geschnitten worden. Die weiße Silhouette im grünen Gras stammte aus einer Zeit, als die Menschen in einer gefährlicheren Welt um ihr Überleben kämpfen und... fruchtbar sein mussten.

Hosen schienen in jenen Tagen jedoch noch nicht erfunden worden zu sein. Dabei griff die Bezeichnung »hosenloser Riese« bei weitem zu kurz. Seine Hosenlosigkeit war eine Welt für sich. Es war unmöglich, auf der kleinen Straße am Fuß der Hügel entlangzugehen, ohne dass einem seine bodenlose Hosenlosigkeit förmlich entgegenprallte. Es handelte sich eindeutig um die Figur eines Mannes und definitiv nicht um die einer Frau.

Alle, die zum Großen Jäten kamen, brachten eine kleine Schaufel oder auch nur ein Messer mit, um das Unkraut zu jäten, das die Umrisslinien im Laufe des Jahres überwuchert hatte. Stück um Stück arbeiteten sie sich die Hügelflanke hinunter, bis der Kalkstein wieder leuchtend weiß zum Vorschein kam und der Riese in seiner ganzen Manneskraft hervortrat.

Wenn die jungen Mädchen an dem Riesen rupften und zupften, ging es nie ohne Gekicher ab.

Wegen des Gekichers und der Umstände dieses Gekichers musste Tiffany unwillkürlich an Nanny Ogg denken, die – ein breites Grinsen im Gesicht – meistens dicht hinter Oma Wetterwachs zu finden war. Die alte Frau galt allgemein als kreuzfidel und puppenlustig, doch es steckte weit mehr in ihr. Und obwohl Nanny offiziell nie ihre Lehrerin gewesen war, hatte Tiffany sich so einiges von ihr abgeschaut. Bei diesem Gedanken schmunzelte sie leise. Nanny Ogg kannte die alte, dunkle Magie – eine Magie, die gänzlich ohne Hexen auskam, die den Menschen und der Landschaft von Natur aus innewohnte. Bei der es um Angelegenheiten wie Tod, Ehe und Verlobung ging. Und um Versprechen, die Versprechen blieben, auch wenn niemand sie hörte. Und um all die Dinge, die dazu führten, dass die Leute auf Holz klopften und nie, niemals unter einer schwarzen Katze hindurchgingen.

Um das zu verstehen, brauchte man keine Hexe zu sein. Es waren besondere Augenblicke, in denen die Welt um einen herum irgendwie realer und fließender wurde. Oder, wie Nanny Ogg den Zustand nennen würde: numinos, ein ungewohnt feierliches Wort aus dem Mund einer Frau, von der man üblicherweise eher Sätze zu hören bekam wie: »Ein Schnäpschen bitte, und am liebsten gleich ein doppeltes. « Sie hatte Tiffany von den Zeiten erzählt, in denen man als Hexe offenbar noch ein bisschen mehr Spaß haben konnte. Zum Beispiel davon, wie man den Wechsel der Jahreszeiten beging; von den vielen Bräuchen, die nur noch in der Erinnerung der Menschen weiterlebten. Einer Erinnerung, die – wie Nanny Ogg sagte – tief und dunkel war, die atmete und nie verlosch. Von lauter kleinen Ritualen.

Das Feuerritual hatte es Tiffany besonders angetan. Sie mochte Feuer. Es war ihr Lieblingselement. Da man früher glaubte, dass es sogar die Mächte der Finsternis in Schach halten konnte, heirateten die Menschen, indem sie zusammen über ein Feuer sprangen.[[4]](#footnote-4) Anscheinend half es, dabei gleichzeitig einen kleinen Spruch aufzusagen, so berichtete es zumindest Nanny Ogg, die Tiffany diesen Spruch auch prompt verraten hatte. Seitdem ging er ihr nicht mehr aus dem Kopf. So war es oft, wenn Nanny Ogg etwas erzählte: Es blieb irgendwie kleben.

Doch diese Zeiten waren schon lange vorbei. Heutzutage ging alles viel gesitteter zu – außer bei Nanny Ogg und dem Riesen.

Es gab noch andere Scharrbilder im Kreideland. Darunter auch das Weiße Pferd, das, wie Tiffany sich zu erinnern glaubte, einmal sogar aus dem Boden hervorgebrochen und im Galopp angeprescht gekommen war, um sie zu retten. Sie konnte nur hoffen, dass der Riese nicht auf dieselbe Idee verfallen würde. In aller Eile eine sechzig Fuß lange Hose aufzutreiben wäre wahrhaftig kein Kinderspiel, obwohl gerade Eile das Gebot der Stunde gewesen wäre.

Tiffany selbst hatte nur ein einziges Mal über den Riesen gekichert, und das war schon sehr lange her. Eigentlich gab es nur vier Sorten Menschen auf der Welt: Männer, Frauen, Zauberer und Hexen. Die Zauberer lebten überwiegend in den Universitäten der großen Städte und durften nicht heiraten. Die Gründe dafür waren Tiffany vollkommen schleierhaft. Aber ins Kreideland verirrte sich sowieso kaum je einer von ihnen.

Hexen waren eindeutig Frauen, doch die meisten der älteren, die Tiffany kannte, hatten auch nie geheiratet. Was zum einen daran lag, dass Nanny Ogg fast alle in Frage kommenden Männer aufgebraucht hatte, und zum anderen wohl auch daran, dass sie für so etwas viel zu beschäftigt waren. Natürlich kam es hin und wieder vor, dass eine Hexe einen Ehemann an Land zog, der etwas hermachte, wie zum Beispiel Magrat Knoblauch aus Lancre, die allerdings, nach allem, was man so hörte, in jüngster Zeit nur noch Kräuterkunde betrieb. Aber die einzige junge Hexe, von der Tiffany wusste, dass sie überhaupt Zeit für einen Verehrer hatte, war ihre beste Freundin aus den Bergen. Petulia, die sich auf Schweinemagie spezialisiert hatte, war mit einem netten jungen Mann verlobt, der eines Tages die Schweinefarm[[5]](#footnote-5) seines Vaters erben würde, also praktisch ein Adliger war.

Doch Hexen sind nicht nur viel beschäftigte Leute, sie sind auch anders. Das hatte Tiffany schon in sehr jungen Jahren erfahren müssen. Man lebte unter den Menschen, aber man gehörte nicht dazu. Es gab immer eine Kluft, eine gewisse Distanz, auch wenn man selbst gar nichts dazu beitrug. Es war einfach so. Die Mädchen, mit denen Tiffany schon als Hemdenmatz gespielt hatte, machten heutzutage einen kleinen Knicks, wenn sie ihr begegneten, und sogar alte Männer lüfteten vor ihr den Hut – falls sie einen besaßen.

Das taten sie allerdings nicht nur aus Respekt, sondern auch aus Angst. Hexen hatten Geheimnisse. Sie waren jederzeit zur Stelle und halfen, wenn ein Kind auf die Welt kam. Man wusste sie gern um sich, wenn man heiratete (damit sie einem Glück brachten oder wenigstens kein Unglück). Und beim Sterben hatte man ebenfalls eine Hexe an seiner Seite, die einem den Weg wies. Hexen hatten Geheimnisse, die sie niemandem preisgaben... höchstens anderen Hexen. Denn wenn sie unter sich waren, wenn sie sich auf einem Berg versammelten, um sich ein Gläschen oder zwei zu genehmigen (beziehungsweise ein Gläschen oder neun wie im Fall von Frau Ogg), schnatterten sie wie die Gänse.

Nur nicht über die wahren Geheimnisse. Was man getan, gehört und gesehen hatte, behielt man für sich. So viele Geheimnisse, dass man Angst haben musste, sie würden aus einem heraussickern. Verglichen mit dem, was eine Hexe sonst oft zu Gesicht bekam, war ein hosenloser Riese nun wirklich nicht der Rede wert.

Nein, Tiffany beneidete Petulia nicht um ihre Romanze, die sich vermutlich größtenteils in schweren Stiefeln, unvorteilhaften Gummischürzen und im Regen abspielte – ganz zu schweigen von dem ständigen Gegrunze und Gequieke.

Nein, sie beneidete sie um ihre Vernunft. Petulia hatte ihr Leben im Griff. Sie wusste genau, wie sie sich ihre Zukunft vorstellte. Sie krempelte die Ärmel hoch und sorgte selbst dafür, dass ihre Wünsche wahr wurden. Wenn es sein musste, auch bis zu den Knien in Schweinen watend.

Alle Familien, selbst diejenigen, die oben in den Bergen wohnten, hielten sich mindestens ein Schwein, das im Sommer als Mülltonne fungierte und den Rest des Jahres über als Braten, Speck, Schinken und Wurstkette Verwendung fand. Das Schwein war wichtig. Eine kranke Großmutter wurde unter Umständen einfach mit Terpentin behandelt, aber wenn das Schwein unpässlich war, ließ man sofort eine Schweinehexe kommen und entlohnte sie sogar für ihre Dienste. Und nicht zu knapp. Und meistens mit Würsten.

Als wäre das alles des Guten noch nicht genug, verstand sich Petulia auch noch wie kein anderer auf die edle Kunst des Schweinlullens. In diesem Jahr hatte sie sogar die Meisterschaft gewonnen. Tiffany fand, dass man sich für das, was ihre Freundin mit den Schweinen anstellte, kein treffenderes Wort hätte ausdenken können. Petulia setzte sich zu einem Schwein und erzählte ihm mit sanfter, ruhiger Stimme so lange extrem langatmige und langweilige Geschichten, bis irgendwann ein seltsamer Schweinemechanismus einsetzte: Mit einem letzten wohligen Gähnen streckte das Tier alle viere von sich und verwandelte sich vom lebenden Borstentier in eine wichtige Bereicherung des familiären Speisezettels. Für das Schwein war dieses Ende vielleicht kein glückliches, aber immerhin doch ein wesentlich appetitlicheres und friedlicheres als das, welches ihm vor der Erfindung des Schweinlullens geblüht hätte. So waren im Großen und Ganzen alle Beteiligten recht gut bedient.

Tiffany, allein inmitten der Menschenmenge, seufzte. Man hatte es eben nicht leicht, wenn man den schwarzen spitzen Hut trug. Denn ob man es wahrhaben wollte oder nicht: Die Hexe war nun mal der Hut, und der Hut war die Hexe. Und vor diesem Hut waren die Menschen stets auf der Hut. Er flößte ihnen Achtung, aber auch ein gewisses Maß an Furcht ein, als könne man ihnen in den Kopf gucken. Womit sie vermutlich gar nicht mal so schieflagen. Wozu hatte man schließlich seine Hexenmethoden, wie den Ersten Blick und die Zweiten Gedanken?[[6]](#footnote-6) Doch das war eigentlich keine Magie. Diese Methoden konnte jeder lernen, der auch nur ein Quäntchen gesunden Menschenverstand besaß – manchmal war jedoch selbst dieses kleine Quäntchen schon zu viel verlangt. Oft kamen die Menschen vor lauter Leben gar nicht dazu, sich nach dem Sinn zu fragen. Dafür waren dann die Hexen da, und deshalb wurden sie gebraucht, und zwar dauernd, oh ja. Das hieß allerdings noch lange nicht, dass sie auch erwünscht waren. Was man sie auf eine betont höfliche und deutlich unausgesprochene Art und Weise immer wieder spüren ließ.

Hier war es anders als in den Bergen, wo die Menschen an Hexen gewöhnt waren. Die Bewohner des Kreidelands konnten zwar freundlich sein, aber sie waren keine Freunde, keine echten Freunde. Die Hexe war anders. Die Hexe wusste Dinge, die sonst niemand wusste. Die Hexe war eine andere Sorte Mensch. Die Hexe war jemand, mit dem man sich lieber nicht anlegen sollte. Die Hexe war keine von ihnen.

Tiffany Weh war die Hexe. Sie war Hexe geworden, weil die Menschen eine Hexe brauchten. Jeder braucht eine Hexe, auch wenn das nicht jeder weiß.

Und es funktionierte ganz gut. Wann immer Tiffany einer jungen Mutter bei der Geburt des ersten Kindes beistand oder einem Greis den Weg ins Grab ebnete, verblassten in den Köpfen der Menschen die Märchenbuchvorstellungen vom sabbernden, hässlichen alten Weib mit jedem Mal ein bisschen mehr. Trotzdem hatten die alten Geschichten, die alten Gerüchte, die alten Bilder immer noch Macht über das Gedächtnis der Welt.

Was es für Tiffany schwierig machte, war die Tatsache, dass es im Kreideland traditionell keine Hexen gab. So lange Oma Weh noch gelebt hatte, wäre auch keine auf die Idee gekommen, sich dort niederzulassen. Oma Weh war, wie jeder wusste, eine weise Frau gewesen. So weise sogar, dass sie keine Hexe geworden war. Ohne ihre Zustimmung lief im Kreideland überhaupt nichts – jedenfalls nicht länger als zehn Minuten.

Deshalb war Tiffany als Hexe vollkommen auf sich allein gestellt.

Abgesehen davon, dass sich die Bewohner der Kreide nicht mit Hexen auskannten, konnte sie nun auch nicht mehr auf die Unterstützung der Berghexen wie Nanny Ogg, Oma Wetterwachs und Frau Grad zählen. Dabei wären sie ihr mit Sicherheit zu Hilfe gekommen, wenn Tiffany sie darum gebeten hätte, ganz bestimmt. Und sie hätten auch nichts gesagt, sondern sich bloß ihren Teil gedacht, nämlich, dass Tiffany mit der Verantwortung nicht fertig wurde, dass sie der Aufgabe wohl nicht gewachsen war, dass sie überfordert oder schlicht und ergreifend nicht gut genug war.

»Sie, Fräulein?« Ein nervöses Kichern. Tiffany drehte sich um. Vor ihr standen zwei kleine Mädchen in ihren neuen Sonntagskleidern und Strohhüten. Sie schienen etwas auf dem Herzen zu haben, auch wenn ihnen ein wenig der Schalk aus den Augen blitzte. Tiffany musste nur kurz überlegen, dann lächelte sie.

»Ach, Becky Pardon und Nancy Aufrecht, richtig? Na, ihr zwei beiden? Was kann ich für euch tun?«

Becky Pardon zog verlegen ein Blumensträußchen hinter ihrem Rücken hervor und hielt es ihr hin. Tiffany wusste natürlich sofort, was es damit auf sich hatte. In ihrem Alter hatte sie für die älteren Mädchen auch welche gebunden, weil das eben zum Jäte-Jahrmarkt dazugehörte: ein kleiner Strauß selbstgepflückter Wiesenblumen, zusammengehalten von – und das war das Entscheidende, das Magische – einigen frisch aus dem weißen Kalkstein gerupften Grashalmen.

»Wenn Sie das heute Nacht unter Ihr Kopfkissen legen, träumen Sie von Ihrem Liebsten«, sagte Becky Pardon mit ernster Miene.

Tiffany nahm den schon etwas welken Strauß behutsam entgegen. »Mal sehen, was wir hier haben«, sagte sie. »Honigraspeln, Damendaunen, siebenblättriger Klee – der bringt sehr viel Glück –, ein Zweiglein Greisenhöschen, Liebesschlüsselchen, ach, und ein paar Stängel Herzschmerzlose und...« Sie starrte auf die kleinen rot-weißen Blüten.

Die Mädchen fragten: »Haben Sie was, Fräulein?«

»Ein Vergiss-mein-G′sicht[[7]](#footnote-7)!«, sagte Tiffany etwas schärfer als beabsichtigt. Um sich ihre Irritation nicht anmerken zu lassen, fuhr sie rasch im munteren Plauderton fort: »Die kommen in unserer Gegend nicht oft vor. Müssen wohl aus irgendeinem Garten hierher eingeschleppt worden sein. Und ihr wisst doch sicher auch, womit ihr den Strauß zusammengebunden habt, oder? Das sind Binsen, aus denen man früher Binsendochtkerzen gemacht hat. Was für eine nette Überraschung. Ich danke euch sehr. Dann wünsche ich euch noch viel Spaß auf dem Jahrmarkt...«

Becky hob die Hand. »Sie? Fräulein?«

»Gibt es noch etwas, Becky?«

Die Kleine bekam einen roten Kopf und beriet sich rasch mit ihrer Freundin. Noch eine Spur röter, aber wild entschlossen, drehte sie sich wieder zu Tiffany um.

»Fragen ist doch nicht verboten, oder? Man kriegt doch keinen Ärger, bloß weil man was fragt?«

Jetzt kommt‘s, dachte Tiffany: Wie werde ich Hexe, wenn ich groß bin? Das wollten die kleinen Mädchen immer von ihr wissen. Sie glaubten, der Hexenberuf sei ein ständiges Besenreiten. Laut sagte sie: »Von mir hast du jedenfalls nichts zu befürchten. Frag ruhig.«

Becky Pardon blickte auf ihre Stiefel. »Haben Sie eigentlich auch süße Triebe?«

Ein weiteres Talent, das man als Hexe benötigt, ist die Fähigkeit, sich seine Gedanken nicht ansehen zu lassen. Vor allem durfte man es unter gar keinen Umständen dazu kommen lassen, dass einem die Gesichtszüge entgleisten. Ohne das leiseste Schwanken in der Stimme und ohne den geringsten Hauch eines verlegenen Lächelns antwortete Tiffany: »Das ist eine sehr interessante Frage, Becky. Verrätst du mir, warum du das wissen möchtest?«

Nachdem sie die Frage nun gewissermaßen in den öffentlichen Raum gestellt hatte, wirkte die Kleine richtig erleichtert.

»Na ja, ich hab meine Oma gefragt, ob ich Hexe werden kann, wenn ich groß bin, und da hat sie gesagt, dass ich das bestimmt nicht wollen würde, weil Hexen keine süßen Triebe haben.«

Zwei Paar ernste Eulenaugen blickten Tiffany erwartungsvoll an. Ihr blieb nicht viel Zeit zum Überlegen: Es sind Mädchen vom Land, die mit Sicherheit schon einmal gesehen haben, wie Katzen und Hunde ihre Junge bekommen, dachte sie. Bestimmt haben sie auch schon die Geburt eines Lämmchens miterlebt oder die eines Kälbchens – eine laute Angelegenheit, die man nicht so leicht überhören kann. Sie wissen also ganz genau, was ihre Frage bedeutet.

Nun schaltete sich Nancy ein. »Wenn das nämlich stimmt, Fräulein, hätten wir gerne unsere Blumen zurück. Wir wollen sie ja nicht verschwenden. Nicht böse sein.« Rasch trat sie einen Schritt zurück.

Tiffany war selbst überrascht, dass sie lachen musste. Das hatte es bei ihr schon ewig nicht mehr gegeben. Während sich die Dorfbewohner erstaunt nach ihr umdrehten, erwischte sie die Mädchen in letzter Sekunde, bevor sie davonlaufen konnten, und zog sie zu sich herum.

»Gut gemacht, ihr zwei«, sagte sie. »Ich freue mich immer, wenn zur Abwechslung mal jemand seinen Verstand benutzt. Ihr dürft nie aufhören, Fragen zu stellen. Und nun zu meiner Antwort: Was die süßen Triebe angeht, sind Hexen genau wie alle anderen Menschen auch, bloß haben sie meistens so viel zu tun, dass sie gar nicht dazu kommen, über sie nachzudenken.«

Die Mädchen schienen froh, dass sie sich die Mühe mit den Blumen doch nicht ganz umsonst gemacht hatten, und Tiffany wappnete sich für die nächste Frage, die wiederum von Becky kam. »Haben Sie denn einen Liebsten, Fräulein?«

»Zurzeit nicht«, antwortete Tiffany, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie hob das Sträußlein hoch. »Aber wer weiß? Wenn ihr die Blumen richtig gebunden habt, finde ich vielleicht wieder einen. Dann seid ihr bessere Hexen als ich. So viel steht fest.« Die beiden Mädchen ließen sich diese dreiste Schmeichelei strahlend gefallen, und die Fragerei hatte ein Ende.

»So«, sagte Tiffany. »Gleich fängt das Käserollen an. Das wollt ihr doch bestimmt nicht verpassen.«

»Nein, Fräulein«, antworteten sie im Chor. Ehe sie sich trollten, vor Erleichterung und Selbstherrlichkeit fast platzend, tätschelte Becky tröstend Tiffanys Hand. »Verehrer können ganz schön anstrengend sein«, sagte sie mit der ganzen Abgeklärtheit ihrer acht Lebensjahre.

»Danke«, erwiderte Tiffany. »Das werde ich mir merken.«

Mit den anderen Jahrmarktsattraktionen, wie zum Beispiel dem Fratzenschneiden durch ein Pferdekummet, der Kissenschlacht auf einem gefetteten Balken oder sogar dem Froschtauchen, hätte man sie, wenn überhaupt, nur mit Mühe hinter dem Ofen hervorlocken können. Denn das Schönste war für Tiffany schon immer das Käserollen gewesen. Sie konnte sich gar nicht daran sattsehen, wenn ein guter Laib Käse den ganzen Hügel hinunterrollte – allerdings nicht über den Riesen. Davon wäre wohl jedem der Appetit vergangen.

An den Start gingen ausschließlich Hartkäsesorten, die zum Teil speziell für die Käserollsaison gemacht wurden. Der Hersteller des Siegerlaibes, der unversehrt am Fuß des Hügels ankam, gewann einen Gürtel mit Silberschnalle und die Bewunderung des ganzen Dorfes.

Obwohl Tiffany eine hervorragende Käserin war, hatte sie noch nie an diesem Wettbewerb teilgenommen. Für Hexen waren solche Turniere tabu. Denn wenn man gewann (und sie wusste, dass sie schon ein, zwei Championkäse hergestellt hatte), hieß es – natürlich hinter vorgehaltener Hand –, das wäre unfair, weil man ja schließlich eine Hexe sei. Und wenn man nicht gewann, wurde ebenfalls getuschelt: »Was soll denn das für eine Hexe sein, die noch nicht mal einen Käse hinkriegt, der die einfachen Käse von uns einfachen Leuten besiegen kann?«

Kurz vor Beginn des Käserollens setzte sich die Menge allmählich in Bewegung. Nur um die Bude, an der man nach Fröschen tauchen konnte, drängte sich noch das Publikum. Es war eine sehr beliebte und lustige Attraktion – vor allem für die nicht tauchenden Zuschauer. Leider fehlte in diesem Jahr der Mann, der sich Wiesel in die Hose steckte. Sein Rekord stand angeblich bei neun Wieseln in einer einzigen Hose. Seine Anhänger rätselten, ob ihm die ganze Sache vielleicht doch zu kitzelig geworden war. Aber früher oder später versammelten sich alle an der Startlinie für das Käserollen. So wollte es die Tradition.

Da der Hang an dieser Stelle steil und die Rivalität zwischen den Käsebesitzern groß war, kam es zu einem ungestümen Gerangel, das jedes Mal in Knüffe, Püffe und Tritte überging und gelegentlich auch mit einem Arm- oder Beinbruch enden konnte. Während sich die wartenden Männer mit ihren Laiben in einer Reihe aufstellten, bemerkte Tiffany – offenbar als Einzige – einen ominösen Käse, der aus eigener Kraft an den Start rollte. Ein schwarzer Käse mit einer dicken Staubschicht, der ein schmutziges blau-weißes Tuch umgebunden hatte.

»Oh nein«, seufzte sie. »Horace! Und wo du bist, ist der Ärger nicht weit.« Sie blickte sich forschend um. »Jetzt hört mal gut zu«, sagte sie leise. »Ich weiß, dass mindestens einer von euch in der Nähe sein muss. Dieser Wettkampf ist nicht für euch, sondern für die Menschen. Verstanden?«

Aber es war schon zu spät. Der Rennleiter, der einen großen Schlapphut mit spitzenbesetzter Krempe trug, erhob die Stimme und verkündete: »Lasset die Laibe rollen!« Eine etwas hochtrabende Ausdrucksweise für »Auf die Plätze, fertig, los«, aber ein Mann mit Spitzenborte am Hut würde niemals etwas platt ausdrücken, wenn es auch geschwollen ging.

Tiffany traute sich kaum hinzusehen. Die Läufer kugelten und schlitterten mehr den Hügel hinunter, als dass sie rannten. Schon erhob sich lautes Geschrei. Der schwarze Käse, der sich blitzschnell an die Spitze des Feldes gesetzt hatte, machte immer wieder unvermittelt kehrt, um einen seiner unschuldigen Käsekollegen von der Strecke zu drängen. Während er den Hügel hinaufschoss, gab er ein leises Grollen von sich.

Schimpfend versuchten die Käseläufer, ihn festzuhalten, doch obwohl sie mit Stöcken nach ihm schlugen, setzte der Schurkenkäse seinen Weg der Zerstörung unbeirrt bis ins Ziel fort, wo das Rennen in einer schrecklichen Massenkarambolage aus Leibern und Laiben seinen Höhepunkt fand. Anschließend rollte er gemächlich wieder nach oben und blieb, sanft vibrierend, auf der Startlinie hocken.

Am Fuß des Hügels brach derweil unter den kampffähig gebliebenen Käse-Jockeys eine Schlägerei aus. Und da das Publikum nur noch Augen für dieses wilde Getümmel hatte, nutzte Tiffany die Gunst des Augenblicks, Horace an sich zu nehmen und ihn in ihrer Tasche zu verstauen. Schließlich gehörte er ihr. Zumindest hatte sie ihn gemacht. Allerdings musste ihr dabei irgendetwas Seltsames in die Milch geraten sein, denn Horace war der einzige Käse, der nicht nur Mäuse fraß, sondern, wenn man ihn nicht festnagelte, sogar andere Käse. Es war deshalb auch kein Wunder, dass er sich so prächtig mit den Wir-sind-die-Größten[[8]](#footnote-8) verstand, die ihn zum Ehrenmitglied ihres Clans ernannt hatten. Er war eben ein Käse ganz nach ihrem Geschmack.

Möglichst unauffällig hob Tiffany sich die Tasche an den Mund und zischte: »So etwas gehört sich nicht! Schäm dich!« Die Tasche wackelte ein bisschen. Leider kam das Wort »schämen« in Horaces Wortschatz nicht vor – was auch für alle anderen Wörter galt. Sie ließ die Tasche wieder sinken, entfernte sich ein paar Schritte von der Menge und sagte: »Ich weiß, dass du da bist, Rob Irgendwer.«

Schon saß er auf ihrer Schulter. Sie konnte ihn riechen. Da die Größten, wenn es nicht gerade regnete, kaum mit Wasser in Berührung kamen, rochen sie immer wie leicht beschwipste Kartoffeln. »Die Kelda[[9]](#footnote-9) wollte wissen, wie’s dir so geht«, sagte der Große Mann des Clans. »Du has‘ dich schon zwei Monate nich mehr bei ihr inner Höhle blicken lassen. Ich glaub, sie macht sich Sorgen um dich, wo du doch immer so schwer schuften muss‘.«

Tiffany stöhnte, aber nur innerlich. »Das ist sehr nett von ihr. Die Kelda kann sich bestimmt denken, dass ich sehr beschäftigt bin. Die Arbeit hört eben nie auf. Ich werde immer irgendwo gebraucht. Aber sie muss sich keine Sorgen machen. Es geht mir gut. Und lass bitte Horace nicht mehr frei herumrollen – du weißt doch, wie leicht er über die Stränge schlägt.«

»Ja, aber da oben aufm Spruchband steht doch, dass der Jahrmarkt ‘n Fest fürs Volk der Hügel is. Und wir sind noch viel mehr als Volk. Wir sind Folklore! Daran is nich zu rütteln. Außerdem halt ich große Stücke auf den großen kleinen Hosenlosen. Er is’n toller Hecht, das steht mal fest.« Rob hielt kurz inne. »Dann kann ich ihr also bestelln, dass bei dir so weit alles in Butter is?« Er klang ein wenig nervös, als ob er gern mehr gesagt hätte, sich aber nicht so recht traute.

»Mach das, Rob Irgendwer. Ich wäre dir sehr dankbar«, antwortete Tiffany. »Wenn ich das richtig sehe, muss ich jetzt erst mal los, ein paar Leute verbinden.«

Heldenhaft ratterte Rob Irgendwer – ein Mann auf undankbarer Mission – nun doch noch den Satz herunter, den ihm seine Frau für Tiffany mitgegeben hatte: »Die Kelda sagt, andre Väter haben auch schöne Söhne!«

Tiffany stand da wie erstarrt. Ohne ihn anzusehen sagte sie leise: »Ich danke der Kelda für ihren Rat. Aber die Arbeit wartet, Rob. Und vergiss nicht, der Kelda meinen Dank auszurichten!«

Die meisten Zuschauer hatten sich inzwischen im Zielraum eingefunden, die einen, um zu gaffen, die anderen, um den laut jammernden Käseläufern mit laienhaften Mitteln Erste Hilfe zu leisten. Aber für alle war es ein spannender Zeitvertreib. So einen eindrucksvollen Haufen aus Männern und Käsen bekam man schließlich nicht alle Tage zu sehen. Und womöglich waren da ja auch noch ein paar wirklich interessante Verletzungen zu bestaunen.

Tiffany, die froh war, helfen zu können, brauchte sich nicht erst lange zu den Opfern durchzukämpfen. Vor dem spitzen schwarzen Hut teilte sich die Menge schneller als die Fluten eines seichten Meeres vor einem heiligen Mann. Zuerst verscheuchte sie die Schaulustigen, wobei sie den Begriffsstutzigeren unter ihnen mit ein paar Rippenstößen nachhelfen musste. Zum Glück war das Gemetzel in diesem Jahr nicht allzu blutig ausgefallen: nur ein gebrochener Arm, ein gebrochenes Handgelenk, ein gebrochenes Bein und jede Menge Schrammen, Beulen und Schürfwunden, die bei der Schlitterpartie am Hang entstanden waren – Gras ist nicht unbedingt jedem Menschen grün. Mehreren jungen Männern, die offenbar große Schmerzen litten, aber nicht willens waren, ihre Verletzungen mit einem weiblichen Wesen zu erörtern, gab Tiffany den Rat, die betroffenen Stellen zu Hause mit kalten Umschlägen zu behandeln, und sah ihnen nach, wie sie krummbeinig davonwackelten.

Tiffany konnte mit sich zufrieden sein. Unter den neugierigen Blicken der Menge hatte sie ihr Können unter Beweis gestellt und sich – nach allen Bemerkungen, die sie ringsum aufschnappte – durchaus achtbar geschlagen. Vielleicht war es nur Einbildung, dass ein, zwei Leute ein verlegenes Gesicht machten, als ein alter Mann, dem der Rauschebart bis zur Hüfte hing, mit einem Grinsen zu ihr sagte: »Ein Mädel, das Knochenbrüche richten kann, kriegt bestimmt noch einen Kerl ab«, aber das ging vorbei. Als es nichts mehr zu gaffen gab, stiegen die Menschen den Hügel langsam wieder hinauf... Doch dann fuhr die Kutsche vorbei und – was noch viel schlimmer war – hielt an.

An der Tür prangte das Wappen der Familie Souvenir. Ein junger Mann stieg aus, auf seine Art nicht unansehnlich, aber so steif, dass man auf ihm Hemden hätte bügeln können. Das war Roland. Er war erst einen Schritt weit gekommen, als eine scharfe Stimme aus dem Inneren der Kutsche hinter ihm herschnarrte, was ihm denn einfalle, den Wagenschlag selbst zu öffnen. Für so etwas habe man schließlich Lakaien. Außerdem solle er sich gefälligst sputen, man habe ja nicht den ganzen Tag Zeit.

Der junge Mann hastete auf die Dorfbewohner zu, die sich eilig den Staub von der Kleidung klopften. Immerhin war er der Sohn des Barons, dem der größte Teil des Kreidelands und darin fast jedes Haus gehörte. Obwohl der Baron ein durchaus väterlicher Landesvater war, konnte es sicher nicht schaden, seiner Familie etwas Höflichkeit entgegenzubringen...

»Ist etwas passiert? Hat sich jemand verletzt?«, fragte Roland.

Im Kreideland war das Verhältnis zwischen Herrn und Untertanen in aller Regel von gegenseitigem Respekt geprägt. Trotzdem wusste das Bauernvolk aus Erfahrung, dass es gegenüber der Obrigkeit klüger war, mit seinen Worten sparsam umzugehen, weil manchmal jedes Wort schon ein Wort zu viel sein konnte. Schließlich gab es immer noch eine Folterkammer auf der Burg, auch wenn sie seit Jahrhunderten nicht mehr benutzt worden war. Deshalb hielt man sich vorsichtshalber zurück und überließ das Reden lieber der Hexe. Die konnte immerhin wegfliegen, wenn es brenzlig wurde.

»Nur ein kleiner Unfall, der sich leider nicht verhindern ließ«, antwortete Tiffany, und sie war sich durchaus bewusst, dass sie als Einzige der Frauen keinen Knicks gemacht hatte. »Einige gebrochene Knochen, die bald wieder zusammenwachsen werden, und ein paar rote Köpfe. Danke der Nachfrage, wir kommen schon klar.«

»Verstehe, verstehe. Gut gemacht, junge Dame.«

Einen Augenblick lang glaubte Tiffany, ihre Zähne schmecken zu können. Junge Dame? So musste sie sich von ihm anreden lassen? Mit ein bisschen bösem Willen hätte man es auch als Beleidigung auffassen können. Doch offenbar störte sich außer ihr niemand daran. So redeten die hohen Herrschaften nun mal, wenn sie versuchten, sich umgänglich und leutselig zu geben. Anscheinend will er seinem Vater nacheifern, dachte sie. Aber der alte Baron hatte ein Gespür dafür. Er redete auf Augenhöhe mit den Leuten. Nicht von oben herab, wie von einem Podium. Sie antwortete: »Danke sehr, der Herr.«

So weit, so gut. Doch jetzt öffnete sich die Tür der Kutsche ein zweites Mal, und ein weißes Füßlein senkte sich hinunter auf den Feuerstein. Das war sie: Lappalia – oder Larifaria? Tiffany wusste natürlich ganz genau, dass sie Lätitia hieß, aber eine klitzekleine, noch dazu unausgesprochene Bosheit musste ihr doch wohl erlaubt sein. Lätitia! Was für ein Name. Läppisch, lästig, lächerlich. Und wie kam diese Lätitia überhaupt dazu, Roland vom Jäte-Jahrmarkt fernzuhalten? Er gehörte dorthin! Sein Vater hätte sich den Besuch sicher nicht nehmen lassen, wenn er dazu imstande gewesen wäre! Und dann noch diese Schuhe, beziehungsweise Schühchen! So weiß und zierlich! Wie lange würden die wohl halten, wenn ihre Trägerin einer geregelten Arbeit nachgehen müsste? Tiffany zügelte sich: Eine kleine Bosheit musste reichen.

Lätitia warf einen furchtsamen Blick auf Tiffany und die Menge und sagte zu Roland: »Lass uns fahren, ja? Mutter wird schon ungeduldig.«

Die Kutsche rollte weiter, der Leierkastenmann zog ab, die Sonne ging unter. Einige Menschen verweilten noch ein wenig in den warmen Schatten der Abenddämmerung, aber Tiffany flog allein nach Haus – so hoch, dass nur die Fledermäuse und Eulen ihr Gesicht sehen konnten.

2

Katzenmusik

Sie bekam nur eine Stunde Schlaf, bevor der Alptraum begann.

Was ihr von dieser Nacht am besten in Erinnerung bleiben sollte, war das dumpfe Poltern, mit dem Herrn Mickers Kopf gegen Wand und Geländer schlug, als sie ihn gewaltsam aus dem Bett zerrte und an seinem speckigen Nachthemd die Treppe hinunterschleifte. Er war ein massiger Mann und schlief noch halb. Seine andere Hälfte war stockbetrunken.

Sie musste unbedingt dafür sorgen, dass er keine Sekunde zum Nachdenken kam, während sie ihn wie einen Sack hinter sich herzog. Er war zwar drei Mal so schwer wie sie, aber sie kannte das Hebelgesetz. Als Hexe musste man schwer heben können. Sonst könnte man einem Kranken ja nie das Bett frisch beziehen. Nachdem Tiffany ihn über die letzten Stufen in die winzige Küche der Kate hatte rutschen lassen, übergab er sich auf den Fußboden.

Das geschah ihm ganz recht – in einer stinkenden Pfütze aus Erbrochenem zu liegen war noch das Mindeste, was dieser Kerl verdient hatte. Doch jetzt hieß es schnell handeln, bevor er wieder zu sich kam.

Als Frau Micker, eine kleine graue Maus, laut schreiend vor Entsetzen ins Wirtshaus gestürzt war und von den brutalen Schlägen ihres Mannes berichtete, hatte Tiffanys Vater sofort seine Tochter aus dem Bett holen lassen. Herr Weh war ein sehr vorausschauender Mann, der gewusst haben musste, dass die bierselige Stimmung am Ende eines Jahrmarkttages blitzschnell und auf verhängnisvolle Weise ins Gegenteil umschlagen konnte. Noch während Tiffany auf ihrem Besen zu den Mickers eilte, hörte sie bereits die ersten Klänge der Katzenmusik.

Sie gab dem Mann eine Ohrfeige. »Hören Sie das?«, fuhr sie ihn an und zeigte auf das dunkle Fenster. »Hören Sie? Die wollen Ihnen eine Katzenmusik bringen. Die kommen, um Ihnen den Marsch zu blasen, Herr Micker. Sie haben Stöcke! Und Steine! Und Fäuste! Sie haben sich mit allem bewaffnet, was nicht niet- und nagelfest ist, aber vor allem haben sie ihre Fäuste. Das Kind ist tot, Herr Micker. Sie haben Ihre Tochter so schwer verprügelt, dass sie ihr Kind verloren hat. Ihre Frau sitzt bei den Dorffrauen und weint sich aus, und alle wissen, dass Sie es getan haben. Alle.«

Sie starrte in seine blutunterlaufenen Augen. Er hatte automatisch die Hände geballt, weil er ein Mann war, der mit seinen Fäusten dachte. Bald würde er versuchen, sie zu gebrauchen – zuschlagen war leichter als nachdenken. Herr Micker hatte sich schon immer mit den Fäusten durchs Leben geprügelt.

Die Katzenmusik kam nur langsam näher. Es ist eben schwierig, in finsterer Nacht quer über die Felder zu laufen, wenn man zu tief ins Glas geschaut hat. Da kann die rechtschaffene Empörung, die einen antreibt, noch so groß sein. Hoffentlich gingen die Männer nicht in die Scheune. Dann würden sie nicht lange fackeln und Herrn Micker an Ort und Stelle aufknüpfen – wenn er Glück hatte und sie ihm sonst nichts antaten. Ein Blick in die Scheune hatte Tiffany genügt, und sie wusste, dass eine Bluttat geschehen war und sie eine zweite verhindern musste. Sie hatte dem Mädchen mit einem Zauber die Schmerzen genommen, die sie jetzt dicht über ihrer Schulter im Gleichgewicht hielt. Natürlich waren sie unsichtbar, aber vor Tiffanys innerem Auge brannten sie in feurigen Farben.

»Da ist bloß dieser Schuft dran schuld«, murmelte Herr Micker, dem das Erbrochene über die Brust lief. »Steigt ihr nach und verdreht ihr den Kopf, bis sie sich von ihrer Mutter und mir nichts mehr sagen lässt. Dabei ist sie doch erst dreizehn. Es ist eine Schande.«

»William ist auch erst dreizehn«, sagte Tiffany. Es gelang ihr nur mit Mühe, ihren Zorn im Zaum zu halten. »Und was soll das überhaupt heißen? Dass sie zu jung war, um sich zu verlieben, aber nicht zu jung, um dermaßen verprügelt zu werden, bis sie an Stellen geblutet hat, wo kein Mensch je bluten sollte?«

Sie war sich nicht sicher, ob sie tatsächlich zu ihm durchdrang. Selbst nüchtern war er von so beschränktem Verstand, dass man sich fragte, ob er überhaupt etwas anderes als Stroh im Kopf hatte.

»Was die zwei getrieben haben, gehört sich nicht«, sagte er. »Und ein Mann muss ja wohl dafür sorgen, dass wenigstens unter seinem eigenen Dach Zucht und Ordnung herrschen. «

Tiffany konnte sich lebhaft vorstellen, was für hitzige Reden im Wirtshaus geschwungen worden waren – als Ouvertüre zur Katzenmusik. Es gab zwar nicht viele Waffen im Kreideland, aber dafür hatten die Leute Sicheln, Sensen, Messer und große, schwere Hämmer – die nur so lange keine Waffen waren, bis jemand damit angegriffen wurde. Und das ganze Dorf wusste, wie jähzornig der alte Micker war und wie oft seine Frau – wenn sie mal wieder ein blaues Auge hatte – ihren Nachbarn weismachen wollte, sie wäre gegen eine Tür gelaufen.

Oh ja, sie konnte sich vorstellen, wie sich die Stimmung im Wirtshaus, angefacht vom Bierdunst, immer weiter aufheizte, bis den Leuten irgendwann die Sachen in den Sinn kamen, die bei ihnen zu Hause im Schuppen hingen und die – noch – keine Waffen waren. In seinem eigenen kleinen Reich war jeder Mann der Herrscher. (Das glaubten zumindest die Männer.) Und deshalb steckte man seine Nase nicht in anderer Leute Angelegenheiten. Aber wenn es im Reich des Nachbarn zu gären begann, musste man etwas unternehmen, damit sich die Fäulnis nicht weiter ausbreiten konnte. Herr Micker war das schmutzige kleine Geheimnis der Dorfgemeinschaft – aber eines, das sich nach den Vorfällen dieses Abends nicht mehr unter der Decke halten ließ.

»Ich bin Ihre einzige Chance, Herr Micker«, sagte Tiffany. »Sie müssen fliehen, und zwar sofort. Packen Sie ein paar Sachen zusammen, und dann nichts wie weg. Laufen Sie so weit, bis Sie keiner mehr kennt, und dann sicherheitshalber noch ein paar Meilen weiter. Ich kann die Leute nämlich nicht aufhalten. Verstehen Sie? Mir persönlich ist es herzlich egal, was sie mit Ihnen machen, aber ich will nicht, dass gute Menschen durch einen Mord zu bösen Menschen werden. Also, nehmen Sie endlich Ihre Beine in die Hand! Wenn man mich fragt, wohin Sie verschwunden sind, weiß ich von nichts.«

Dumpf kratzte er seinen letzten Trotz zusammen. »Ich lass mich doch nicht aus meinem eigenen Haus schmeißen«, nuschelte er.

»Ihr Haus, Ihre Frau und Ihre Tochter haben Sie längst verloren. Und Ihren Enkel, Herr Micker. Hier werden Sie heute Nacht keine Freunde finden. Ich biete Ihnen Ihr Leben. «

»Schuld war nur der Suff!«, brach es aus Micker heraus. »Ohne den Schnaps wär das nie passiert!«

»Aber wer hat den Schnaps denn getrunken? Und noch einen und noch einen?«, fragte sie. »Sie haben sich den ganzen Tag auf dem Jahrmarkt volllaufen lassen, bis Sie der Suff in den Klauen hatte.« Tiffany war es eiskalt ums Herz.

»Es tut mir leid.«

»Das reicht nicht, Herr Micker. Das reicht hinten und vorne nicht. Verschwinden Sie, und gehen Sie in sich, und wenn Sie als besserer Mensch wieder zurückkommen, haben Sie vielleicht das Glück, dass die Leute Sie mit einem Hallo oder wenigstens mit einem Kopfnicken begrüßen.«

Tiffany ließ ihn nicht aus den Augen, schließlich kannte sie ihren Pappenheimer. In ihm kochte es. Er schämte sich, er wusste weder ein noch aus, er war aufgebracht – lauter Umstände, unter denen die Mickers dieser Welt gern einmal die Fäuste fliegen lassen.

»Ich rate Ihnen dringend davon ab, Herr Micker«, sagte sie warnend. »Haben Sie eine Ahnung, was passiert, wenn Sie eine Hexe schlagen?«

Diese Hexe hier würde wahrscheinlich tot umfallen, wenn sie sich von dir einen Hieb einfängt, dachte sie. Deshalb muss ich dafür sorgen, dass du vor lauter Angst gar nicht erst dazu kommst.

»Haben Sie mir die Katzenmusik auf den Hals gehetzt?«

Sie seufzte. »Diese Musik kann man nicht lenken, Herr Micker, und das wissen Sie genau. Sie entsteht von selber, wenn den Leuten der Kragen platzt. Niemand weiß, wann sie einsetzt. Es beginnt mit einem Blick, einem ersten stummen Nicken. Es zieht immer weitere Kreise, bis irgendwann der Erste einen Löffel in die Hand nimmt und auf einen Teller trommelt, bis jemand seinen Bierkrug auf den Tisch knallt, bis nach und nach alle mit ihren Stiefeln auf den Boden stampfen, lauter und immer lauter. Katzenmusik ist Lärm gewordener Zorn. So hört es sich an, wenn das Fass überläuft. Wollen Sie ernsthaft hier sitzen bleiben, bis sie kommen und dafür sorgen, dass Ihnen Hören und Sehen vergeht?«

»Sie halten sich wohl für besonders schlau, was?«, knurrte Micker. »Glauben, Sie können die Leute einfach so rumkommandieren, mit Ihrem Besen und Ihrer Schwarzen Magie.«

Sie konnte sich einer gewissen Bewunderung nicht erwehren. Er hatte keinen einzigen Freund mehr auf der Welt, war über und über mit seinem eigenen Erbrochenen bekleckert und – sie schnupperte – ja, von seinem Nachthemd tropfte Urin. Und trotzdem wagte er es, Widerworte zu geben. »Ich bin bloß schlauer als Sie, Herr Micker. Und das ist kein großes Kunststück.«

»Ach nein? Die Schlauheit wird Ihnen schon noch vergehen. Halbgares Frauenzimmer, das sich überall einmischt... Warten Sie ab, bis sie Ihnen eine Katzenmusik bringen. Was machen Sie dann?«

»Weglaufen, Herr Micker. Mich aus dem Staub machen. Und für Sie wird es jetzt auch höchste Zeit.« Sie konnte bereits einzelne Stimmen heraushören.

»Würden Ihre Majestät vielleicht erlauben, dass man sich vorher noch die Stiefel anzieht?«, fragte er höhnisch und bückte sich schon danach. Aber man konnte in Herrn Micker lesen wie in einem nicht besonders dicken offenen Buch. Einem Büchlein voller fettiger Fingerabdrücke und einer Scheibe Speck als Lesezeichen.

Mit schwingenden Fäusten richtete er sich auf.

Sie wich einen Schritt zurück, fasste ihn beim Handgelenk und ließ die Schmerzen auf ihn los. Tiffany spürte, wie sie kribbelnd ihren Arm hinunter und in den Mann hineinliefen: die gesamten Schmerzen seiner Tochter in nur einer Sekunde. Er wurde quer durch die Küche geschleudert, alle Gefühlsregungen aus ihm herausgebrannt, bis auf eine animalische Angst. Wie ein Stier warf er sich gegen die morsche Hintertür, brach hindurch und verschwand in der Dunkelheit.

Tiffany schleppte sich zurück in die Scheune, die von einer Lampe erleuchtet war. Laut Oma Wetterwachs fühlte man die Schmerzen nicht, die man einem anderen abgenommen hatte. Aber das war eine Lüge. Eine notwendige Lüge. Man fühlte sie sehr wohl, doch man konnte sie aushalten, weil es nicht die eigenen waren. Aber nachdem man sich von ihnen befreit hatte, konnte man sich vor Schwäche kaum noch auf den Beinen halten.

Als die tobende, lärmende Meute eintraf, saß Tiffany still neben dem schlafenden Mädchen in der Scheune. Die Katzenmusik zog einmal um die Kate herum, aber sie überschritt nicht die Schwelle. So lautete eines ihrer ungeschriebenen Gesetze. Und die wurden eingehalten, auch wenn man es kaum glauben mag. Manchmal wütete sie drei Nächte, manchmal genügte auch schon eine. Doch so lange sie in der Luft lag, traute sich niemand aus dem Haus heraus und auch niemand wieder hinein. Es sei denn, er wollte um Vergebung oder um Verständnis bitten – oder um zehn Minuten zum Packen und Abhauen. Die Katzenmusik hatte keinen Dirigenten. Alle wurden von der Raserei gleichzeitig befallen. Sie spielte immer dann auf, wenn in einem Dorf das Gefühl überhand nahm, dass ein Mann seine Frau zu oft oder seinen Hund zu brutal geschlagen hatte. Wenn ein verheirateter Mann und eine verheiratete Frau vergaßen, dass sie mit jemand anderem verheiratet waren. Es gab auch noch andere, dunklere Taten, die mit der Katzenmusik gesühnt wurden, doch über die redete man nur hinter vorgehaltener Hand. Dem einen oder anderen gelang es, die Musik wieder zum Verstummen zu bringen, indem er ein besserer Mensch wurde; aber die meisten packten ihre Siebensachen und machten sich noch vor der dritten Nacht aus dem Staub.

Von selbst hätte Micker die Warnung bestimmt nicht verstanden. Er wäre mit fliegenden Fäusten aus dem Haus gestürmt. Es wäre zum Kampf gekommen, und irgendjemand hätte eine noch größere Dummheit begangen als Micker mit seiner Attacke. Dann würde der Baron davon erfahren haben, und die Menschen hätten Heim und Hof verloren. Sie hätten das Kreideland verlassen und in der Ferne, also mindestens zehn Meilen entfernt, unter Fremden ein neues Leben anfangen müssen.

Als die Katzenmusik allmählich verklang, ging langsam das Scheunentor auf, und Tiffanys Vater schob sich verlegen herein. Er war ein Mann von feinem Instinkt, der im Dorf hohes Ansehen genoss. Doch nun war plötzlich seine Tochter wichtiger als er, eine Hexe, die sich von niemandem dreinreden ließ. Tiffany wusste, dass er von den anderen Männern deswegen aufgezogen wurde.

Sie lächelte ihn an, und er setzte sich neben sie ins Heu. Die Musik zog wieder ab – hier würde sie niemanden mehr zum Verprügeln, Steinigen oder Aufknüpfen finden. Herr Weh, der von Natur aus ein Mann weniger Worte war, schaute sich schweigend um. Sein Blick fiel auf das in Stroh und Sackleinen gewickelte kleine Bündel, das Tiffany an einer Stelle abgelegt hatte, wo das Mädchen es nicht sehen konnte. »Dann stimmt es also? Sie war in anderen Umständen? «

»Ja, Papa.«

Er blickte ins Leere. »Besser, wenn sie ihn nicht finden«, sagte er nach einer gebührenden Pause.

»Ja«, antwortete Tiffany.

»Ein paar von den jüngeren Burschen haben gedroht, ihn aufzuhängen. Wir hätten das natürlich verhindert, aber es wäre eine unschöne Sache gewesen. Man hätte für die eine oder andere Seite Partei ergreifen müssen. So was kann ein ganzes Dorf vergiften.«

»Ja.«

Sie schwiegen. Nach einer Weile blickte ihr Vater hinunter auf das schlafende Mädchen. »Konntest du ihr helfen?«

»Ich habe getan, was ich kann«, antwortete Tiffany.

»Hast du ihr die Schmerzen genommen?«

Sie seufzte. »Ja, aber ich muss ihr auch noch etwas anderes nehmen. Leihst du mir eine Schaufel, Papa? Ich begrabe das arme Würmchen im Wald, wo es keiner mitbekommt.«

Er wandte den Blick ab. »Musst du dir das auch noch aufhalsen, Tiff? Und das in deinem Alter. Noch keine Sechzehn, aber ständig auf Trab, um Kranke zu pflegen, Verbände zu wechseln und was weiß ich noch. Du solltest das nicht alles alleine machen müssen.«

»Ja, ich weiß«, sagte Tiffany.

»Warum tust du es dann?«, fragte er.

»Weil es sonst keiner tut. Weil es keiner tun will oder tun kann. Darum.«

»Aber eigentlich kann man das nicht von dir verlangen.«

»Ich verlange es von mir. Ich bin eine Hexe. Das gehört nun mal dazu. Das, wofür sich niemand verantwortlich fühlt, ist meine Aufgabe«, sagte Tiffany rasch.

»Ja, aber wir dachten doch alle, eine Hexe zu sein bedeutet, dass man auf seinem Besen durch die Gegend saust, und nicht, dass man alten Frauen die Zehennägel schneidet. «

»Die Leute sehen einfach nicht, wo welche Hilfe nötig ist«, erklärte Tiffany. »Sie sind keine schlechten Menschen, sie denken bloß nicht mit. Nehmen wir nur mal die alte Frau Strumpf, die auf der Welt nichts besitzt außer ihrer Katze und ihrer Arthritis. Die Nachbarn haben ihr regelmäßig etwas zu essen gebracht, das stimmt, aber meinst du, einer von ihnen hätte gemerkt, dass sie sich ein Jahr lang die Stiefel nicht mehr ausziehen konnte, weil ihre Zehennägel zu lang geworden waren? Die Leute bringen gern einen Eintopf vorbei oder ab und zu einen Blumenstrauß, aber sobald die Sache ein bisschen unappetitlich wird, ist keiner mehr da. Hexen erkennen sofort, wo etwas nicht stimmt. Klar, wir sausen auch schon mal mit dem Besen durch die Gegend, aber meistens nur, weil wir möglichst schnell irgendwohin wollen, wo Hilfe gebraucht wird.«

Herr Weh schüttelte den Kopf. »Und das macht dir Freude?«

»Ja.«

»Warum?«

Während Tiffany darüber nachdachte, ließ ihr Vater sie nicht aus den Augen. »Weißt du noch, was Oma Weh immer gesagt hat?«, antwortete sie schließlich. »›Gib den Hungrigen zu essen, den Nackten was zum Anziehen, und sprich für die, die keine Stimme haben.‹ Meinst du nicht auch, dass in dieser Reihe noch Platz ist für: ›Bück dich für die, die den Rücken nicht mehr krumm machen können, reck dich für die, die sich nicht mehr strecken können, und wisch denen den Hintern ab, die sich nicht mehr umdrehen können.‹ Und manchmal erwischt man einen richtig guten Tag, der einen für die schlimmen Tage entschädigt, und dann kann man einen Augenblick lang hören, wie die Welt sich dreht. Anders kann ich es nicht erklären.«

Ihr Vater musterte sie mit einem Ausdruck von Stolz, gepaart mit Verständnislosigkeit. »Und dafür lohnt sich die ganze Plackerei?«

»Ja, Papa!«

»Alle Achtung, Jiggit. Was du da leistest, ist richtige Männerarbeit. «

Weil er sie bei dem Kosenamen genannt hatte, den nur ihre Familie kannte – gab sie ihm ein Küsschen. Dass man wohl lange hätte suchen müssen, um einen Mann zu finden, der sich für die Arbeit, die sie machte, nicht zu schade war, behielt sie taktvoll für sich.

»Wie soll es mit den Mickers jetzt weitergehen?«, fragte sie.

»Frau Micker und ihre Tochter können erst mal bei uns unterkommen, und...« Herr Weh hielt inne und warf ihr einen fast furchtsamen Blick zu. »Die Dinge sind nie so einfach, wie man denkt, mein Kind. Seth Micker war kein übler Kerl, als wir noch junge Burschen waren. Nicht gerade die hellste Leuchte, aber auf seine Art ganz in Ordnung. Sein Vater dagegen, der war wirklich nicht ganz richtig im Kopf. Natürlich war man damals nicht so zimperlich wie heute, und wer nicht gehorchte, konnte sich leicht eine Ohrfeige einfangen. Aber Seths Vater hatte einen schweren Ledergürtel mit zwei großen Schnallen. Damit hat er ihn schon verdroschen, wenn Seth ihn nur komisch angeguckt hat. Ungelogen. Er wollte ihm eine Lektion erteilen.«

»Was ihm ja anscheinend auch bestens gelungen ist«, sagte Tiffany, doch ihr Vater hob die Hand und fuhr fort.

»Und dann kam Molly. Wenn ich ehrlich sein soll, kann ich nicht gerade behaupten, dass Molly und Seth wie füreinander geschaffen waren. Eigentlich waren sie für niemanden so richtig geschaffen. Aber sie schienen halbwegs glücklich miteinander. Damals war Seth Schaftreiber, und manchmal musste er die Herden auch ganz bis in die große Stadt bringen. Das ist ein Beruf, für den man nicht besonders viel zwischen den Ohren zu haben braucht, und es ist durchaus möglich, dass das eine oder andere Schaf klüger war als er, aber es war eine Arbeit, die irgendeiner machen musste. Immerhin hat er sein Geld damit verdient, und keiner hat ihn deswegen scheel angeguckt. Das Dumme war bloß, dass er Molly oft wochenlang allein lassen musste, und...« Er sah sie verlegen an.

»Den Rest kann ich mir schon denken«, sprang Tiffany ihm bei, doch er überhörte sie geflissentlich.

»Nicht, dass sie ein liederliches Frauenzimmer gewesen wäre«, sagte er. »Sie wusste nur nicht, wo‘s langgeht, und es hat ihr auch keiner erklärt. Jedenfalls kamen damals alle naselang irgendwelche Fremden durchs Dorf. Fahrendes Volk und so. Richtig schneidige Burschen zum Teil.«

Es tat Tiffany in der Seele weh, mit anzusehen, wie er sich quälte, weil er seiner Tochter Dinge erzählen musste, über die sein kleines Mädchen doch eigentlich noch gar nicht Bescheid wissen sollte.

Sie drückte ihm noch einen Kuss auf die Wange. »Ich weiß, Papa, ich weiß es wirklich. Amber ist in Wahrheit gar nicht seine Tochter, richtig?«

»Das habe ich nicht gesagt. Aber möglich ist alles«, antwortete er gepresst.

Womöglich war genau das der springende Punkt, dachte Tiffany. Wenn Seth Micker Gewissheit gehabt hätte, so oder so, hätte er vielleicht besser damit umgehen können. Vielleicht. Ganz auszuschließen war es jedenfalls nicht.

Doch er hatte immer mit seinen Zweifeln leben müssen – an manchen Tagen von seiner Vaterschaft überzeugt, an anderen von den schlimmsten Verdächtigungen gepeinigt. Bei einem Mann wie Micker, für den »denken« ein Fremdwort war, konnte es nicht ausbleiben, dass sich die finsteren Gedanken in seinem Kopf verhedderten, bis sein Verstand völlig lahmgelegt war. Und wenn das Hirn nicht mehr weiterweiß, tritt die Faust in Aktion.

Ihr Vater betrachtete sie forschend. »Du weißt wirklich, wovon ich rede?«, fragte er.

»Das kenne ich von meinen Hausbesuchen. So heißt das, was wir Hexen machen. Bitte begreif doch, Papa. Ich sehe die schrecklichsten Dinge, und die allerschrecklichsten sind die, die am normalsten sind. Die kleinen Geheimnisse hinter verschlossenen Türen, Papa. Gutes und Schlechtes, wovon ich dir lieber nichts erzähle. Aber das gehört eben zum Hexenberuf dazu! Man bekommt ein Gespür dafür.«

»Na, für unsereins ist das Leben nun auch nicht gerade ein Zuckerschlecken...«, sagte ihr Vater. »Früher zum Beispiel – «

»Da war diese alte Frau. Sie wohnte in der Nähe von Schnitte«, fiel Tiffany ihm ins Wort. »Sie ist gestorben, ganz friedlich eingeschlafen. An sich keine besonders schlimme Sache. Ihr Lebenslicht ist einfach erloschen. Aber sie lag zwei Monate in ihrem Bett, bevor irgendjemand etwas gemerkt hat. Die Leute aus Schnitte sind ein bisschen sonderbar. Das Schlimmste allerdings war, dass ihre Katzen nicht aus dem Haus konnten und angefangen haben, sie aufzufressen. Was der alten Frau vermutlich nicht einmal etwas ausgemacht hätte, so wie sie in ihre Katzen vernarrt war. Aber eine von ihnen hat dort Junge bekommen. Im Bett. Es war gar nicht leicht, ein neues Heim für sie zu finden. Dabei waren es reizende Kätzchen mit wunderschönen blauen Augen.«

»Äh«, krächzte ihr Vater. »Wenn du sagst ›im Bett‹, heißt das...?«

»In demselben Bett, in dem die alte Frau lag? Ja. Ich hatte schon öfter mit Toten zu tun. Beim ersten Mal wird einem noch übel, aber dann erkennt man, dass der Tod nur, na ja, Teil des Lebens ist. Wenn man ihn als einen Punkt auf einer langen Liste von Aufgaben sieht, die Schritt für Schritt abgearbeitet werden müssen, wird man leichter damit fertig. Manchmal kommen einem auch die Tränen, aber die gehören eben mit dazu.«

»Hat dir denn keiner geholfen?«

»Doch, doch. Ich habe ein paar Nachbarinnen zusammengetrommelt, die mir zur Hand gegangen sind, aber im Grunde hatte keiner etwas mit der alten Frau zu tun. So etwas kommt vor, dass jemand durch das Netz fällt.« Sie hielt inne. »Sag mal, Papa. Unsere alte Scheune steht doch immer noch leer, oder? Wäre es möglich, dass du sie für mich ausräumen und auf Vordermann bringen lässt?«

»Sicher«, antwortete ihr Vater. »Aber dürfte ich vielleicht fragen, wozu du sie brauchst?«

Wie höflich er sprach. Jetzt redete er mit der Hexe. »Mir schwebt da etwas vor«, sagte sie. »Und ich habe das Gefühl, dass ich die Scheune dafür gut gebrauchen kann. Bis jetzt ist es nur so eine vage Idee, aber es schadet ja trotzdem nicht, da drinnen mal auszumisten.«

»Gut, gut. Auf jeden Fall bin ich mächtig stolz auf dich, wenn ich sehe, wie du auf deinem Besen durch die Gegend zischst. So was nenne ich richtige Magie.«

Alle Menschen wollen an Magie glauben können, dachte Tiffany. Was sollte man ihnen darauf antworten? Ätsch, reingefallen? Oder: Ja, es gibt sie, aber nicht so, wie du meinst? Jeder wünscht sich, wir könnten die Welt mit einem Fingerschnippen verändern. »Die Besen werden von den Zwergen gemacht«, sagte sie. »Ich habe keinen Schimmer, wie sie funktionieren. Nicht runterzufallen, das ist die Kunst.«

Die Katzenmusik war abgezogen. Zum einen, weil sie hier nichts ausrichten konnte, und zum anderen aber wohl auch, weil die Musikanten vor der Sperrstunde wieder im Wirtshaus eintreffen wollten, um sich noch ein letztes Bier zu genehmigen.

Herr Weh stand auf. »Dann wollen wir das Mädel mal mit nach Hause nehmen.«

»Die junge Frau«, verbesserte ihn Tiffany, die sich über Amber beugte.

»Was?«

»Die junge Frau«, wiederholte sie. »Das zumindest sind wir ihr schuldig. Aber ich glaube, vorher bringe ich sie lieber noch woandershin. Sie braucht mehr Hilfe, als ich ihr geben kann. Könntest du bitte irgendwo einen Strick auftreiben? Ich habe natürlich den Ledergurt am Besen, aber doppelt hält besser.« Auf dem Heuboden raschelte es. Tiffany schmunzelte – auf manche Freunde war wirklich Verlass.

Herr Weh machte ein erschrockenes Gesicht. »Du willst sie wegbringen?«

»Es ist nicht weit. Aber es muss sein. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Mama soll ihr ruhig schon mal ein Bett herrichten. Wir bleiben nicht lange weg.«

Ihr Vater senkte die Stimme. »Sind die das, da oben? Laufen sie dir immer noch nach?«

»Angeblich nicht«, sagte Tiffany. »Das behaupten sie zumindest. Aber du kennst ja die Wir-sind-die-Größten: eine große Bande von kleinen Lügnern.«

Wenn es nicht so ein langer, harter Tag gewesen wäre, hätte sie sich niemals zu einer derart unfairen Bemerkung hinreißen lassen. Umso sonderbarer war es, dass sich im Heu gar kein Widerspruch regte. Zu ihrer Überraschung störte sie der Mangel an Kobolden auf einmal fast ebenso wie sonst ihr geballtes Auftreten.

Doch da ertönte auch schon ein kleines Stimmchen: »Ha, ha, ha, diesmal hatse uns nich erwischt, was, Jungs? Wir warn mucksmäuschenstill! Die große kleine Hexe hat überhaupt nix von uns mitgekriegt. Jungs? Jungs?«

»Doofer Wullie, du hast nich mal genug Grütze im Kopf, um dir die Nase zu putzen«, antwortete eine ähnliche, aber wütender klingende Stimme. »Welchen Teil von ›Keiner sagt ‘n Wort‹ haste nich kapiert? Potzblitz aber auch!«

Der letzte Ausruf wurde von den Geräuschen eines Handgemenges untermalt.

Herr Weh sah nervös nach oben und beugte sich zu Tiffany hinüber. »Weißt du eigentlich, wie sehr sich deine Mutter um dich sorgt? Jetzt ist sie gerade wieder Oma geworden. Sie ist sehr stolz auf ihre ganze Familie. Und auf dich natürlich auch«, fügte er rasch hinzu. »Aber welcher junge Mann will schon eine Frau, die hexen kann? Und nachdem es mit dir und Roland nun...«

Tiffany ging auf diese Andeutung nicht ein. Hexen mussten viel schlucken können. Doch ihr Vater sah dabei so geknickt aus, dass sie ihr fröhliches Gesicht aufsetzte und sagte: »Ich schlage vor, du gehst jetzt nach Hause und schläfst dich erst mal richtig aus. Den Rest kannst du ruhig mir überlassen. Da drüben liegt sogar ein Strick, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich den jetzt nicht mehr brauchen werde.«

Sie sah ihm seine Erleichterung an. Wer die Wir-sind-die-Größten nicht näher kannte, hatte einen Heidenrespekt vor ihnen. Aber wenn Tiffany es sich recht überlegte, war es völlig egal, wie lange man schon mit ihnen zu tun hatte: Das Leben stand Kopf, sobald ein Größter darin auftauchte.

»Seid ihr etwa schon die ganze Zeit hier?«, fragte sie, nachdem sich ihr Vater eilig verabschiedet hatte.

Sogleich regnete es Heu und einen ganzen Haufen Größte.

Natürlich konnte man sich über die Wir-sind-die-Größten aufregen, aber das brachte ungefähr genauso viel, als würde man sich über ein Stück Pappe oder das Wetter aufregen: gar nichts. Tiffany stauchte sie trotzdem zusammen. Das hatte bei ihnen mittlerweile Tradition.

»Rob Irgendwer! Ihr habt versprochen, mir nicht mehr nachzuspionieren!«

Rob hob die Hand. »Schon wahr, schon wahr. Aber da hast du wohl trotzdem was Mist verstanden, Meisterin. Wir ham nämlich überhaupt nich spioniert, was, Jungs?«

Das rot-blaue Gewusel, das sich inzwischen über den Boden der Scheune verteilt hatte, erhob die Stimme zu einem Chor himmelschreiender Lügen und Ausreden. Erst als sie Tiffanys Miene sahen, flaute der Sturm der Entrüstung wieder ab.

»Ich würde zu gern wissen, Rob Irgendwer, warum du immer weiterlügst, auch wenn man dich auf frischer Tat ertappt hat.«

»Ach, die Antwort is einfach«, sagte der Große Mann der Größten. »Wozu soll denn das Lügen nützen, wenn man sich gar nix vorzuwerfen hat? Jedenfalls bin ich jetzt zu Tode beleidigt. Das geht einem ja durch Mark und Pfennig, wie du meinen guten Namen in den Dreck gezogen hast.« Er grinste. »Wie oft hab ich dich denn schon angelogen?«

»Siebenhundertunddreiundfünfzig Mal«, antwortete Tiffany. »Jedes Mal, wenn du mir versprochen hast, dich nicht mehr in meine Angelegenheiten zu mischen.«

»Schön und gut. Aber du bis‘ schließlich unsre große kleine Hexe.«

»Das lassen wir mal dahingestellt sein«, sagte Tiffany von oben herab. »Außerdem bin ich inzwischen erheblich größer und wesentlich weniger klein als früher.«

»Unsere große alte Hexe«, krähte eine fröhliche Stimme, die nur dem Doofen Wullie gehören konnte. Niemand sonst war dazu fähig, sich bis Oberkante Unterlippe in die Nesseln zu setzen. Tiffany sah in sein treuherziges Gesicht hinunter.

Alte Hexe, wie sich das anhörte! Aber für die Größten war jede Hexe eine alte Hexe, ganz egal, wie jung. Sie meinten es nicht böse – obwohl man das bei ihnen nie so genau wissen konnte. Manchmal grinste Rob Irgendwer, wenn er sie so nannte. Jeder andere, der größer war als ein Kobold, stellte sich unter einer alten Hexe jemanden vor, der sich die Haare mit einer Harke kämmte und schlechtere Zähne hatte als ein greises Schaf. Mit neun Jahren als alte Hexe bezeichnet zu werden, kann witzig sein. Mit fast sechzehn findet man es nicht mehr ganz so lustig, vor allem dann nicht, wenn man einen sehr anstrengenden Tag hinter sich hat, kaum zum Schlafen gekommen ist und wirklich dringend mal wieder ein Bad nehmen müsste.

Rob Irgendwer, dem ihre Reaktion offensichtlich nicht entgangen war, knöpfte sich seinen Bruder vor. »Wie oft muss ich dir das noch sagen? Manchmal wärs klüger, du würdest deinen Kopf innen Entenarsch schieben, statt die Klappe so weit aufzureißen.«

Der Doofe Wullie sah auf seine Füße. »‘tschuldige, Rob. Ich konnt grad keine Ente auftreiben.«

Der Anführer der Größten warf einen Blick auf das Mädchen, das unter einer Decke im Stroh lag und schlief, und wurde plötzlich sehr ernst.

»Der kann von Glück sagen, dass wir nich mitgekriegt haben, wie er sie verdroschen hat... Der hätt sein blaues Wunder erlebt, das kann ich dir flüstern«, sagte er.

»Dann ist es ja gut, dass ihr nicht da wart«, sagte Tiffany. »Oder wollt ihr etwa, dass sich jemand mit einer Schaufel an eurem Hügel zu schaffen macht? Bleibt weg von den Großen, verstanden? Ihr macht sie nervös. Und wenn die Menschen erst nervös sind, werden sie auch schnell wütend. Aber wo ihr schon mal da seid, könnt ihr euch genauso gut nützlich machen. Ich möchte das arme Ding in die Höhle bringen.«

»Is schon klar«, antwortete Rob. »Deswegen hat uns die Kelda ja hergeschickt.«

»Sie wusste davon? Jeannie wusste von dieser Geschichte? «

»Keine Ahnung«, sagte Rob nervös. Er wurde immer nervös, wenn es um seine Frau ging. Er liebte sie abgöttisch und bekam schon weiche Knie, wenn er bloß daran dachte, dass ihn womöglich ein andeutungsweise missbilligender Blick von ihr treffen könnte. Das Leben der anderen Größten drehte sich im Allgemeinen nur ums Rauben, Raufen und Saufen, abgesehen von Kleinigkeiten wie der – meist diebischen – Beschaffung von Lebensmitteln und dem Wäschewaschen, worauf sie meistens verzichteten. Aber als Mann der Kelda musste Rob Irgendwer auch noch das Erklären übernehmen, was für keinen Größten eine leichte Aufgabe war. »Deswegen is Jeannie ja die Kelda, weil sie so was weiß«, ergänzte er, ohne Tiffany in die Augen zu sehen. Er konnte einem leidtun. Wahrscheinlich war es angenehmer, zwischen Baum und Borke zu stecken als zwischen einer Kelda und einer alten Hexe.

3

Aus dem Schlummer erwacht

Der Mond stand hoch am Himmel und hatte die Welt in ein scharfkantiges Puzzle aus schwarzen und silbrigen Teilen verwandelt, als Tiffany und die Wir-sind-die-Größten aufbrachen. Die Kobolde konnten sich, wenn ihnen danach war, vollkommen geräuschlos bewegen. Tiffany war auch schon von ihnen getragen worden, ein sanftes Geschaukel und nicht einmal unangenehmen – vorausgesetzt, sie hatten in den letzten ein, zwei Monaten gebadet.

Im ganzen Hügelland gab es wahrscheinlich kaum einen Schäfer, der die Behausung der Größten nicht kannte. Aber niemand redete darüber. Manche Dinge blieben besser unausgesprochen, wie zum Beispiel die Tatsache, dass auf dem Hügel, wo die kleinen freien Männer wohnten, sehr viel weniger Lämmer verloren gingen als in anderen Teilen der Kreide, und dass dafür hin und wieder ein krankes oder altersschwaches Tier spurlos verschwand (die Größten hatten eine besondere Vorliebe für gut abgehangenes, streng schmeckendes Hammelfleisch, auf dem man stundenlang herumkauen konnte). Die Herden wurden bewacht, und die Wächter nahmen sich ihren Lohn. Außerdem lag ihre Behausung sehr nah bei den Überresten von Oma Wehs alter Schäferhütte, und das war gewissermaßen heiliger Boden.

Tiffany roch den Rauch, der zwischen den Dornbüschen aufstieg. Zum Glück musste sie sich nicht mehr von oben durch das Loch in die Höhle gleiten lassen. Eine Neunjährige hatte mit so einer Rutschpartie natürlich kein Problem, aber für eine knapp Sechzehnjährige war es eine würdelose Prozedur. Außerdem konnte man sich das Kleid dabei zerreißen. Und – obwohl sie das nie zugeben würde – zu eng war es auch.

Doch Jeannie, die Kelda, war nicht untätig gewesen. Sie hatte eine alte Kreidegrube, die durch einen unterirdischen Tunnel mit der Höhle verbunden war, von den Jungs mit zusammengestückeltem Wellblech und Segeltuch überdachen lassen – Materialien, die ihnen wie üblich »zugeflogen« waren. Von außen fielen diese Veränderungen an der Grube überhaupt nicht auf, weil sie so dicht mit Brombeerranken, Trichterreben und Glockenwinden überwuchert war, dass kaum eine Maus den Weg hinein gefunden hätte. Wasser allerdings schon. Es lief über das Wellblech ab und sammelte sich in den dafür aufgestellten Fässern und Tonnen. Die Größten hatten jetzt viel mehr Platz zum Kochen, und Tiffany konnte mühelos zu ihnen hinuntersteigen – so lange sie daran dachte, vorher laut ihren Namen zu rufen, damit die richtigen Schnüre gezogen werden konnten und sich der undurchdringliche Rankenteppich für sie öffnete. Die Kelda hatte dort unten ihr eigenes Badezimmer; die anderen Kobolde badeten nur, wenn sie zum Beispiel durch eine Mondfinsternis daran erinnert wurden.

Nachdem Amber durch das Loch in die Höhle gerutscht war, stapfte Tiffany ungeduldig vor dem Brombeerdickicht auf und ab, bis die Dornen endlich wie von Zauberhand zur Seite glitten.

Jeannie, die fast so rund war wie ein Fußball und unter jedem Arm einen Säugling klemmen hatte, erwartete sie bereits.

»Wie ich mich freue, dich zu sehen, Tiffany«, sagte sie, was merkwürdig unangemessen klang. »Ich habe die Jungs nach draußen geschickt, damit sie ein bisschen Dampf ablassen können«, fuhr sie fort. »Das hier ist eine Frauensache und eine besonders unschöne noch dazu. Das Kind liegt auf einem Plätzchen am Feuer, und ich habe auch schon mit dem Seelentrost angefangen. Ich denke, sie kommt darüber hinweg. Du hast heute Nacht alles richtig gemacht. Davon hätte sich sogar deine berühmte Frau Wetterwachs eine Scheibe abschneiden können.«

»Sie hat mir beigebracht, wie man Schmerzen wegnimmt«, sagte Tiffany.

»Ach ja?« Die Kelda musterte Tiffany mit einem seltsamen Blick. »Hoffentlich musst du es nicht eines Tages bereuen, dass sie dir diesen... Gefallen getan hat.«

Eine Handvoll Größte quoll aus dem Tunnel, der in die Haupthöhle führte. Sie blickten nervös zwischen ihrer Kelda und ihrer Hexe hin und her, bis sich einer von ihnen widerwillig zum Wortführer aufschwang: »Nich, dass wir störn wollen, meine Damen, aber wir brutzeln uns grade ‘n bisschen was zusammen, und Rob lässt fragen, ob die große kleine Hexe vielleicht nen Happen abhaben will?«

Tiffany schnupperte. Ihr stieg ein unverkennbarer Duft in die Nase: das Aroma von Hammel in Bratpfanne. Ganz schön dreist, dachte sie. Ausgerechnet mir ein gestohlenes Schaf vorsetzen zu wollen!

Dieselbe Erkenntnis war dem Wortführer offensichtlich auch gekommen, denn er wrang den Saum seines Kilts mit beiden Händen, so wie es die Größten immer taten, wenn sie gerade dabei waren, eine faust-, wenn nicht gar kindskopfgroße Lüge von sich zu geben, und fügte hinzu: »Es scheint wohl so zu sein, dass ‘n Stück Schaf aus Versehen inner heißen Pfanne gelandet is, und wir ham noch versucht, es wieder rauszuziehen, aber... na ja, du weißt ja, wie Schafe so sind. Es is in Panik geraten und hat sich gewehrt. « Nachdem er sich eine so hübsche Ausrede zurechtgezimmert hatte, gingen vor lauter Erleichterung die Pferde vollends mit ihm durch, und er setzte zu einem noch kühneren literarischen Höhenflug an: »Ich schätze mal, es wollte Selbstmord begehen. Was is das denn auch fürn Leben, den ganzen Tag immer bloß Gras fressen?«

Während er Tiffany noch gespannt anblickte, um zu sehen, ob sie ihm seine Erklärung abkaufte, machte die Kelda kurzen Prozess: »Kleiner-Honigmaul-Jock, geh und bestell den anderen, dass die große kleine Hexe ein Hammelfleischbrot haben möchte, ja?« Sie schaute zu Tiffany hoch und sagte: »Keine Widerrede, Kind. Du kannst dich doch vor Hunger kaum noch auf den Beinen halten. Ich kenne euch Hexen. An euch selbst denkt ihr immer zuletzt. Trollt euch, Jungs.«

Tiffany spürte, dass eine eigentümliche Spannung in der Luft lag. Ernst und unverwandt ruhte Jeannies Blick auf ihr. Dann sagte die Kelda: »Kannst du dich noch an gestern erinnern? «

Die Frage klang albern, aber Jeannie war niemals albern. Es lohnte sich also, darüber nachzudenken, obwohl Tiffany sich nichts sehnlicher wünschte als eine Scheibe Selbstmörderschaf und eine ordentliche Mütze voll Schlaf.

»Gestern – beziehungsweise inzwischen schon vorgestern – musste ich nach Schnalle-mit-Ohne«, antwortete sie bedächtig. »Der Schmied hatte nicht aufgepasst, und ihm waren aus der Esse glühende Kohlen aufs Bein gefallen. Ich habe ihn verbunden, ihm die Schmerzen genommen und sie auf seinen Amboss übertragen. Dafür hat er mir vierundzwanzig Pfund Kartoffeln, drei gegerbte Hirschfelle, einen halben Eimer Nägel und ein altes Betttuch gegeben, das ich noch für Verbände gebrauchen kann. Außerdem ein kleines Glas Igelfett, das, auf einen warmen Brustwickel aufgetragen, wahre Wunder wirken soll. Die Frau des Schmieds schwört jedenfalls darauf. Außerdem hab ich mit der Familie noch einen großen Teller Eintopf gegessen. Und weil ich schon mal in der Nähe war, hab ich auch kurz in Schnalle-mit-Mit vorbeigeschaut, um mich um Herrn Gauers kleines Problem zu kümmern. Als ich ihm von dem Igelfett erzählt habe, meinte er, das wäre das ideale Hausmittel bei Beschwerden in den unteren Regionen, und hat das Glas gegen einen ganzen Schinken eingetauscht. Frau Gauer hat mir Tee gekocht, und ich durfte mir in ihrem Garten einen ganzen Scheffelkorb Liebe-in-der-Patsche pflücken, die nirgendwo sonst so prächtig gedeihen.« Tiffany holte kurz Luft. »Ach ja, und ich war auch noch auf einen Sprung in Rat-am-Ende, um einen Breiumschlag zu wechseln, und natürlich beim Baron. Danach hatte ich ›frei‹. Aber im Großen und Ganzen war es kein schlechter Tag, weil die meisten Leute sowieso nur den Jahrmarkt im Kopf hatten.«

»Wie ich sehe, hattest du einen arbeitsamen und zweifellos nützlichen Tag«, sagte die Kelda. »Aber ich hatte den ganzen Tag über düstere Vorahnungen, was dich angeht, Tiffany Weh.« Sie hob abwehrend ihre kleine nussbraune Hand, als Tiffany etwas einwerfen wollte. »Du weißt, dass ich über dich wache. Du bist die Hexe der Hügel, und ich habe dich im Geiste stets vor mir. Irgendjemand muss auf dich aufpassen, und ich habe die Macht dazu. Ich weiß, dass du das alles weißt, denn du bist klug, und ich weiß auch, dass du so tust, als ob du es nicht wüsstest, genau wie ich so tue, als ob ich nicht wüsste, dass ich es weiß, und das weißt du doch ganz bestimmt auch, oder?«

»Ich glaube, das muss ich erst mit Bleistift und Papier ausklamüsern.« Tiffany versuchte, das Thema mit einem Lachen beiseitezuwischen.

»Das ist nicht witzig! Ich sehe dich vor meinem geistigen Auge, umgeben von einer dunklen Wolke. Umgeben von Gefahr. Aber ich kann nicht erkennen, woher sie dir droht. Und das darf nicht sein!«

Bevor Tiffany antworten konnte, kam ein halbes Dutzend Größte aus dem Tunnel, die sich gemeinsam mit einem Teller abmühten. Tiffany, der als Hexe so leicht nichts entging, entging auch jetzt nicht, dass das blaue Muster am Tellerrand große Ähnlichkeit mit dem des zweitbesten Tafelservices ihrer Mutter hatte. Ansonsten war der Teller unter einer großen Scheibe Hammelfleisch und einer Portion Backkartoffeln begraben. Der Duft war so köstlich, dass ihr Magen das Denken übernahm. Eine Hexe aß, wann und wo immer sich die Gelegenheit dazu bot.

Das Fleisch war in zwei Hälften zerteilt worden, eine etwas kleinere für die Kelda und eine etwas größere für Tiffany. Genau genommen gibt es natürlich keine ungleich großen Hälften, weil es dann eben keine Hälften mehr wären, aber jeder Mensch weiß ja, was damit gemeint ist. Und weil eine Kelda ununterbrochen Nachwuchs in die Welt setzen muss, ist sie für ihre Größe mit einem enormen Appetit gesegnet.

Das Reden musste warten. Ein Größter brachte Tiffany ein Messer, beziehungsweise ein Koboldschwert, und hielt ihr eine ziemlich verdreckte Blechdose hin, in der ein Löffel steckte.

»Relish?«, fragte er schüchtern.

Jeannie versuchte zwar, ihren Größten so etwas wie Kultur einzutrichtern – auch wenn deren Aufnahmevermögen diesbezüglich recht begrenzt war –, aber eine Würzsoße zum Fleisch wirkte dann doch ein bisschen zu nobel für eine Koboldmahlzeit. Und obwohl die Entwicklung ihrer Esskultur zumindest in die richtige Richtung ging, blieb Tiffany wohlweislich auf der Hut.

»Was ist da drin?« Sie konnte sich die Frage nicht verkneifen, so riskant sie auch war.

»Lauter leckere Sachen.« Der Größte schüttelte die Büchse, dass der Löffel klapperte. »Holzäpfel und Senfkörner und Meerrettich und Schnecken und wilde Kräuter und Knoblauch und ne Prise Spätling – « Ein Wort hatte er verdächtig schnell heruntergehaspelt.

»Schnecken?«, unterbrach ihn Tiffany.

»Och, doch. Ja. Die sind total gesund, vollgestopft mit Fitaminen, Minderalien und vielen kleinen Proteenys. Und wenn man reichlich Knoblauch dranmacht, schmeckense sogar nach Knoblauch.«

»Und wonach schmecken sie ohne Knoblauch?«, fragte sie.

»Nach Schnecken.« Die Kelda eilte dem Serviergrößten zur Hilfe. »Sie sind wirklich eine Delikatesse. Die Jungs treiben sie nachts raus, damit sie Kuhkohl und Hundslattich weiden können. Die Schnecken schmecken, und gestohlen sind sie auch nicht. Das müsste doch eigentlich ganz in deinem Sinne sein.«

Was Tiffany nicht bestreiten konnte. Klauen, Mopsen und Stibitzen waren beliebte Freizeitaktivitäten bei den Größten. Andererseits konnten sie bei bestimmten Leuten am rechten Ort zur rechten Zeit aber auch mehr als großzügig sein, und genau das war an diesem Abend Tiffanys Glück.

»Trotzdem, ich kann mir das nicht vorstellen. Größte als Bauern?«, sagte sie.

»Nein, nein, nein«, widersprach der Wortführer, während seine Kumpane hinter seinem Rücken pantomimisch ihre gekränkte Ehre zum Ausdruck brachten, indem sie sich unter stummem Gewürge einen Finger in den Hals steckten. »Wir sind doch keine Bauern! Wir sind Viehhirten. Das is der richtige Beruf für Freigeister wie uns, die sich gern mal den Wind untern Kilt wehn lassen. Bloß wenn die Herde durchgeht, kanns ’n kleines bisschen ungemütlich werden.«

»Möchtest du nicht wenigstens probieren?«, sagte die Kelda. »Bitte. Das wäre sicher ein Ansporn für sie.«

Die neue Größten-Küche war überraschend schmackhaft. Vielleicht stimmt der alte Spruch ja doch, dachte Tiffany: Knoblauch passt zu allem. Außer zu Vanillepudding.

»Stör dich nicht an meinen Jungs«, sagte Jeannie, als sie sich satt gegessen hatten. »Die Zeiten ändern sich, und ich glaube, das wissen sie. Für dich werden sie sich ebenfalls ändern. Wie fühlst du dich?«

»Ach, eigentlich wie immer«, antwortete Tiffany. »Müde, abgekämpft, traurig. Die übliche Mischung.«

»Du arbeitest zu viel, mein Kind. Ich fürchte, du isst zu wenig, und dass du nicht genug Schlaf bekommst, sehe ich dir an der Nasenspitze an. Wann hast du zuletzt eine Nacht in einem richtigen Bett verbracht, hm? Du brauchst deine Ruhe. Du kannst nicht mehr klar denken, wenn du keinen Schlaf bekommst. Und ich befürchte, du wirst schon bald alle deine Kräfte brauchen. Soll ich dir einen Seelentrost geben? «

Tiffany gähnte. »Danke für das Angebot, Jeannie«, sagte sie. »Aber ich glaube, es geht auch so.« In einer Ecke lag ein Haufen fettiger Vliese, die vermutlich von Schafen stammten, die beschlossen hatten, der grausamen Welt Lebewohl zu sagen und Selbstmord zu begehen. Sie sahen sehr einladend aus. »Ich sollte wohl mal nach Amber schauen.« Tiffanys Beine machten keine Anstalten, sich in Bewegung zu setzen. »Aber was kann ihr in einem Größten-Hügel schon passieren?«

»Bei uns ist sie sicher«, sagte die Kelda leise, während Tiffany die Augen zufielen. »Absolut sicher.«

Als sie anfing zu schnarchen, begab sich die Kelda in die Höhle. Amber lag zusammengerollt neben dem Feuer, bewacht von einigen der älteren und weiseren Größten, die Rob Irgendwer als Posten um sie herum aufgestellt hatte. Die allabendliche Keilerei war nämlich schon in vollem Gange. Für die Wir-sind-die-Größten waren Raufereien so wichtig wie die Luft zum Atmen. Ohne sie wäre ihr Leben nicht lebenswert gewesen. Zum Raufen konnten sie sich immer zusammenraufen. Da man, wenn man nur ein paar Zoll groß ist, im Zweifel die ganze Welt gegen sich hat, kann man gar nicht früh genug damit anfangen, das Kämpfen zu lernen.

Jeannie setzte sich zu ihrem Mann und betrachtete das Gebalge eine Zeitlang. Junge Größte prallten gegen die Wände, gegen ihre Onkel, gegeneinander. »Rob«, sagte sie schließlich, »denkst du, dass wir unsere Jungs richtig erziehen? «

Rob Irgendwer, der ein feines Gespür für Jeannies Stimmung hatte, warf einen Blick auf das schlafende Mädchen.

»Och, doch. Keine Frage. Heh, haste das gesehn? Einkleines-bisschen-größer-als-der-kleine-Jock-Jock hat dem Doofen Wullie inne Glocken getreten! Große Klasse dieser unfaire Tritt, und dabei isser nich viel größer als ’n Däumling! «

»Aus ihm wird eines Tages sicher mal ein großer Krieger, Rob, das stimmt schon«, sagte Jeannie. »Aber...«

»Weißte, was ich ihnen immer einbläue?«, fuhr Rob Irgendwer aufgeregt fort, während der junge Größte über ihre Köpfe hinwegsegelte. »Es gibt nur einen Weg zum Erfolg: Immer auf die Großen, sonst lernt man’s nie. Das is die goldne Regel!«

Jeannie seufzte, als ein weiterer Jungspund gegen die Wand klatschte, einmal kurz den Kopf schüttelte und sich umgehend wieder ins Getümmel stürzte. Einen Größten zu verletzen war so gut wie unmöglich. Jeder Mensch, der versuchte, auf einen Größten zu treten, merkte blitzschnell, dass der kleine Mann, den er unter seiner Stiefelsohle vermutete, bereits sein Hosenbein geentert hatte. Aber das war erst der Anfang vom Ende. Meistens war sowieso schon alles zu spät, wenn man überhaupt einen der Kobolde zu Gesicht bekam: Ein Größter kam selten allein, und ehe man sich‘s versah, hatte man die ganze Meute auf dem Hals.

Vielleicht haben die Großen größere Probleme als wir, weil sie größer sind, dachte die Kelda. Sie seufzte in sich hinein. Zwar würde sie es ihrem Mann niemals sagen, aber manchmal fragte sie sich doch, ob es nicht sinnvoller wäre, den jungen Größten zum Beispiel so etwas wie Buchhaltung beizubringen. Irgendeine Tätigkeit, bei der sie nicht gegen die Wand geschleudert wurden und dauernd kämpfen mussten. Aber wäre so ein Größter dann überhaupt noch ein Größter?

»Ich habe Angst um die große kleine Hexe, Rob«, sagte sie. »Da ist irgendwas im Busch.«

»Sie wollte ja unbedingt Hexe werden, liebste Frau«, antwortete Rob. »Und nu musse ihr Päckchen eben tragen. Wie wir alle. Aber sie is ne prächtige Kämpferin. Sie hat den Winterschmied totgeküsst und der Elfenkönigin ne Bratpfanne über die Rübe gehaun. Und ich kann mich noch gut dran erinnern, wie damals dies unsichtbare Biest in ihren Kopf gekrochen is. Sie hat’s niedergerungen und weggejagt. Sie hat Mumm.«

»Das weiß ich doch«, sagte die Kelda. »Sie hat dem Winter einen Kuss gegeben und dafür gesorgt, dass der Frühling wiederkommt. Natürlich war das eine große Tat, aber dabei hat ihr die Kraft des Sommers geholfen. Diese Macht konnte sie ihm entgegensetzen, und nicht nur ihre eigene. Trotzdem wüsste ich wirklich nicht, wer es besser hätte machen können. Doch sie muss sich in Acht nehmen.«

»Was fürn Feind solln das sein, mit dem wirs zusammen mit ihr nich aufnehmen können?«, fragte Rob.

»Das kann ich nicht sagen«, antwortete die Kelda. »Aber ich habe da so ein ungutes Gefühl. Als sie den Winter geküsst hat, hat mich das bis ins Mark erschüttert. Und nicht mich allein, sondern anscheinend die ganze Welt. Jetzt frage ich mich, ob dadurch womöglich irgendwelche schlafenden Unholde aus dem Schlummer erwacht sind. Versprich mir, Rob Irgendwer, dass du mehr als nur ein Auge auf sie hast.«

4

Der wahre Jakob

Tiffany wurde von Gelächter und von ihrem knurrenden Magen geweckt. Amber war bereits wach und – unglaublich, aber wahr – fröhlich und vergnügt.

Den Grund dafür erfuhr Tiffany, nachdem sie sich fast mit dem ganzen Körper in den Tunnel zur Höhle gezwängt hatte. Das Mädchen lag zwar noch immer zusammengerollt auf der Seite, aber eine Gruppe junger Größter unterhielt sie mit Purzelbäumen, Flickflacks und gegenseitigem Beinchenstellen.

Ambers Lachen war viel jünger als sie; es klang wie das Glucksen eines Kleinkinds, wenn es etwas Glänzendes, Buntes erblickt. Tiffany wusste nicht, wie der Seelentrost funktionierte, aber er wirkte besser als alle Mittel, die einer Hexe zur Verfügung standen. Er beruhigte die Menschen und schien sie aus dem Kopf heraus zu heilen. Der Seelentrost ließ sie gesund werden, und was das Wichtigste war, er ließ sie vergessen. Wenn die Kelda vom Seelentrost redete, klang es manchmal so, als ob er lebte – wie ein lebendiger Gedanke vielleicht oder ein freundliches Wesen, das alles Böse einfach wegnahm.

»Es geht ihr gut«, sagte die Kelda, die wie aus dem Nichts aufgetaucht war. »Sie kommt darüber hinweg. Auch wenn sie erst noch Alpträume haben wird, bis sich das Dunkel in ihrem Kopf gelichtet hat. Der Seelentrost ist nicht allmächtig. Sie findet jetzt nach und nach wieder zu sich selbst zurück, von Anfang an, und so sollte es auch sein.«

Es war noch dunkel, aber am Horizont graute bereits der Morgen. Bevor es richtig hell wurde, hatte Tiffany noch eine schwere Aufgabe zu bewältigen.

»Kann ich sie noch ein bisschen bei euch lassen?«, fragte sie. »Ich muss etwas erledigen.«

Ich hätte nicht einschlafen dürfen, dachte sie, während sie aus der Grube kletterte. Warum bin ich nicht sofort zurückgeflogen? Wie konnte ich das arme Würmchen nur dalassen?

Sie zerrte den Besen aus dem dunklen Dickicht der Dornbüsche und blieb wie angewurzelt stehen. Es kribbelte ihr im Nacken: Sie wurde beobachtet. Als sie herumfuhr, erblickte sie eine ganz in Schwarz gekleidete alte Frau, recht hoch gewachsen, aber auf einen Gehstock gestützt. Während Tiffany sie noch ansah, verschwand sie ganz langsam, als ob sie in der Landschaft aufginge.

»Frau Wetterwachs?«, sagte Tiffany. Was für eine dumme Frage. Oma Wetterwachs mit einem Gehstock? Nie im Leben! Und tot schon gleich gar nicht. Aus den Augenwinkeln nahm sie eine Bewegung wahr, und als sie ein zweites Mal herumfuhr, saß eine Häsin[[10]](#footnote-10) vor ihr. Hoch auf den Hinterläufen aufgerichtet, betrachtete sie Tiffany neugierig und ohne das geringste Anzeichen von Angst.

Aber warum sollte eine Häsin auch Angst haben? Die Größten machten keine Jagd auf sie, und einem normalen Hütehund würden eher die Beine ausgehen als einer Häsin die Puste. Häsinnen haben auch keinen engen Bau, in dem man sie festsetzen könnte – ihr Leben ist die Geschwindigkeit. Sie fegen über die Landschaft wie ein Traum vom Wind. Die Häsin konnte es sich also leisten, völlig unbesorgt da zu hocken und zuzusehen, wie die langsame Welt vorüberzog.

Aber plötzlich ging sie in Flammen auf. Sie brannte einen Moment lang lichterloh und schnellte dann, vollkommen unversehrt, pfeilgeschwind davon.

Na schön, dachte Tiffany, als sie mit einem letzten Ruck den Besen aus dem Gestrüpp befreite, gebrauchen wir mal unseren gesunden Menschenverstand. Das Gras ist nicht angesengt, und Häsinnen gehen für gewöhnlich nicht einfach in Flammen auf. Also... Sie hielt inne. In ihrem Gedächtnis ging eine Luke auf.

Die Häsin läuft ins Feuer.

Hatte sie das irgendwo gelesen? Kam es in einem Lied vor? In einem Kinderreim vielleicht? Was hatte es mit der Häsin auf sich? Aber sie war eine Hexe, sie hatte zu arbeiten. Rätselhafte Omen konnten warten. Sie schwirrten sowieso immer und überall herum, das wusste man als Hexe. Die Welt ertrank fast in rätselhaften Omen. Man musste sich nur dasjenige aussuchen, das einem am besten in den Kram passte.

Fledermäuse und Eulen wichen Tiffany mühelos aus, als sie über das schlafende Dorf hinwegflog. Das Haus der Mickers lag am äußersten Dorfrand. Es hatte einen Garten. Alle Häuser im Dorf hatten einen. In den meisten Gärten wuchs ausschließlich Gemüse oder – wenn die Frau die Hosen anhatte – zur einen Hälfte Gemüse und zur anderen Hälfte Blumen. Der Garten der Mickers bestand zur Gänze aus Brennnesseln.

Tiffany hatte sich darüber schon immer schwarz geärgert. War es denn wirklich so schwierig, das Unkraut herauszureißen und ein anständiges Kartoffelfeld anzulegen? Das Einzige, was man dafür brauchte, war Mist, und davon gab es in einem Bauerndorf nun wirklich mehr als genug. Man musste sogar aufpassen, dass er einem nicht bis in die gute Stube nachlief. Herr Micker hätte es wenigstens versuchen können.

Offenbar war er noch einmal in der Scheune gewesen. Wenn nicht er, dann jemand anderer, denn das Kind lag jetzt oben auf dem Strohhaufen. Tiffany hatte extra ein altes, aber noch brauchbares Laken mitgebracht, was auf jeden Fall besser war als Sackleinen und Stroh. Jemand hatte Blumen um den kleinen Leichnam gelegt, genauer gesagt: Brennnesseln. Und dieser Jemand hatte auch eine Kerze angezündet, die in einem einfachen Nachtlichthalter steckte. Ein Kerzenständer. Eine offene Flamme. Auf einem Strohhaufen. In einer Scheune voll von staubtrockenem Heu und noch mehr losem Stroh. Tiffany riss entsetzt die Augen auf. Über ihr ächzte es.

Von einem der Dachbalken baumelte ein Mann.

Das Holz knarrte. Staubflocken und Heuhalme rieselten herab. Tiffany fing sie auf und wollte schnell die Kerze ausblasen, bevor das nächste Krümelgestöber die ganze Scheune in Brand setzte. Doch da kam ihr der Gedanke, dass sie dann ganz allein im Dunkeln stehen würde, mit einer sich sanft drehenden, womöglich toten Gestalt unter der Decke. Sie stellte die Kerze vorsichtig neben die Tür und sah sich verzweifelt nach einem scharfen Werkzeug um. Aber das hier war Mickers Scheune, und bis auf eine Säge war alles stumpf.

Das musste er sein, der da oben hing! Wer sonst? »Herr Micker?«, sagte sie und kletterte in das staubige Gebälk.

Sie hörte so etwas wie ein pfeifendes Keuchen. Ob das ein gutes Zeichen war?

Tiffany schlang ein Bein um einen Balken, damit sie eine Hand für die Säge frei hatte. Allerdings hätte sie gut noch zwei Hände mehr gebrauchen können, denn der Strick lag so stramm um den Hals des Mannes, dass die Zähne der Säge wirkungslos darüber hinweghoppelten. Er geriet noch heftiger ins Baumeln und fing zu allem Überfluss auch noch an zu strampeln, wodurch sich das Seil verdrehte. Gleich würde sie abstürzen.

Etwas huschte durch die Luft, eine Klinge blitzte auf, und Micker fiel wie ein Stein zu Boden. Tiffany konnte nur mit Mühe das Gleichgewicht halten. Sie griff nach einem Sparren und hangelte sich – halb rutschend, halb kletternd – nach unten.

Sie versuchte verzweifelt, den Strick zu lockern, aber er saß zu fest... Und dann hätte eigentlich ein Tusch erklingen müssen, denn plötzlich stand Rob Irgendwer vor ihr, das winzige, blanke Schwert in der Hand und ein großes Fragezeichen im Gesicht.

Tiffany unterdrückte einen Seufzer. Wozu bist du eigentlich gut, Herr Micker? Warst du überhaupt schon mal für irgendwas zu gebrauchen? Kannst dich nicht mal richtig aufhängen. Wirst du je zu irgendetwas taugen? Würde ich nicht der Welt und dir einen Gefallen tun, wenn ich dich deine Tat zu Ende bringen ließe?

Das war das Problem mit den Gedanken. Sie dachten sich selbst, und ehe man sich’s versah, drangen sie einem in den Kopf und wollten einen dazu bringen, das Gleiche zu denken. Solche Gedanken durfte man gar nicht erst zulassen. Sie nahmen eine Hexe in Besitz, wenn sie sich nicht dagegen wehrte. Dann war es aus und vorbei mit ihr, und das Einzige, was blieb, war Gegackel.

Tiffany kannte den alten Spruch, dass man erst dann verstehen kann, was einen anderen Menschen antreibt, wenn man eine Meile in seinen Schuhen gegangen ist. Aber sie fand das nicht besonders einleuchtend, denn bestimmt würde niemand eine ganze Meile brauchen, um zu verstehen, was diesen anderen, der laut »Haltet den Dieb!« schrie, nicht nur an-, sondern vor allem auch hinter einem hertrieb – auch wenn man den Verfolger, schuhlos wie er war, vermutlich locker würde abschütteln können. Trotzdem verstand sie natürlich den tieferen Sinn dieses Sprichworts, und vor ihr lag ein Mensch, der knapp einen Atemzug vom sicheren Tod entfernt war. Sie hatte keine andere Wahl. Wegen einer Handvoll Brennnesseln musste sie dafür sorgen, dass er weiteratmen konnte. Weil eben doch noch etwas Gutes in diesem traurigen Wrack von einem Mann steckte. Es war zwar nur ein winziges Fünkchen, aber es glomm. Daran gab es nichts zu deuteln.

Obwohl sie sich wegen ihrer Gefühlsduseligkeit selbst nicht leiden konnte, nickte sie dem Großen Mann des Clans zu. »Na schön«, sagte sie. »Tu ihm nicht unnötig weh.«

Das Schwert blitzte auf. Kein Chirurg hätte den Schnitt sauberer setzen können, allerdings hätte sich ein Chirurg vorher die Hände gewaschen.

Das Seil zersprang unter der Klinge des Größten und schnellte wie eine Schlange davon. Noch im selben Augenblick holte Micker so tief Luft, dass sich die Kerzenflamme bei der Tür in seine Richtung zu neigen schien.

Tiffany, die neben ihm kniete, stand auf und klopfte sich ab. »Warum sind Sie wieder zurückgekommen?«, fragte sie. »Wonach haben Sie gesucht? Was wollten Sie noch hier?«

Herr Micker rührte sich nicht. Tiffany bekam nicht einmal ein Grunzen als Antwort. Ihr Hass auf die erbärmlich keuchende Gestalt zu ihren Füßen schwand.

Als Hexe musste man Entscheidungen treffen, und oft waren es solche, denen ein normaler Mensch lieber aus dem Weg ging, wenn er nicht gleich ganz die Augen vor ihnen verschloss. Also feuchtete Tiffany draußen an der Pumpe einen abgerissenen Stofffetzen an und wusch ihm damit das Gesicht. Das tote Kind wickelte sie in den sauberen Rest des Lakens, das sie ja für diesen Zweck mitgebracht hatte. Es war zwar nicht das Beste aller Leichentücher, aber mehr konnte sie für Sitte und Anstand nicht tun. Während sie noch fast träumerisch darüber nachsann, dass sie unbedingt ihren Vorrat an provisorischen Verbänden wieder aufstocken musste, kam ihr plötzlich der Gedanke, was für ein großes Glück sie doch eben gehabt hatte. »Danke, Rob«, sagte sie. »Alleine hätte ich das wahrscheinlich nicht geschafft. «

»Ach, wahrscheinlich doch«, flunkerte Rob Irgendwer galant. »Ich kam bloß grad zufällig vorbei. Nich etwa, dass ich dir gefolgt wär oder so. Es war der reinste Zufall.«

»In letzter Zeit häufen sich diese Zufälle aber ganz schön«, sagte Tiffany.

Rob feixte. »Das muss dann wohl noch so ‘n Zufall sein.«

Es war unmöglich, einen Größten in Verlegenheit zu bringen. Dafür hatten sie einfach keine Ader.

Er betrachtete sie eingehend. »Und wie geht’s jetzt weiter? «, fragte er.

Genau das war hier die Frage. Als Hexe musste man die anderen glauben machen, dass man immer wusste, wie es weiterging, auch wenn man nicht den leisesten Schimmer hatte. Micker lebte weiter, das arme Kind blieb tot. »Ich kümmere mich um alles«, sagte sie. »Dafür sind wir Hexen doch da.«

Aber leider war sie in der Einzahl; es gab kein »Wir«. Und während sie durch den Morgennebel zur Blumenlichtung flog, wünschte sie sich nur eins: nicht die einzige Hexe weit und breit zu sein.

Auf der Lichtung im Haselnusswald blühte es vom zeitigen Frühling bis in den späten Herbst hinein. Mädesüß und Fingerhut, Greisenhöschen und Hansspringinsbett, Damenhäubchen und Dreimalschorsch, Salbei und Eberraute, Rosa Schafgarbe und Liebfrauenbettstroh, Himmelschlüssel, Primeln und sogar zwei Orchideenarten.

Hier war die alte Frau begraben, die sie die Hexe genannt hatten. Wer Bescheid wusste, entdeckte unter dem vielen Grün noch die Überreste ihres Häuschens. Wer besser Bescheid wusste, konnte auch den kleinen Hügel ausmachen, unter dem sie lag. Und wer noch besser Bescheid wusste, erkannte sogar die Stelle, wo Tiffany ihre Katze beerdigt hatte: Dort wuchs nämlich Katzenminze.

Vor vielen Jahren hatte das Dorf der alten Frau und ihrer Katze ebenfalls eine Katzenmusik gegeben. Die lärmende Meute zerrte sie raus in den Schnee, riss ihre morsche Hütte nieder und verbrannte ihre Bücher, weil Bilder von Sternen darin abgedruckt waren.

Und warum? Weil der Sohn des Barons verschwunden war und Frau Schnappich keine Familie und keine Zähne mehr hatte und – ja, zugegeben – auch ein bisschen gackelig war. Deshalb musste sie wohl eine Hexe sein, und weil die Menschen im Kreideland Hexen nicht über den Weg trauten, wurde sie kurzerhand in den Schnee hinausgeschleift. Und während die Männer ihre Katze zu Tode steinigten und das Feuer das Strohdach ihrer Hütte fraß, kräuselten sich die Buchseiten mit den Sternen glimmend in den Nachthimmel. Nachdem die alte Frau in jenem Winter vergeblich an viele Türen geklopft hatte, starb sie einsam und allein im Schnee, und weil sie irgendwo begraben werden musste, verscharrte man sie an der Stelle, wo ihre Hütte gestanden hatte.

Aber natürlich hatte Frau Schnappich mit dem Verschwinden des jungen Barons nicht das Geringste zu tun. Schon bald danach hatte Tiffany ihn aus einem wundersamen Elfenland zurückgeholt. Heutzutage sprach im Dorf niemand mehr von der alten Frau. Wenn die Leute allerdings im Sommer an der Lichtung vorbeigingen, war die Luft erfüllt von köstlichen Blütendüften und den Honigfarben der Bienen.

Keiner redete darüber. Was hätten sie denn auch sagen können? Dass auf dem Grab der alten Frau seltene Blumen wuchsen und Katzenminze an der Stelle, wo die kleine Weh ihre Katze begraben hatte? Es war ein Rätsel und vielleicht sogar ein Urteil – obwohl man lieber nicht darüber nachdachte und schon gar nicht darüber diskutierte, wer da warum und weshalb über wen geurteilt hatte. Aber die Frage blieb: Wie konnte es sein, dass auf den Überresten einer vermeintlichen Hexe die herrlichsten Blumen blühten?

Tiffany stellte sich diese Frage nicht. Die Samen waren teuer gewesen, und sie musste sie extra in Zweihemden besorgen, doch sie hatte sich geschworen, dafür zu sorgen, dass die Farbenpracht im Wald die Menschen jeden Sommer an jene alte Frau erinnern sollte, die dort von ihnen in den Tod getrieben und begraben worden war. Ihr war selbst nicht ganz klar, warum ihr so viel daran lag, sie wusste nur in tiefster Seele, dass es wichtig war.

Nachdem sie zwischen den Eiligliebchen eine traurige kleine Grube ausgehoben und sich nach allen Seiten vergewissert hatte, dass sie nicht von irgendeinem Frühaufsteher beobachtet wurde, schaufelte sie das Loch mit beiden Händen wieder zu. Sie streute etwas Laub darüber und pflanzte ein paar Vergiss-mein-G‘sicht auf das Grab. Eigentlich waren die hier eher unangebracht, aber sie wuchsen schnell, und darauf kam es an, denn... jemand belauerte sie. Doch sie durfte sich auf keinen Fall umdrehen. Sie wusste, dass sie nicht gesehen werden konnte. Sie kannte nur einen einzigen Menschen, der besser darin war, sich unsichtbar zu machen, als sie, und das war Oma Wetterwachs. Ein leichter Nebel hing noch über der Lichtung, aber sie hätte es gehört, wenn jemand den Weg heraufgekommen wäre. Und es war auch kein Tier. Blicke von Vögeln und anderen Tieren fühlten sich ganz anders an.

Eine Hexe hat es eigentlich nicht nötig, sich umzudrehen, weil sie auch so wissen müsste, was hinter ihr vorgeht. Normalerweise hatte Tiffany auch keine Schwierigkeiten damit, aber diesmal sagten ihr alle Sinne, dass sich im Haselnusswald niemand aufhielt außer Tiffany Weh, und das war ihr ganz und gar nicht geheuer.

»Zu viel Arbeit, zu wenig Schlaf«, sagte sie laut, und ihr war so, als hörte sie ein leises »Ja«, wie ein Echo. Nur gab es hier nichts, wovon es hätte widerhallen können. Sie schwang sich auf ihren Besen und flog davon, so schnell sie konnte. Dass sie nicht gerade eine der Schnellsten war, wenn es ums Fliegen ging, hatte immerhin den Vorteil, dass es nicht so aussah, als ob sie floh.

Wunderlich werden – ein Thema, über das Hexen nicht oft redeten, dessen sie sich jedoch stets bewusst waren.

Ob man wunderlich wurde oder nicht, damit stand und fiel die ganze Hexerei. Der Grund war Folgender: Eine Hexe, die nach alter Hexentradition fast immer allein arbeitete, wurde irgendwann ein wenig... sonderbar. Natürlich hing das auch immer von der Dauer des Alleinlebens und der seelischen Belastbarkeit der jeweiligen Hexe ab, aber früher oder später konnte es passieren, dass sie Richtig und Falsch, Gut und Böse, Wahrheit und Pflicht durcheinanderbrachte. Das war alles andere als ungefährlich. Deshalb sorgten die Hexen gegenseitig dafür, dass niemand den Verstand verlor – oder zumindest das, was als normaler Hexenverstand durchging. Dazu brauchte es nicht viel: ein Teekränzchen, einen Liederabend oder einen Spaziergang im Wald. Mehr war nicht nötig, um das innere Gleichgewicht wiederherzustellen. Danach konnten sie sich auch wieder Prospekte mit Lebkuchenhäusern ansehen, ohne sofort eine Anzahlung zu leisten.

Als hätte Tiffany nicht schon genug Sorgen, musste sie zudem noch befürchten, wunderlich zu werden. Seit zwei Monaten war sie jetzt nicht mehr oben in den Bergen gewesen, und Fräulein Tick – die einzige andere Hexe, die es hin und wieder ins Kreideland verschlug – hatte sie bestimmt schon seit drei Monaten nicht mehr gesehen. Ihr fehlte einfach die Zeit, ihre Kolleginnen zu besuchen. Die Arbeit riss nie ab. Aber vielleicht war genau das das Geheimnis, dachte Tiffany. Wenn man dafür sorgte, dass man immer etwas zu tun hatte, blieb einem gar keine Zeit wunderlich zu werden.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie wieder bei den Größten landete. Zu ihrem Schrecken saß Amber, vergnügt lachend, inmitten einer Koboldschar draußen, neben dem Hügel. Während Tiffany den Besen noch im Dornengestrüpp parkte, wurde sie von der Kelda bereits erwartet.

»Du hast doch hoffentlich nichts dagegen?«, fragte sie, als sie Tiffanys Gesicht sah. »Die Sonne ist eine großartige Heilerin.«

»Jeannie, es war herzensgut von dir, dass du ihr den Seelentrost gegeben hast, aber sie soll euch möglichst wenig zu Gesicht bekommen. Sonst erzählt sie es vielleicht noch überall herum.«

»Ach was. Das Ganze wird ihr wie ein Traum vorkommen, dafür sorgt schon der Seelentrost«, antwortete die Kelda gelassen. »Und wer hört denn überhaupt hin, wenn ein kleines Mädchen was von irgendwelchen Feen plappert?«

»Sie ist dreizehn!«, entgegnete Tiffany. »Sie ist doch kein kleines Kind mehr!«

»Ist sie denn nicht glücklich?«

»Doch, schon, aber...«

Ein stählerner Blick trat in Jeannies Augen. Sie hatte Tiffany immer mit Respekt behandelt, doch das galt nur, solange diese Haltung auf Gegenseitigkeit beruhte. Schließlich war sie die Herrin dieser Höhle und wahrscheinlich sogar des gesamten Umlandes.

Tiffany begnügte sich mit dem Einwand: »Ihre Mutter macht sich bestimmt schon Sorgen.«

»Ach ja?«, sagte die Kelda. »Und weil sie sich so große Sorgen macht, hat sie wohl auch zugelassen, dass ihr Mann Amber halb totschlägt, ja?«

Etwas weniger gescheit wäre sie Tiffany eigentlich lieber gewesen. Sie selbst musste sich oft genug sagen lassen, ihr Verstand sei so messerscharf, dass sie sich eines Tages noch daran schneiden würde, aber mit dem unbeirrbaren Blick der Kelda hätte man ohne Weiteres Eisennägel köpfen können.

»Na ja, Ambers Mutter ist... nicht gerade... die Hellste.« »Das hat sich schon bis zu mir rumgesprochen«, sagte Jeannie. »Die meisten Tiere haben auch nicht allzu viel im Kopf, aber trotzdem stellt sich die Hirschkuh schützend vor ihr Kalb, trotzdem verteidigt die Füchsin ihren Welpen gegen den Hund.«

»Die Menschen sind komplizierter«, sagte Tiffany.

»Sieht so aus.« Die Stimme der Kelda war frostig geworden. »Nun gut, der Seelentrost tut seine Wirkung. Dann muss die Kleine jetzt wohl wieder zurück in eure komplizierte Welt.«

Wo ihr Vater noch am Leben ist, dachte Tiffany. Das weiß ich genau. Zwar hat er ein paar Prellungen abbekommen, aber er hat geatmet. Und bald wird er auch wieder nüchtern sein. Das will ich zumindest schwer hoffen. Wie soll ich nur einen Ausweg aus dieser Geschichte finden? Aber es muss eine Lösung geben! Ich hab auch noch andere Sachen zu tun! Und heute Nachmittag muss ich zum Baron!

Herr Weh kam ihnen schon entgegen. Tiffany hatte den Besen wie immer draußen vor dem Hof an einen Baum gebunden – theoretisch, um die Hühner nicht zu erschrecken, aber praktisch, weil sie einfach keine elegante Landung hinbekam und dabei auf gar keinen Fall Zuschauer gebrauchen konnte.

Er sah erst Amber an, dann seine Tochter. »Geht es ihr besser? Sie sieht ein bisschen... versponnen aus.«

»Sie hat etwas zur Beruhigung und zur Stärkung bekommen«, antwortete Tiffany. »Allerdings muss sie sich noch schonen.«

»Ihre Mutter ist ganz aufgelöst vor Sorge«, fuhr Tiffanys Vater vorwurfsvoll fort. »Aber ich habe ihr gesagt, dass du Amber an einen sicheren Ort gebracht hast und dich gut um sie kümmerst.«

Seine unterschwellige Frage »Bei denen war sie doch wohl in Sicherheit, oder?« überhörte sie geflissentlich und sagte lediglich: »Genau.« Sie versuchte vergeblich, sich Frau Micker aufgelöst vor Sorge vorzustellen. Sie kannte die Frau eigentlich nur mit der immer gleichen dumpfen Miene, so als wäre sie den viel zu vielen Rätseln, die einem das Leben vor den Bug knallte, hilflos ausgeliefert.

Tiffanys Vater nahm sie auf die Seite und senkte die Stimme. »Micker ist mitten in der Nacht wieder nach Hause gekommen«, flüsterte er. »Und jetzt erzählt man sich, dass irgendwer versucht haben soll, ihn umzubringen!«

»Nein!«

»So wahr ich hier stehe.«

Tiffany wandte sich Amber zu. Das Mädchen starrte in den Himmel, so geduldig, als wartete es darauf, dass etwas Interessantes passieren würde.

»Amber«, sagte sie bedächtig. »Du weißt doch bestimmt, wie man Hühner füttert, nicht wahr?«

»Ja, Fräulein.«

»Würdest du sie dann bitte füttern gehen? Das Korn ist in der Scheune.«

»Deine Mutter hat sie schon vor Stunden gef...«, begann ihr Vater, doch Tiffany zog ihn rasch ein Stück mit sich.

»Wann soll sich das denn abgespielt haben?«, fragte sie und sah hinter Amber her, die gehorsam in die Scheune trottete.

»Irgendwann letzte Nacht. Frau Micker hat es mir erzählt. Er wurde übel zusammengeschlagen. In seiner klapprigen alten Scheune. Wo wir gestern Abend zusammengesessen haben.«

»Frau Micker ist wieder zu ihm zurückgegangen? Nach allem, was passiert ist? Was findet sie bloß an diesem Kerl?«

Herr Weh zuckte mit den Schultern. »Er ist ihr Mann.«

»Aber er schlägt sie! Das weiß doch jeder.«

Ihr Vater machte ein verlegenes Gesicht. »Nun ja«, sagte er. »Manche Frauen denken sich wohl, besser einen Taugenichts als gar keinen Mann.«

Tiffany wollte widersprechen, doch als sie ihrem Vater in die Augen sah, wusste sie, dass er Recht hatte. Solchen Frauen war sie in den Bergen oft genug begegnet, ausgelaugt vom Kinderkriegen, geplagt von ständiger Geldnot. Bei denen, die Nanny Ogg kannten, ließ sich zwar wenigstens gegen die Kinderkriegerei etwas machen, aber man fand trotzdem genug Familien, die für einen gedeckten Tisch manchmal erst die Stühle verkaufen mussten. Dagegen konnte auch eine Hexe nichts ausrichten.

»Herr Micker ist nicht verprügelt worden, Papa. Obwohl das womöglich keine so schlechte Idee gewesen wäre. Er hing mit einem Strick um den Hals von der Decke, und ich hab ihn runtergeschnitten.«

»Er hat zwei gebrochene Rippen und überall blaue Flecken. «

»Weil er tief gefallen ist, Papa – er war kurz vorm Ersticken! Was blieb mir denn anderes übrig? Hätte ich ihn baumeln lassen sollen? Er ist noch mal mit dem Leben davongekommen, auch wenn er es vielleicht nicht verdient hat! Es ist nicht meine Aufgabe, den Henker zu spielen! Da lag ein Sträußchen, Papa. Aus Unkräutern und Brennnesseln! Seine Hände waren voller Pusteln von dem Nesselgift! Es steckt noch ein Funken Gutes in ihm, verstehst du?«

»Aber du hast das Kind gestohlen.«

»Nein, ich habe mich mit dem Kind weggestohlen. Versteh‘ doch, Papa. Ich habe das tote Kind begraben. Ich habe den halbtoten Mann gerettet. Das beides war ich. Es kann gut sein, dass die Leute sich irgendwelche wilden Geschichten zusammenreimen, weil sie mich nicht verstehen. Aber das ist mir egal. Man erledigt, was zu erledigen ist.«

Sie hörten ein Glucken, und Amber stolzierte über den Hof, gefolgt von den Weh’schen Hühnern, die im Gänsemarsch hinter ihr hertrippelten. Das Glucken kam von dem Mädchen. Tiffany und ihr Vater sahen entgeistert zu, wie das Federvieh in Reih und Glied auf und ab exerzierte. Nachdem Amber die Hühner kichernd und gluckend dazu gebracht hatte, gemessenen Schrittes einmal im Kreis herumzugehen, sah sie Tiffany und Herrn Weh an, als wäre nichts Besonderes vorgefallen, und führte das Geflügel zurück in die Scheune.

Tiffanys Vater atmete tief durch. »Ich hab mich doch da gerade nicht verguckt, oder?«

»Nein«, antwortete Tiffany. »Fragt sich bloß, was das zu bedeuten hat.«

»Ich habe mir mal ein paar von den Männern zur Brust genommen«, sagte ihr Vater. »Und deine Mutter hat sich mit den Frauen beraten. In Zukunft wollen wir gemeinsam ein wachsames Auge auf die Mickers halten. Wir haben die Zügel viel zu lange schleifen lassen. Es kann nicht immer alles an dir hängen bleiben. Die Leute sollen sich gar nicht erst einbilden, dass du schon alles wieder ins Reine bringst. Und dasselbe gilt auch für dich, hör auf meinen Rat. Bei manchen Sachen muss das ganze Dorf mit anpacken.«

»Danke, Papa«, sagte Tiffany. »Aber ich muss jetzt schleunigst zum Baron.«

Tiffany konnte sich kaum daran erinnern, dass der Baron jemals gesund gewesen war. Dabei schien niemand zu wissen, was ihm eigentlich fehlte. Doch in einem war er genau wie viele andere Schwerkranke, die sie kannte: Er gab nicht auf. Er hielt durch in einer Warteschleife, an deren Ende der Tod stand.

Ein Dorfbewohner hatte einmal über ihn gesagt, er sei wie eine Tür, die knarrte und knarrte, aber nicht ins Schloss fiel. Doch in letzter Zeit ging es zusehends mit ihm bergab, und Tiffany befürchtete, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis seine Lebenstür endgültig zufiel.

Wenigstens konnte sie ihm die Schmerzen nehmen und sie sogar so weit einschüchtern, dass sie ihn für eine Weile in Ruhe ließen.

Tiffany eilte zur Burg, wo schon Fräulein Proper, die Krankenpflegerin, mit bleichem Gesicht auf sie wartete.

»Er hat heute keinen guten Tag«, sagte sie und fügte mit einem bescheidenen Lächeln hinzu: »Ich habe den ganzen Morgen für ihn gebetet.«

»Das war sehr freundlich von Ihnen.« Obwohl Tiffany sich jeden Anflug von Sarkasmus verkniffen hatte, fing sie sich für ihren Bemerkung trotzdem ein Stirnrunzeln ein.

Das Krankenzimmer roch wie jedes andere Krankenzimmer: viel zu sehr nach Mensch, nicht genug nach Luft. Die Pflegerin blieb wie ein Wachtposten in der Tür stehen. Tiffany spürte ihren ewig misstrauischen Blick im Nacken. Seit einiger Zeit schlug ihr zunehmend ein solcher Argwohn entgegen. Durchziehende Wanderpriester, die gegen Hexen wetterten, fanden bei den Dorfbewohnern immer öfter ein offenes Ohr. Die Welt, in der die Menschen lebten, schien eine sehr sonderbare zu sein. Alle wussten, dass Hexen kleine Kinder raubten, die Ernte verhagelten und was es dergleichen Unsinn sonst noch gab. Gleichzeitig kamen sie aber schnurstracks zur Hexe gelaufen, wenn sie Hilfe brauchten.

Der Baron lag unter einem Deckenberg, das Gesicht grau, die letzten verbliebenen Haarbüschel schlohweiß. Trotzdem machte er einen gepflegten Eindruck. Er hatte immer sehr auf sein Äußeres geachtet, und er ließ jeden Morgen einen Mann von der Wache antreten, um sich von ihm rasieren zu lassen. Das munterte ihn etwas auf, soweit man das beurteilen konnte, aber jetzt starrte er nur stumpf durch Tiffany hindurch. Sie kannte es nicht anders. Der Baron war ein »Mann von echtem Schrot und Korn«, stolz und leicht aufbrausend, aber eine wahre Kämpfernatur. Für ihn waren die Schmerzen ein Grobian, der ihn schikanierte, und was machte man mit Grobianen? Man bot ihnen die Stirn, bis sie klein beigaben und das Weite suchten. Leider wussten die Schmerzen nichts von dieser Regel. Sie quälten ihn nur umso mehr. Der Baron lag da mit schmalen, weißen Lippen, und Tiffany konnte hören, wie er nicht schrie.

Sie nahm neben ihm auf einem Hocker Platz, lockerte ihre Finger, holte tief Luft und empfing die Schmerzen – rief sie aus dem siechen Körper heraus und steckte sie in den unsichtbaren Ball, der knapp über ihrer Schulter schwebte.

»Ich halte nichts von Zauberei«, stellte die Pflegerin fest.

Tiffany zuckte zusammen, wie eine Seiltänzerin, der jemand mit einem schweren Knüppel aufs Seil geschlagen hat. Vorsichtig beruhigte sie den aufgewühlten Strom der Schmerzen.

»Natürlich geht es ihm hinterher immer besser«, sagte Fräulein Proper. »Aber man macht sich doch so seine Gedanken, wo diese Heilkräfte eigentlich herkommen.«

»Vielleicht von Ihren vielen Gebeten, Fräulein Proper«, säuselte Tiffany. Der Gesichtsausdruck der Pflegerin war mit Gold nicht zu bezahlen.

Aber Fräulein Proper hatte eine Elefantenhaut. »Wir wollen uns doch nicht mit dunklen, dämonischen Mächten einlassen. Besser ein paar Schmerzen in dieser Welt als ewiges Leid in der nächsten!«

Oben in den Bergen gab es wasserbetriebene Sägemühlen mit großen Kreissägen, die sich so rasend schnell drehten, dass von ihnen nur ein flirrender, silberner Kreis zu sehen war... bis ein Arbeiter einmal nicht richtig aufpasste. Dann wurde der silberne Kreis zur roten Scheibe, und es regnete Finger.

Genau so fühlte sich Tiffany. Sie musste sich wahnsinnig konzentrieren, doch diese Frau hörte und hörte nicht auf zu reden, während die Schmerzen nur auf einen kurzen Augenblick der Unachtsamkeit lauerten. Also dann: Es ging nicht anders. Sie schleuderte die Schmerzen gegen einen Kerzenständer neben dem Bett, der sofort in tausend Stücke zersprang. Der Docht der Kerze fing Feuer. Tiffany stampfte die Flamme aus und drehte sich zu der erstaunten Pflegerin um.

»Fräulein Proper, so interessant Ihre Ansichten auch sein mögen, mir sind sie momentan herzlich schnuppe. Von mir aus können Sie gern zusehen, Fräulein Proper, aber das hier ist eine äußerst schwierige Angelegenheit, die für mich gefährlich werden kann. Gehen Sie, Fräulein Proper, oder bleiben Sie, aber vor allem, Fräulein Proper, halten Sie die Klappe. Das war nämlich erst der Anfang. Ich muss noch viel mehr Schmerzen umleiten.«

Fräulein Proper fixierte sie. Mit einem Blick, von dem einem angst und bange werden konnte.

Tiffany konterte entsprechend. Was vernichtende Blicke angeht, macht einer Hexe so leicht keiner etwas vor.

Die entrüstete Pflegerin knallte die Tür hinter sich zu.

»Sprich leise – sie lauscht am Schlüsselloch.«

Es war die Stimme des Barons, auch wenn sie kaum mehr als solche zu erkennen war. Es lag noch die leise Ahnung eines gebieterischen Tonfalls darin, doch sie klang so schwach und brüchig, als ob jedes Wort für das nächste um eine Gnadenfrist flehte.

»Bitte, Herr Baron, ich muss mich konzentrieren. Wir wollen doch nicht, dass etwas schiefgeht.«

»Schon gut. Ich werde schweigen.«

Allmählich kam wieder Leben in das graue Greisengesicht – für Tiffany der schönste Lohn für ihre gefährliche, schwierige und auch sehr anstrengende Aufgabe. Seine Haut schimmerte rosig, und je mehr Schmerzen aus ihm heraus, durch Tiffany hindurch und in den neuen unsichtbaren Ball über ihrer Schulter strömten, desto voller wurden seine eingefallenen Wangen.

Gleichgewicht. Auf das Gleichgewicht kam es an. Das war eine ihrer ersten Lektionen gewesen: Die Mitte der Wippe ist weder oben noch unten, aber Oben und Unten fließen durch sie hindurch, während sie selbst stets unbewegt bleibt. Man musste die Mitte der Wippe sein, damit die Schmerzen durch einen hindurch- und nicht in einen hineinflossen. Es war sehr schwierig. Doch Tiffany beherrschte diese Kunst. Darauf konnte sie stolz sein. Sogar Oma Wetterwachs hatte ein anerkennendes Knurren von sich gegeben, nachdem Tiffany den Trick gemeistert hatte. Und ein Knurren von Oma Wetterwachs war so viel wert wie tosender Beifall vom Rest der Welt.

Der Baron lächelte. »Vielen Dank, Fräulein Tiffany Weh. Und jetzt würde ich mich gern in meinen Sessel setzen.«

Tiffany überlegte. Es war eine ungewöhnliche Bitte. »Meinen Sie wirklich, gnädiger Herr? Sie sind noch sehr schwach.«

»Ja, das höre ich von allen Seiten«, antwortete der Baron mit einer abwehrenden Handbewegung. »Als ob ich es nicht selbst wüsste. Hilf mir hoch, Fräulein Tiffany Weh, denn ich muss mit dir reden.«

Kein Problem. Für ein Mädchen, das einen Herrn Micker aus dem Bett wuchten konnte, war der Baron ein Kinderspiel. Er war so leicht und zerbrechlich wie eine zarte Porzellanfigur.

»Wie mir scheint, haben du und ich in all der Zeit, die du mich nun schon pflegst, kaum mehr als das Nötigste miteinander gesprochen. Sehe ich das richtig, Fräulein Tiffany Weh?«, fragte er, nachdem sie ihm seinen Gehstock gebracht hatte, damit er sich aufstützen konnte. Es wäre dem Baron niemals eingefallen, sich in einem Sessel zurückzulehnen, wenn er auch auf der Kante sitzen konnte.

»Doch, ich denke, das sehen Sie richtig, gnädiger Herr«, sagte Tiffany vorsichtig.

»Ich habe geträumt, dass ich gestern Nacht Besuch hatte«, begann der Baron mit einem spitzbübischen Grinsen. »Was sagst du dazu, Fräulein Tiffany Weh?«

»Erst mal noch gar nichts, gnädiger Herr«, antwortete Tiffany und dachte: Hoffentlich nicht von den Wir-sind-die-Größten. Bitte nicht!

»Ich hatte Besuch von deiner Großmutter, Fräulein Tiffany Weh. Sie war eine großartige Frau, und obendrein eine ausgesprochen schöne Erscheinung. Ja, ja. Es war ein schwerer Schlag für mich, dass sie deinen Großvater geheiratet hat, aber vermutlich war es so das Beste. Sie fehlt mir.«

»Sie fehlt Ihnen?«, sagte Tiffany.

Der alte Mann lächelte. »Nach dem Tod meiner lieben Frau war sie der einzige Mensch, der den Mut hatte, mir Kontra zu geben. Ganz gleich, wie mächtig ein Mann ist und wie viel Verantwortung er zu tragen hat, hin und wieder braucht er jemanden, der ihn zurechtstutzt, wenn er sich wie ein Dummkopf aufführt. Und Oma Weh hat aus ihrem Herzen wahrlich nie eine Mördergrube gemacht, das muss man ihr lassen. Zum Glück, denn ich habe mich so oft wie ein Hornochse aufgeführt, dass ich – metaphorisch gesprochen – einen Tritt in den Arsch dringend nötig hatte. Ich hege die Hoffnung, dass du, wenn ich unter der Erde liege, meinem Sohn Roland den gleichen Dienst erweisen wirst, Fräulein Tiffany Weh. Da er manchmal an hochgradiger Selbstüberschätzung leidet, kann er ebenfalls jemanden brauchen, der ihm, metaphorisch gesprochen – oder, wenn er es zu weit treibt, auch durchaus wörtlich genommen – in den Arsch tritt.«

Um ein Schmunzeln zu kaschieren, rückte Tiffany erst einmal den Schmerzensball zurecht, der sich zutraulich über ihrer Schulter drehte. »Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, gnädiger Herr. Ich werde mein Möglichstes tun.«

Der Baron hüstelte. »Eine Zeitlang hegte ich sogar die leise Hoffnung, dass ihr beide euch... noch ein gutes Stück näherkommen würdet.«

»Wir sind Freunde«, antwortete Tiffany bedächtig. »Und ich hoffe, das werden wir auch bleiben: gute Freunde.« Sie musste sich eilig auf die Schmerzen konzentrieren, die gefährlich ins Trudeln geraten waren.

Der Baron nickte. »Famos, famos, Fräulein Tiffany Weh. Aber lass dich von diesen Freundschaftsbanden bitte nicht daran hindern, ihm einen anständigen Tritt in den Arsch zu verpassen, wenn er einen verdient hat.«

»Es soll mir ein Vergnügen sein«, antwortete Tiffany.

»Bravo, junge Dame«, sagte der Baron. »Und ich danke dir, dass du mich nicht zurechtweist, weil ich das Wort ›Arsch‹ in den Mund genommen habe. Und dass du mich nicht gefragt hast, was ›metaphorisch‹ bedeutet.«

»Gern geschehen, gnädiger Herr. Ich weiß, was metaphorisch bedeutet, und Arsch ist ein Begriff aus dem Volksmund – daran ist nichts auszusetzen.«

Der Baron nickte. »Er hat etwas so erfrischend Erwachsenes an sich. ›Hintern‹ taugt doch wohl eher für alte Jungfern und kleine Kinder.«

Tiffany probierte die Ausdrücke ein paar Mal hin und her und sagte dann: »Ja, damit dürften Sie den Nagel auf den Kopf getroffen haben.«

»Prächtig. Dabei fällt mir etwas ein, Fräulein Tiffany Weh. Mir ist nicht entgangen, dass du seit einiger Zeit keinen Hofknicks mehr vor mir machst. Ich würde gern den Grund dafür erfahren.«

»Ich bin jetzt eine Hexe, gnädiger Herr. Und Hexen knicksen nicht.«

»Aber ich bin dein Baron, junge Dame.«

»Ja. Und ich bin Ihre Hexe.«

»Ich könnte jederzeit meine Soldaten herbeibeordern. Und dir ist doch gewiss auch bekannt, dass Hexen hierzulande nicht unbedingt wohlgelitten sind.«

»Ja, gnädiger Herr. Das ist mir bekannt. Und ich bin Ihre Hexe.«

In seinen blassblauen Augen lag ein listiges Funkeln.

Tiffany wusste, dass sie jetzt keine Schwäche zeigen durfte. Der Baron war wie Oma Wetterwachs: Er stellte auch alle Leute auf die Probe.

Er lachte, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »Wie ich sehe, hast du deinen eigenen Kopf, Fräulein Tiffany Weh.«

»Na, ich weiß nicht so recht, gnädiger Herr. In letzter Zeit kommt es mir eher so vor, als hätte ich meinen Kopf nur noch für andere.«

»Ha«, sagte der Baron. »Wie man hört, bist du sehr fleißig und gewissenhaft.«

»Ich bin eine Hexe.«

»Ja, das sagtest du bereits – klar und deutlich und ohne Angst vor Wiederholungen.« Er stützte sich mit seinen knochigen Händen auf den Gehstock und sah sie darüber hinweg an. »Dann ist es also wahr«, sagte er, »dass du vor rund sieben Jahren mit einer eisernen Bratpfanne bewaffnet ins Märchenland marschiert bist und meinen Sohn vor der Elfenkönigin gerettet hast – einer höchst unangenehmen Person, wie man mir zugetragen hat.«

Tiffany zögerte kurz. »Möchten Sie, dass es so war?« Der Baron lachte leise und zeigte mit seinem dürren Finger auf sie. »Ob ich das möchte? Fürwahr! Eine gute Frage, Fräulein Tiffany Weh, deines Zeichens Hexe. Lass mich überlegen... Sagen wir, ich möchte die Wahrheit wissen.«

»Also, das mit der Bratpfanne stimmt, das gebe ich zu. Und weil Roland ziemlich übel zugerichtet war, habe ich eben seine Rettung in die Hand genommen. Ein bisschen.«

»Ein... bisschen?« Der alte Mann schmunzelte.

»Ein kleines bisschen«, sagte Tiffany rasch.

»Und warum bitteschön habe ich damals nichts davon erfahren?«, fragte der Baron.

»Weil Sie der Baron sind«, lautete die simple Antwort. »Und weil Jungen mit Schwertern die Mädchen retten. So steht es in den Büchern. So funktionieren die Geschichten. Keiner wollte es für möglich halten, dass es andersherum auch gehen könnte.«

»Hast du dich darüber geärgert?« Er sah sie mit unverwandtem Blick an, fast ohne zu blinzeln. Lügen war zwecklos.

»Ja«, antwortete sie. »Ein bisschen.«

»Ein großes bisschen?«

»Ja, doch. Das könnte man sagen. Aber dann bin ich in die Berge gegangen, um das Hexenhandwerk zu erlernen, und von da an war es mir nicht mehr so wichtig. Das ist die ganze Wahrheit. Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, aber wer hat Ihnen das verraten?«

»Dein Vater«, antwortete der Baron. »Und ich bin ihm dankbar dafür. Er hat mir gestern seine Aufwartung gemacht, nachdem ich ja nun, wie wir beide wissen, nicht mehr lange zu leben habe. Was übrigens ebenfalls eine Wahrheit ist. Und untersteh dich, ihm deswegen Vorwürfe zu machen, junge Dame – Hexe hin oder her. Versprichst du mir das?«

Tiffany wusste, wie sehr ihr Vater darunter gelitten hatte, dass sie so lange verkannt worden war. Ihr selbst hatte es nie viel ausgemacht, aber ihn belastete es umso mehr.

»Ja, gnädiger Herr. Versprochen.«

Schweigend starrte der Baron sie einen Augenblick an. »Fräulein Tiffany Weh, deines Zeichens Hexe, wie man gar nicht oft genug wiederholen kann, ich bin in meinem Leben an dem Punkt angekommen, wo zwar mein Blick trübe geworden ist, ich aber mit dem Verstand weiter sehen kann, als man meinen sollte. Vielleicht ist es noch nicht zu spät für mich, das Unrecht, das dir geschehen ist, wiedergutzumachen. Unter meinem Bett steht eine messingbeschlagene Truhe. Mach den Deckel auf. Na, los doch! Geh schon!«

Die Truhe war so schwer, als wäre sie mit Blei gefüllt. »Du findest darin einige Lederbeutel«, sagte der alte Mann hinter ihr. »Nimm einen heraus. Er enthält fünfzehn Dollar.« Der Baron hustete. »Zum Dank dafür, dass du meinen Sohn gerettet hast.«

»Das kann ich wirklich nicht an...«, begann Tiffany, aber der Baron stieß energisch seinen Stock auf den Boden.

»Mund zu und Ohren auf, bitte, Fräulein Tiffany Weh. Als du gegen die Elfenkönigin gekämpft hast, warst du noch keine Hexe. Folglich gilt die alte Tradition in diesem Fall nicht, dass eine Hexe kein Geld annehmen darf.« Seine Augen funkelten wie Saphire. »Wenn ich mich nicht irre, wirst du für die persönlichen Dienste, die du mir erweist, in Naturalien wie Lebensmitteln, sauberen, gebrauchten Leintüchern, getragenem Schuhwerk und Feuerholz entlohnt. Wir haben uns doch hoffentlich nicht lumpen lassen? Ich habe meine Haushälterin ausdrücklich angewiesen, nicht zu knausern.«

»Wie bitte? Oh, nein, nein, alles bestens, gnädiger Herr.« Und es traf zu. Die Welt der Hexen bestand tatsächlich aus abgelegten Kleidungsstücken, ausrangierten Betttüchern (für Verbände ideal), noch nicht völlig durchgelaufenen Stiefeln und natürlich aus Weitervererbtem, Weiterverteiltem, Weitergegebenem, Weitergereichtem und Weitergeschenktem. In einer solchen Welt war eine gut bewirtschaftete Burg genauso viel wert wie in einer anderen der Schlüssel zum Münzamt. Aber was den Beutel mit dem Geld anging... Sie drehte ihn hin und her. Er war sehr schwer.

»Was fängst du mit dem ganzen wertlosen Plunder eigentlich an, Fräulein Tiffany Weh?«

»Was?«, sagte sie abwesend, den Blick noch immer auf das Säckchen geheftet. »Ach so. Den tausche ich ein, oder ich gebe ihn an Leute weiter, die noch Verwendung dafür haben. So etwas in der Richtung.«

»Fräulein Tiffany Weh, du drückst dich mit einem Mal etwas vage aus. Mir scheint, dich beschäftigt der Gedanke, dass fünfzehn Dollar keine sonderlich hohe Belohnung dafür sind, dass du dem Sohn des Barons das Leben gerettet hast, nicht wahr?«

»Nein!«

»Darf ich das als ein Ja verstehen?«

»Sie werden das als ein Nein verstehen, gnädiger Herr! Ich bin Ihre Hexe!« Schwer atmend funkelte sie ihn an. »Außerdem versuche ich hier gerade, einen ziemlich schwierigen Ball Schmerzen auszubalancieren.«

»Ganz die Enkelin von Oma Weh. Ich bitte dich untertänigst um Verzeihung, was ich bei ihr auch öfter hätte machen sollen. Würdest du mir bitte nichtsdestotrotz die Güte und Ehre erweisen, den Beutel anzunehmen, Fräulein Tiffany Weh? Führe seinen Inhalt zum Andenken an mich solchen Zwecken zu, die du für angemessen hältst. So viel Geld hast du zweifellos noch nie gesehen.«

»Ich bekomme überhaupt fast nie Geld zu sehen«, entgegnete sie verdattert.

Der Baron stieß noch einmal seinen Stock auf den Boden, als wollte er ihr applaudieren. »Geld wie dieses mit Sicherheit nicht«, sagte er vergnügt. »Es ist nämlich so. Der Beutel enthält zwar nur fünfzehn Dollar, aber es sind nicht die Dollars, die du kennst, beziehungsweise kennen würdest, wenn du hin und wieder mal welche in die Finger bekommen würdest. Es sind alte Dollars, noch aus der Zeit, bevor das Herumgepfusche an unserer Währung losging. Der moderne Dollar besteht in meinen Augen zum größten Teil aus Messing, und er enthält ungefähr genauso viel Gold wie Meerwasser. Diese Münzen dagegen sind der wahre Jakob. Falls du mir diesen kleinen Scherz gestattest.«

Tiffany gestattete ihm seinen kleinen Scherz, weil sie ihn sowieso nicht verstanden hatte. Der Baron amüsierte sich über ihre Verwirrung. »Kurzum, Fräulein Tiffany Weh, wenn du mit diesen Münzen zu dem richtigen Händler gehst, gibt er dir dafür... ach, ich schätze mal, um die fünftausend Ankh-Morpork-Dollar. Wie viele ausgelatschte Stiefel man dafür bekommt, weiß ich nicht, aber wenn du das gesamte Geld in einen einzigen investieren wolltest, könntest du dir davon vermutlich einen alten Stiefel von der Größe dieser Burg kaufen.«

Und Tiffany dachte: Das kann ich nicht annehmen. Zu allem Überfluss konnte sie den Beutel kaum noch halten, so schwer war er geworden. Sie sagte: »Das ist viel zu viel für eine Hexe.«

»Aber nicht zu viel für einen Sohn«, antwortete der Baron. »Nicht zu viel für einen Erben, nicht zu viel für den Erhalt einer Ahnenreihe. Nicht zu viel dafür, eine Lüge aus der Welt geschafft zu haben.«

»Ein zweites Paar Hände kann ich mir dafür trotzdem nicht kaufen«, sagte Tiffany. »Und man kann auch keine einzige Sekunde der Vergangenheit damit ändern.«

»Dennoch muss ich darauf bestehen, dass du es annimmst«, sagte der Baron. »Wenn nicht um deinetwillen, dann wenigstens mir zuliebe. Du würdest mir eine große Last von der Seele nehmen – und die hat es dringend nötig, dass sie ein bisschen auf Vordermann gebracht wird. Immerhin werde ich bald sterben, nicht wahr?«

»Ja, gnädiger Herr. Schon sehr bald, denke ich.«

Tiffany verstand immer besser, was für ein Mensch der Baron war. Deshalb wunderte es sie auch nicht, dass er lachte.

»Weißt du was?«, fragte er. »Die meisten Leute hätten jetzt gesagt: ›Ach was, alter Knabe, du stirbst noch lange nicht. Im Handumdrehen bist du wieder auf den Beinen. Du bist doch noch springlebendig!‹«

»Ja, gnädiger Herr. Aber ich bin eine Hexe.«

»Und das bedeutet in diesem Kontext...?«

»Dass ich mir alle Mühe gebe, nicht lügen zu müssen.«

Der alte Mann verlagerte sein Gewicht und wurde plötzlich ernst. »Wenn meine Zeit gekommen ist...« Er brach ab.

»Werde ich bei Ihnen sein, wenn Sie das wünschen«, antwortete Tiffany.

Der Baron machte ein erleichtertes Gesicht. »Hast du den Tod schon gesehen?«

Sie hatte die Frage erwartet und die passende Antwort parat. »Normalerweise spürt man nur, wenn er vorübergeht, aber ich habe ihn schon zwei Mal leibhaftig gesehen, falls man das von einem Gerippe sagen kann. Jedenfalls ist er ein Knochenmann mit einer Sense, genau wie in den Büchern – wahrscheinlich sieht er nur deshalb so aus, weil er immer so abgebildet wird. Er war höflich, aber streng, gnädiger Herr.«

»Das glaub‘ ich gern!« Nach einer kurzen Pause fuhr der alte Mann fort: »Hat er... hat er irgendwelche Andeutungen über das Jenseits gemacht?«

»Ja, gnädiger Herr. Anscheinend gibt es dort keinen Senf, und ich hatte den Eindruck, dass es dort wohl auch keine Essiggurken gibt.«

»Tatsächlich? Das ist aber ein ziemlich harter Schlag. Dann brauche ich mir vermutlich auf Chutney erst gar keine Hoffnungen zu machen, oder?«

»Ich habe das Thema nicht weiter vertieft, gnädiger Herr. Er hatte eine ziemlich große Sense.«

Es klopfte an der Tür, und die Pflegerin rief: »Ist alles in Ordnung, Herr Baron?«

»Könnte gar nicht besser sein, mein wertes Fräulein Proper«, antwortete der Baron, dann senkte er verschwörerisch die Stimme und sagte: »Ich glaube, unser Fräulein Proper kann dich nicht besonders gut leiden, mein Kind.«

»Sie findet mich unhygienisch«, antwortete Tiffany. »Weshalb man darum heutzutage so viel Wind macht, habe ich nie ganz verstanden.«

»Im Grunde ist nicht viel dabei«, sagte Tiffany. »Ich muss dafür bloß so oft wie möglich meine Hände ins Feuer halten. «

»Wie bitte? Du hältst deine Hände ins Feuer?«

Schon tat es ihr leid, dass sie überhaupt davon angefangen hatte, denn jetzt würde der alte Mann nicht eher Ruhe geben, bis sie es ihm gezeigt hatte. Seufzend trat sie vor den Kamin und nahm einen großen eisernen Schürhaken aus dem Ständer. Sie konnte allerdings nicht leugnen, dass sie den Trick manchmal ganz gern vorführte, besonders vor einem so dankbaren Publikum. Aber sollte sie es auch tatsächlich tun? Andererseits, warum nicht? Der Feuertrick war nicht sonderlich kompliziert, die Schmerzen hielten wunderbar das Gleichgewicht, und dem Baron blieb auch nicht mehr sehr viel Zeit.

Aus dem kleinen Brunnen in der hinteren Ecke des Zimmers holte sie einen Eimer Wasser. Darin schwammen auch ein paar Frösche, die Tiffany rücksichtsvollerweise gleich wieder zurückplumpsen ließ. Wer kocht schon gerne Frösche? Es wäre auch ohne den Wassereimer gegangen, aber mit ihm als Requisit war die gesamte Vorführung um einiges wirkungsvoller. Tiffany räusperte sich theatralisch. »Sehen Sie, gnädiger Herr? Ich habe hier ein Schüreisen und einen Eimer mit kaltem Wasser. Kaltes Schüreisen, kaltes Wasser. Und jetzt... halte ich mit der linken Hand das Eisen und strecke die rechte Hand ins Feuer, wo es am heißesten ist: so!«

Der Baron hielt den Atem an, während ihre Rechte von Flammen umlodert wurde und die Spitze des Schüreisens in ihrer Linken plötzlich rot aufglühte.

Nachdem sie den Baron gebührend beeindruckt hatte, tauchte Tiffany den Schürhaken ins Wasser, und sofort schoss eine Dampfwolke aus dem Eimer empor. Dann stellte sie sich vor den Baron und zeigte ihm ihre Hände, die vollkommen unversehrt waren.

»Aber ich habe sie doch brennen sehen!«, rief der Baron. »Sehr schön! Gut gemacht! Steckt doch bestimmt ein Trick dahinter, oder?«

»Es ist eher eine Fähigkeit. Ich habe meine Hand ins Feuer gehalten und die Hitze in das Eisen geschickt. Die Hitze wurde einfach nur weitergeleitet. Was da gebrannt hat, waren abgestorbene Hautschuppen, Schmutzteilchen und dieses ganze unsichtbar kleine, grässlich bissige Geziefer, das unhygienische Menschen manchmal an den Händen haben...« Sie hielt inne. »Stimmt etwas nicht, gnädiger Herr?« Er starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. »Herr Baron? Fehlt Ihnen etwas?«

Der alte Mann sprach, als läse er aus einem unsichtbaren Buch vor: »Die Häsin läuft ins Feuer. Die Häsin läuft ins Feuer. Das Feuer, es verschlingt sie; sie brennt nicht. Das Feuer, es liebt sie, sie brennt nicht. Die Häsin läuft ins Feuer. Das Feuer, es liebt sie, sie ist frei... Jetzt fällt mir alles wieder ein! Wie konnte ich es nur vergessen? Wie konnte ich wagen, es zu vergessen? Ich hatte mir geschworen, mich für immer und ewig daran zu erinnern. Aber die Zeit vergeht, und die Welt füllt sich mit Sachen, die verlangen, dass man sich an sie erinnert, die erledigt werden wollen, die einem die Zeit rauben, die sich ins Gedächtnis drängen. Und man vergisst dabei, was wirklich wichtig ist, man vergisst die Dinge, um die es eigentlich geht.«

Tiffany erschrak. Ihm strömten Tränen über das Gesicht.

»Ich erinnere mich an alles«, flüsterte er mit schluchzender Stimme. »An die Hitze! An die Häsin!«

Plötzlich flog die Tür auf, und Fräulein Proper kam herein. Was dann geschah, dauerte nur einen Augenblick, aber Tiffany kam er vor wie eine ganze Stunde. Der misstrauische Blick der Pflegerin fiel zuerst auf sie und das Schüreisen in ihrer Hand, danach auf den in Tränen aufgelösten alten Mann und auf die Dampfwolke, dann gleich wieder zu Tiffany, die das Eisen losließ, noch einmal zu dem alten Mann und schnell wieder zu Tiffany, als das Eisen mit einem Scheppern, dessen Echo um die ganze Welt ging, in die Feuerstelle fiel. Fräulein Proper holte tief Luft – wie ein Wal, kurz bevor er auf den Meeresgrund abtaucht – und schrie: »Was um alles in der Welt haben Sie mit ihm gemacht? Verschwinden Sie, raus mit Ihnen, Sie... Sie... Sie... Ausgeburt!«

Tiffany fand ihre Sprache schnell wieder, und auch die passende Lautstärke. »Ich bin keine Ausgeburt! Ich bin eine Hausgeburt!«

»Ich hole die Wachen, Sie mitternachtsböse Person!«, kreischte die Pflegerin und stürmte hinaus.

»Es ist erst halb zwölf!«, rief Tiffany hinter ihr her, momentan völlig aus der Fassung gebracht. Die Schmerzen verlagerten sich, sie spürte es deutlich. Sie konnte nicht mehr richtig geradeaus denken. Alles geriet aus dem Gleichgewicht. Sie sammelte sich kurz, und mit einem angestrengten Lächeln wandte sie sich wieder dem Baron zu.

»Es tut mir sehr leid. Ich wollte Sie nicht aufregen, gnädiger Herr«, hob sie an, doch dann erkannte sie, dass er unter all den Tränen strahlte, dass sein Gesicht sonnenhell leuchtete.

»Aufgeregt? Um Gottes willen, nein. Ich bin doch nicht aufgeregt.« Er versuchte, sich im Sessel aufzurichten, und deutete mit zitterndem Finger auf das Feuer. »Ganz im Gegenteil, ich bin aufgekratzt! Ich fühle mich wieder lebendig! Ich bin jung, mein liebes Fräulein Tiffany Weh! Ich erinnere mich an einen ganz besonderen Tag! Kannst du mich nicht sehen? Unten im Tal? Ein sonniger, frischer Septembertag. Ein kleiner Junge in einer kratzigen Tweedjacke, ja, ich erinnere mich, sie hat furchtbar gekratzt – und nach Urin gestunken! Mein Vater sang ›Auf zum Himmel steigt die Lerche‹, und ich habe versucht mitzusingen, was ich damals natürlich noch gar nicht konnte, weil ich ungefähr so viel Stimme hatte wie ein Kaninchen. Wir haben uns das Abflämmen der Stoppelfelder angesehen. Überall war Rauch, und während das Feuer näher kam, sprangen Mäuse, Ratten, Kaninchen und sogar Füchse auf uns zu, um sich vor den Flammen in Sicherheit zu bringen. Fasane und Rebhühner warteten wie üblich bis zur allerletzten Sekunde, bevor sie aufflogen. Plötzlich wurde es totenstill, und ich sah eine Häsin. Ein Prachtexemplar. Wusstest du übrigens, dass die Landbevölkerung früher glaubte, alle Hasen seien weiblich? Na, jedenfalls stand sie einfach nur da und sah mich an, während um uns herum die brennenden Halme niederrieselten und hinter ihr die Flammen züngelten. Sie sah mir direkt in die Augen, und ich könnte schwören, dass sie genau in dem Moment, als ich ihren Blick erwiderte, in die Höhe schnellte und mitten ins Feuer hineinsprang. Natürlich habe ich Rotz und Wasser geheult. Sie war so schön. Aber mein Vater hat mich auf den Arm genommen und gesagt, er würde mir ein kleines Geheimnis verraten. Und dann hat er mir das Hasenlied beigebracht, damit ich Bescheid wusste und nicht mehr weinen musste. Und als wir hinterher durch die Asche gelaufen sind, lag tatsächlich nirgendwo eine tote Häsin.« Der Baron drehte ihr verlegen das Gesicht zu. Er strahlte. Er strahlte wirklich. Er leuchtete regelrecht.

Woher kam dieses Licht? Für das Feuer war es zu gelblich, und von draußen konnte es auch nicht hereinfallen, denn die Vorhänge waren zugezogen. Es war immer viel zu düster in diesem Zimmer, aber jetzt war es so hell wie an einem sonnigen, frischen Septembertag...

»Ich weiß noch, dass ich mit Buntstiften ein Bild davon gemalt habe, als wir wieder zu Hause waren. Und mein Vater war so stolz auf mich, dass er damit durch die ganze Burg gelaufen ist und es jedem gezeigt hat, damit alle es bewundern konnten«, fuhr der alte Mann fort, begeistert wie ein kleiner Junge. »Es war bloß die Kritzelei eines Kindes, aber er hat davon geschwärmt, als wäre es ein wahres Meisterwerk. Wie Eltern nun einmal so sind. Nach seinem Ableben habe ich es übrigens zwischen seinen Unterlagen gefunden. Falls es dich interessiert... Das Bild liegt in einer Ledermappe in der Geldtruhe. Schließlich ist es eine Kostbarkeit. Ich habe noch nie jemandem davon erzählt«, sagte der Baron. »Menschen, Tage, Erinnerungen – sie kommen und gehen, aber diese eine Erinnerung war immer da. Es ist mit Geld nicht aufzuwiegen, dass du mir diese wunderbare Vision zurückgebracht hast, Fräulein Tiffany Weh, deines Zeichens Hexe. Eine Vision, an die ich mich erinnern werde, bis an mein Lebens...«

Die Flammen im Feuer standen einen Augenblick still, und Kälte erfüllte den Raum. Tiffany war sich nie ganz sicher, ob sie den Tod sehen konnte, ob sie ihn wirklich sah. Vielleicht geschah es auch nur in ihrem Kopf. Auf jeden Fall war er da.

WAR DAS NICHT EIN PASSENDER ABGANG?, fragte Tod.

Tiffany schreckte nicht zurück. Wozu auch? »Hast du das etwa so arrangiert?«, fragte sie zurück.

SO GERN ICH MIR DAS AUCH ALS VERDIENST ANRECHNEN WÜRDE, SIND HIER DOCH ANDERE KRÄFTE AM WERK. NOCH EINEN SCHÖNEN GUTEN MORGEN, FRÄULEIN WEH.

Tod ging, und der Baron folgte ihm – ein kleiner Junge in seiner fruchtbar kratzigen, manchmal nach Urin[[11]](#footnote-11) stinkenden Tweedjacke, der seinem Vater über ein qualmendes Feld folgte.

Tiffany legte dem Verstorbenen die Hand aufs Gesicht und schloss ihm sanft und achtungsvoll die Augen, während der Schein des brennenden Feldes allmählich verlosch.

5

Die Mutter aller Zungen

Was ein Augenblick des Friedens hätte sein sollen, wurde jäh von Waffengeklirr zerstört. Burgwachen marschierten auf. Ihre Rüstungen schepperten noch lauter, als eine normale Rüstung sowieso schon scheppert, weil keine davon ihrem Träger so richtig passte. Obwohl es seit Jahrhunderten keine Schlacht mehr gegeben hatte, liefen sie immer noch in Eisen gepanzert herum. Rüstungen musste man kaum flicken, und sie trugen sich nie auf.

Als Erster kam Brian herein, der Feldwebel. Sein Gesichtsausdruck war nur schwer zu beschreiben. Es war die Miene eines Mannes, den man soeben davon in Kenntnis gesetzt hat, dass eine böse Hexe – die er schon von Kindesbeinen an kennt – seinen Chef ermordet hat. Der weiß, dass der Sohn des Chefs auf Reisen und die Hexe noch in diesem Zimmer ist. Und den eine Krankenpflegerin, die er nicht besonders leiden kann, kräftig in den Hintern knufft, während sie auf ihn einbrüllt: »Worauf warten Sie, Mann? Tun Sie Ihre Pflicht!«

Brian war genervt.

Er warf Tiffany einen betretenen Blick zu. »Morgen, Tiff... äh, Fräulein Weh. Hier so weit alles in Ordnung?« Dann starrte er den Baron im Sessel an. »Also ist er wirklich tot?«

»Ja, Brian, seit wenigen Minuten. Und ich denke, er war glücklich, als er starb.«

»Na, dann ist es ja gut«, sagte der Feldwebel. Sein Gesicht verzog sich, Tränen strömten ihm über die Wangen und schluchzend brach es aus ihm heraus: »Er ist wirklich sehr gut zu uns gewesen, als meine Oma krank war; er hat ihr jeden Tag eine warme Mahlzeit geschickt, bis zu ihrem Ende.«

Als sie seine Hand nahm, zog er sie nicht weg. Die anderen Wachen weinten ebenfalls, und umso heftiger, weil sie wussten – beziehungsweise hofften –, dass sie große starke Männer waren, für die sich das eigentlich nicht ziemte. Aber der Baron war einfach immer da gewesen, er gehörte zum Leben, wie der Sonnenaufgang. Sicherlich hatte er ihnen auch mal die Leviten gelesen, wenn sie während des Dienstes eingeschlafen waren oder ihre Schwerter nicht geschärft hatten (obwohl die Wachen seit Menschengedenken ihre Waffen höchstens dafür benutzten, den Deckel einer Marmeladenbüchse aufzuhebeln). Trotzdem war und blieb er der Baron, und sie waren und blieben seine Männer, und nun gab es ihn nicht mehr.

»Fragen Sie sie nach dem Schürhaken!«, kreischte die Pflegerin, die hinter ihm stand. »Los, fragen Sie sie nach dem Geld!«

Fräulein Proper konnte Brians Gesicht nicht sehen. Tiffany schon. Wahrscheinlich hatte ihn die Frau wieder in den Hintern geknufft, denn er war plötzlich bleich vor Wut.

»Tut mir leid, Tiff... äh, Fräulein Weh, aber die Dame hier meint, Sie hätten einen Mord und einen Diebstahl begangen«, sagte er, doch seine Miene fügte stumm hinzu, dass diese Meinung keinesfalls der seinen entsprach und er sich mit niemandem irgendwelchen Ärger einhandeln wollte – am allerwenigsten mit Tiffany.

Tiffany belohnte ihn mit einem leisen Lächeln. Denk immer daran, du bist eine Hexe, ermahnte sie sich. Beteuere jetzt nicht lautstark deine Unschuld. Du weißt, dass du unschuldig bist. Du brauchst nicht laut zu werden. »Der Baron war so gütig, mir etwas Geld dafür zu schenken, dass ich... ihn gepflegt habe«, antwortete sie. »Und Fräulein Proper hat davon wohl versehentlich etwas mitgehört und sich ein falsches Bild gemacht.«

»Es ging um sehr viel Geld!«, beharrte Fräulein Proper, der die Zornesröte ins Gesicht gestiegen war. »Die große Truhe unter dem Bett des Barons stand offen!«

»Das ist alles wahr«, sagte Tiffany. »Und es will mir so scheinen, als ob Fräulein Proper sogar eine ganze Zeitlang versehentlich mitgehört hat.«

Einige Wachen feixten, was Fräulein Proper – wenn das überhaupt möglich war – noch wütender machte. Sie drängelte sich ins Zimmer.

»Wollen Sie etwa bestreiten, dass Sie dort mit einem Schürhaken in der Hand gestanden haben und dass ihre andere Hand gebrannt hat?« Ihr Gesicht war inzwischen puterrot angelaufen.

»Moment!«, sagte Tiffany. »Einen Augenblick bitte. Es ist wichtig.« Die Schmerzen machten sich bemerkbar. Sie waren ungeduldig und wollten sich losreißen. Tiffany hatte schon ganz feuchte Hände.

»Sie haben schwarze Magie betrieben, geben Sie es zu!«

Tiffany atmete tief durch. »Ich weiß nicht, was Sie damit meinen«, sagte sie. »Aber ich weiß, dass ich gerade die letzten Schmerzen, die der Baron in seinem Leben zu erdulden hatte, über meiner rechten Schulter ausbalanciere. Und ich kann sie hier im Zimmer nicht loslassen, nicht bei so vielen Leuten. Also, bitte! Ich muss hier raus, ich brauche mehr Platz, sofort!« Sie schubste die Pflegerin beiseite, und die Wachen gaben ihr – sehr zu Fräulein Propers Verdruss – augenblicklich den Weg frei.

»Haltet sie auf! Sonst fliegt sie weg! Sie ist eine Hexe!«

Tiffany kannte sich gut aus auf der Burg. So schnell sie konnte, lief sie eine Treppe hinunter in den Innenhof, während sich die Schmerzen regten und ins Freie drängten. Man musste sie als eine Art Tier begreifen, das man zwar in Schach halten konnte, was aber nur eine gewisse Zeitlang funktionierte. Ungefähr bis... jetzt.

Der Feldwebel tauchte neben ihr auf, und sie packte ihn am Arm. »Frag nicht!«, stieß sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Wirf deinen Helm in die Luft!«

Er war klug genug, ihren Befehl zu befolgen, und schleuderte den Helm wie einen Suppenteller in die Höhe. Tiffany schmetterte die Schmerzen hinterher. Sie rissen sich mit einer seidig geschmeidigen Sanftheit los, die einem Angst machen konnte. Der Helm verharrte mitten im Flug, als wäre er gegen eine unsichtbare Mauer geprallt, und fiel zerknautscht und in eine Dampfwolke gehüllt auf das Pflaster.

Als der Feldwebel ihn aufheben wollte, ließ er ihn sofort wieder fallen. »Der ist ja kochend heiß!« Er starrte Tiffany an, die an der Wand lehnte und nach Luft schnappte. »Und so starke Schmerzen hast du ihm jeden Tag abgenommen?«

Sie öffnete die Augen. »Ja, aber normalerweise habe ich genug Zeit, sie irgendwo zu deponieren. Wasser und Stein taugen nicht viel, aber Metall hat sich schon oft bewährt. Frag mich nicht, warum. Wenn ich versuche, dahinterzukommen, wie es funktioniert, funktioniert es nicht mehr.«

»Ich hab gehört, du sollst auch alle möglichen Feuertricks draufhaben«, sagte Feldwebel Brian voller Bewunderung.

»Das Feuer lässt sich leicht beherrschen, wenn man einen kühlen Kopf bewahrt, aber Schmerzen... die wehren sich. Schmerzen leben. Schmerzen sind der Feind.«

Vorsichtig bückte sich der Feldwebel ein zweites Mal nach seinem Helm. »Den muss ich unbedingt ausbeulen, bevor der Chef ihn zu sehen kriegt«, begann er. »Bei ihm muss ja immer alles tipptopp sein... Ach.« Er blickte zu Boden.

»Ja«, sagte Tiffany verständnisvoll. »Es wird eine Weile dauern, bis man sich daran gewöhnt hat, dass er nicht mehr da ist.« Wortlos reichte sie ihm ihr Taschentuch. Er schnäuzte sich.

»Aber wenn du Schmerzen wegnehmen kannst«, sagte er. »Heißt das, du kannst auch...«

Tiffany hob abwehrend die Hand. »Lass es gut sein«, unterbrach sie ihn. »Ich weiß, was du fragen willst, und die Antwort lautet nein. Wenn du dir die Hand abhacken würdest, könnte ich vielleicht dafür sorgen, dass du nicht mehr daran denken musst, bis du das nächste Mal mit Messer und Gabel essen möchtest. Aber bei Sachen wie Todesfällen, Verlust oder Trauer bin ich machtlos. An so etwas würde ich mich auch gar nicht ranwagen. Es gibt eine Heilkunst, die sich ›Seelentrost‹ nennt, und ich kenne auf der ganzen Welt nur eine einzige Person, die sie beherrscht. Aber ich will sie erst gar nicht fragen, wie es geht. Diese Kunst ist mir zu dunkel.«

»Tiff...« Brian zögerte und blickte sich um, als rechnete er damit, sich jeden Augenblick einen weiteren Knuff von der Pflegerin einzuhandeln.

Tiffany wartete ab. Bitte, frag es nicht, dachte sie. Du kennst mich schon dein ganzes Leben lang. Du kannst mir doch nicht im Ernst zutrauen, ich hätte...

Brian sah sie flehentlich an. »Hast du...?«

»Nein, natürlich nicht«, antwortete Tiffany. »Was hast du denn für Grillen im Kopf? Wie kannst du so etwas denken? «

»Weiß ich auch nicht«, nuschelte Brian gequält. Er wurde rot.

»Damit wäre das also geklärt.«

»Dann sollte ich wohl zusehen, dass der junge Herr es erfährt«, sagte Brian, nachdem er noch einmal ins Taschentuch trompetet hatte. »Aber ich weiß bloß, dass er in die große Stadt gefahren ist, mit seiner – « Er brach verlegen ab.

»Mit seiner Verlobten«, ergänzte Tiffany mit fester Stimme. »Du darfst es ruhig laut aussprechen.«

Brian räusperte sich. »Ja, aber wir dachten doch alle... also, wir dachten, dass du und er, dass ihr... na, du weißt schon.«

»Wir sind Freunde«, sagte Tiffany. »Schon immer gewesen. Und das ist alles.«

Brian tat ihr leid, auch wenn er viel zu oft den Mund aufmachte, ohne vorher sein Gehirn einzuschalten. Sie tätschelte ihm die Schulter. »Wie wäre es, wenn ich in die Stadt fliege und ihn suche?«

Vor Erleichterung wäre er fast dahingeschmolzen. »Das würdest du machen?«

»Natürlich. Du hast hier genug um die Ohren. Die Aufgabe kann ich dir gern abnehmen.«

Und mir selber aufbürden, dachte sie, während sie in die Burg zurückeilte. Die traurige Nachricht hatte sich bereits herumgesprochen. Überall standen Bedienstete in einzelnen Grüppchen zusammen, manche weinend, manche mit verständnisloser Miene. Die Köchin kam völlig aufgelöst auf Tiffany zugerannt. »Was soll ich bloß machen? Ich habe für den armen Herrn doch noch das Essen auf dem Herd!«

»Dann nehmen Sie es runter und geben es jemandem, der eine warme Mahlzeit nötig hat«, antwortete Tiffany trocken. In dieser Situation war es wichtig, möglichst kühl und geschäftig aufzutreten. Die Menschen standen unter Schock. Sie würde ihn vermutlich ebenfalls spüren, wenn sie die Zeit dazu fand, aber im Moment kam es erst einmal darauf an, die anderen ins Hier und Jetzt zurückzubefördern.

»Hört mir zu, ihr alle!« Tiffanys Stimme hallte durch den Rittersaal. »Ja, euer Baron ist tot, aber ihr habt noch immer einen Baron! Er wird bald mit seiner... Herzensdame hier eintreffen, und bis dahin muss alles blitzblank sein! Ihr kennt eure Aufgaben! Macht euch an die Arbeit! Behaltet ihn in guter Erinnerung, und bringt die Burg auf Hochglanz, um seinetwillen!«

Es funktionierte. Wie immer. Eine Stimme, die so klingt, als ob sie wüsste, was sie will, kann viel erreichen, vor allem, wenn ihre Besitzerin einen spitzen schwarzen Hut trägt. Plötzlich herrschte rege Betriebsamkeit.

»Sie glauben wohl, Sie kommen ungeschoren davon, was?«, tönte es hinter ihr.

Tiffany ließ sich genau eine Sekunde Zeit, bevor sie sich umdrehte, und als sie es tat, lächelte sie. »Na, so was, Fräulein Proper«, sagte sie. »Sie sind noch hier? Möchten Sie vielleicht ein paar Fußböden schrubben?«

Die Pflegerin schäumte vor Wut. »Ich schrubbe keine Böden, Sie arrogantes, kleines – «

»Nein, Sie machen sich die Hände nicht schmutzig. Das ist mir auch schon aufgefallen! Fräulein Blumentau, Ihre Vorgängerin, die konnte Böden schrubben. Dass man sich drin spiegeln konnte! Auch wenn das in Ihrem Fall wohl eher ein abschreckender Gedanke wäre. Und Fräulein Blumentaus Vorgängerin, Fräulein Hupf, hat die Böden sogar mit Sand gescheuert, mit weißem Sand! Sie jagte dem Schmutz hinterher wie ein Terrier hinter dem Fuchs!«

Die Pflegerin klappte den Mund auf, aber Tiffany ließ sie gar nicht erst zu Wort kommen. »Die Köchin hat mir erzählt, dass Sie eine sehr fromme Frau sind, die dauernd auf den Knien liegt und betet, wogegen ich auch nichts einzuwenden habe, ganz und gar nicht. Aber ist Ihnen vielleicht mal die Idee gekommen, dass man auch mit einer Scheuerbürste wunderbar auf den Knien liegen kann? Die Menschen brauchen keine Gebete, Fräulein Proper, sie brauchen jemanden, der mit anpackt. Ich habe die Nase gestrichen voll von Ihnen, Fräulein Proper, und vor allem von ihrem adretten weißen Kittel. Ich glaube, Roland war schwer beeindruckt von ihrem schmucken weißen Kittel, aber ich nicht, Fräulein Proper, weil Sie alles dafür tun, dass er nie einen Fleck bekommt.«

Die Pflegerin riss die Hand hoch. »Sie fangen sich gleich eine Ohrfeige ein!«

»Nein«, sagte Tiffany mit fester Stimme.

Die Hand blieb, wo sie war. »Ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht so beleidigt worden!«, kreischte die Pflegerin erbost.

»Nicht?«, sagte Tiffany. »Das wundert mich aber.« Sie machte auf dem Absatz kehrt und marschierte auf einen jungen Wachmann zu, der gerade erst in den Saal gekommen war. »Dein Gesicht kenne ich, aber nicht deinen Namen. Wie heißt du?«

Der Untergefreite zur Ausbildung salutierte. Der Gruß fiel alles andere als zackig aus. »Preston, Fräulein.«

»Ist der Baron in die Gruft gebracht worden, Preston?«

»Jawohl, Fräulein. Und ich hab auch gleich ein paar Laternen und Tücher und einen Eimer Wasser runtergeschafft.« Er grinste über ihre erstaunte Miene. »Meine Großmutter war Leichenbesorgerin, als ich ein kleiner Junge war. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen gerne helfen, Fräulein.«

»Hat sich deine Großmutter auch von dir helfen lassen?«

»Nein«, antwortete Preston. »Sie hat gesagt, diese Arbeit ist nichts für Männer, bloß für welche, die einen Doktriniertitel haben.«

Tiffany sah ihn fragend an. »Einen Doktriniertitel?«

»Sie wissen schon, Fräulein. Doktrinieren: Pillen und Tropfen und Beine absägen. So Zeugs eben.«

Ihr ging ein Licht auf. »Ach, du meinst einen Doktortitel. Aber Ärzte kann man dabei auch nicht gebrauchen. Es geht ja nicht darum, jemanden wieder gesund zu machen. Ich danke dir für dein Angebot, aber das mache ich allein. Leichenbesorgen ist Frauensache.«

Fragte sich nur, wieso eigentlich. Tiffany wusste es auch nicht. Unten in der Gruft krempelte sie als Erstes die Ärmel hoch. Der junge Wachmann hatte sogar daran gedacht, eine Schale mit Erde und eine mit Salz[[12]](#footnote-12) herunterzubringen. Ein Lob auf deine Oma, dachte sie. Wenigstens ein Junge, dem jemand etwas Nützliches beigebracht hatte!

Sie weinte, während sie den alten Mann »salonfähig« herrichtete, wie Oma Wetterwachs es nannte. Sie weinte jedes Mal. Es musste sein. Aber nur, wenn es niemand sah. Von einer Hexe erwartete man nicht, dass sie weinte. Es würde die Leute nur nervös machen.

Tiffany trat zufrieden einen Schritt zurück und betrachtete ihr Werk. Der alte Knabe sah definitiv besser aus als gestern. Zum krönenden Abschluss holte sie noch zwei Pennys aus ihrer Tasche und legte sie ihm behutsam auf die Augenlider.

Damit war den alten Bräuchen, die sie von Nanny Ogg gelernt hatte, Genüge getan. Doch jetzt kam noch ein neuer hinzu, den nur sie allein kannte. Sie stützte sich mit einer Hand auf den Rand der Marmorplatte und nahm den Wassereimer in die andere. So blieb sie reglos stehen, bis das Wasser siedete und sich auf dem Marmor Eis gebildet hatte. Sie trug den Eimer nach draußen und goss ihn aus.

Als Tiffany in der Gruft fertig war, hatte in allen Räumen und Sälen geschäftige Betriebsamkeit Einzug gehalten. Hier wurde sie fürs Erste nicht mehr gebraucht. Sie ging durch das Tor hinaus und hielt inne, um nachzudenken.

Die meisten Menschen bleiben nicht stehen, wenn sie nachdenken wollen. Sie denken im Gehen. Aber manchmal ist es eine ganz gute Idee. Einfach kurz innezuhalten, damit man nicht in die Irre läuft.

Roland war der einzige Sohn des Barons und, soweit Tiffany wusste, auch sein einziger Verwandter – oder zumindest der einzige Verwandte, der auf der Burg geduldet wurde. Nach einem erbitterten und kostspieligen Kampf vor Gericht hatte Roland es geschafft, die Verbannung seiner fürchterlichen Tanten zu erwirken. Die beiden Schwestern, und darin war er sich sogar mit dem alten Baron einig, waren zwei ausgemachte Gewitterziegen, mit denen es kein Mensch aushalten konnte. Doch es gab noch eine Person, die zwar in keinster Weise mit dem Baron verwandt war, aber dennoch schnellstmöglich von seinem Tod erfahren musste. Tiffany machte sich auf den Weg zum Erdhügel der Größten.

Amber saß vor der Höhle im Sonnenschein, ganz in eine Näharbeit vertieft.

»Hallo, Fräulein«, begrüßte sie sie fröhlich. »Ich sag der Frau Kelda gleich Bescheid, dass Sie da sind.« Und damit verschwand sie auch schon schlangengleich in dem Loch, genauso mühelos wie Tiffany früher.

Warum war Amber zurückgekommen? Tiffany hatte sie doch zu ihrer eigenen Sicherheit auf die Farm ihrer Eltern gebracht. Weshalb war sie wieder rauf in die Hügel zu den Größten gelaufen? Und wie hatte sie überhaupt den Weg gefunden?

»Ein äußerst interessantes Kind, dieses Mädchen«, sagte eine Stimme. Der Kröterich[[13]](#footnote-13) schob den Kopf unter einem Blatt hervor. »Ich muss sagen, Sie sehen ein wenig mitgenommen aus, Fräulein Weh.«

»Der alte Baron ist tot«, antwortete Tiffany.

»Das war abzusehen. Lang lebe der Baron.«

»Wohl kaum«, gab Tiffany zurück. »Er ist tot.«

»Nein, nein«, quakte der Kröterich. »Das sagt man in einem solchen Fall. Wenn ein König stirbt, muss man sofort verkünden, dass es einen neuen König gibt. Das ist wichtig. Ich bin schon gespannt, wie sich der Neue wohl anstellen wird. Rob Irgendwer sagt, er sei ein nasser Waschlappen und es nicht würdig, Ihnen die Stiefel zu lecken. Und dass er Sie äußerst schäbig behandelt habe.«

Was auch immer in der Vergangenheit vorgefallen war, diese Bemerkung konnte Tiffany nicht unwidersprochen lassen. »Herzlichen Dank, aber ich kann gut darauf verzichten, dass mir irgendjemand die Stiefel oder sonst was leckt. Außerdem ist er auch gar nicht Ihr Baron, oder?«, fügte sie hinzu. »Die Größten sind doch so stolz darauf, dass sie keinen Herrn haben.«

»Diese Überlegung ist durchaus korrekt«, sagte der Kröterich gewichtig. »Aber Sie dürfen dabei nicht außer Acht lassen, dass sie genauso stolz darauf sind, aus nichtigem Anlass Unmengen zu trinken, wodurch sie unberechenbar werden. Und bedenken Sie bitte auch, dass der Baron der festen Überzeugung ist, de facto Eigentümer aller umliegenden Ländereien zu sein. Ein Anspruch, mit dem er vor Gericht einen sehr guten Stand hätte. Was man von meiner Wenigkeit ja leider nicht mehr behaupten kann. Doch um noch einmal auf das Mädchen zurückzukommen. Ein sonderbares Geschöpf. Ist Ihnen das noch gar nicht aufgefallen? «

Tiffany überlegte. Inwiefern hätte ihr denn an Amber etwas auffallen müssen? Sie war nur ein Kind[[14]](#footnote-14) – nicht so still, dass man sich sorgen musste, aber auch nicht so laut, dass sie einen störte. Das war alles. Doch dann fiel ihr die Sache mit den Hühnern wieder ein. Das war allerdings sehr sonderbar gewesen.

»Sie spricht die Größten-Sprache!«, sagte der Kröterich. »Und damit meine ich nicht das übliche Potzblitz-Gezeter, das ist lediglich die Mundart. Nein, ich meine die alte Ursprache der Kelda, die die Größten da gesprochen haben, wo sie herstammen, bevor sie von hier stammten. Es tut mir leid, hätte ich mich etwas präparieren können, wäre mir mit Sicherheit eine bessere Satzkonstruktion gelungen.« Er legte eine Pause ein. »Ich persönlich beherrsche kein einziges Wort der Größten-Sprache, dem Mädchen dagegen scheint sie nur so zugeflogen zu sein. Und noch etwas: Ich könnte schwören, dass sie versucht hat, sich mit mir auf Krötisch zu unterhalten. Ich spreche es zwar nicht besonders gut, aber einige Grundkenntnisse sind bei dem... Gestaltwandel doch auf mich übergegangen.«

»Meinst du damit, dass sie ungewöhnliche Wörter versteht? «, fragte Tiffany.

»Schon möglich«, antwortete der Kröterich. »Aber ich glaube eher, sie versteht Bedeutungen.«

»Bist du sicher?«, sagte Tiffany. »Ich dachte immer, sie wäre ein bisschen einfach gestrickt.«

»Einfach gestrickt?« Der Kröterich schien sich köstlich zu amüsieren. »Nun, als Anwalt kann ich Ihnen sagen, dass etwas, das zunächst einfach aussieht, in Wahrheit unendlich kompliziert sein kann – insbesondere dann, wenn ich nach einem festen Stundensatz honoriert werde. Die Sonne ist einfach. Ein Schwert ist einfach. Ein Unwetter ist einfach. Jede noch so einfache Sache zieht einen ganzen Rattenschwanz von Komplikationen hinter sich her.«

Amber streckte den Kopf aus dem Loch. »Frau Kelda erwartet dich in der Grube«, sagte sie aufgeregt.

Als Tiffany vorsichtig durch das Tarngestrüpp hinunterstieg, drang von unten gedämpfter Jubel herauf.

Sie mochte die Kreidegrube. Sie erschien ihr als ein Ort, an dem man niemals wirklich unglücklich sein konnte – so geborgen fühlte sie sich zwischen den feuchten weißen Wänden und im Sonnenschein des blauen Tages, der durch das Dornendickicht piekte. Als kleines Mädchen hatte sie manchmal Urfische in die Kreidegrube hinein- und wieder herausschwimmen sehen, alte Fische aus der alten Zeit, als die Kreide noch das Land unter den Wellen gewesen war. Es gab zwar schon lange kein Wasser mehr, aber die Seelen der Geisterfische hatten davon wohl nichts mitbekommen. Sie waren gepanzert wie Ritter und so alt wie der Kalkstein. Doch in letzter Zeit hatte Tiffany sie nicht mehr gesehen. Vielleicht sah man anders, wenn man älter wurde.

Es roch kräftig nach Knoblauch. Der Grund der Grube war mit Schnecken übersät. Größte bewegten sich vorsichtig zwischen ihnen hin und her und malten ihnen Nummern auf die Häuser. Amber saß, die Hände um ihre Knie geschlungen, neben der Kelda. Von oben sah die Szene aus wie eine Leistungsprüfung für Hütehunde, nur mit weniger Gebell und mehr klebrigem Schleim.

Als die Kelda Tiffany erblickte, legte sie den Finger auf die Lippen und deutete mit einem Kopfnicken auf Amber, die ganz in das Geschehen versunken war. Sie klopfte auf den Platz neben sich und sagte: »Wir sehen gerade dabei zu, wie die Burschen unsere Herde markieren.« In ihrer Stimme schwang ein seltsamer Unterton mit. Dieser gewisse Ton, den ein Erwachsener anschlägt, wenn er zu einem Kind sagt: »Na, das macht aber Spaß!«, für den Fall, dass das Kind nicht schon von selbst darauf gekommen ist. Aber Amber sah wirklich so aus, als hätte sie Spaß. Tiffany kam der Gedanke, dass es sie glücklich machte, unter den Größten zu sein.

Da die Kelda offenbar kein ernstes Thema anschneiden wollte, fragte sie: »Wozu soll das gut sein? Wer würde denn auf die Idee kommen, sie zu stehlen?«

»Andere Größte natürlich. Mein Rob meint, dass die anderen Schlange stehen werden, um unsere Schnecken zu stehlen, sobald sie unbewacht sind.«

Tiffany war verwirrt. »Und wieso sollten sie unbewacht sein?«

»Weil meine Jungs nicht auf sie aufpassen können, wenn sie die Herden der anderen stehlen. Das ist eine alte Größten-Tradition. Dadurch kommt keiner zu kurz beim Kämpfen, Klauen und Raufen – und vor allem nicht beim Saufen.« Die Kelda zwinkerte Tiffany zu. »Es hält sie bei Laune und vor allem davon ab, uns ständig zwischen den Beinen herumzuwuseln. «

Sie zwinkerte noch einmal, tätschelte dann Ambers Bein und sagte ein paar Worte in einer sehr alt klingenden Version der Größten-Sprache zu ihr. Amber antwortete in derselben Sprache. Die Kelda nickte Tiffany vielsagend zu und deutete auf das andere Ende der Grube.

»Was hast du zu ihr gesagt?«, fragte Tiffany mit einem Blick auf das Mädchen, das den Größten noch immer lächelnd und mit gebanntem Interesse zusah.

»Dass wir zwei ein Gespräch unter Erwachsenen führen müssen«, antwortete die Kelda. »Sie hat bloß gesagt, dass sie die Jungs sehr lustig findet. Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte, aber irgendwie hat sie die Mutter aller Zungen aufgeschnappt. Tiffany, ich benutzte sie nur, wenn ich mit meinen Töchtern oder dem Dudler[[15]](#footnote-15) spreche. Und als ich mich gestern Nacht auf dem Erdhügel mit ihm unterhalten habe, beteiligte sie sich auf einmal am Gespräch. Sie hat sich die Sprache einfach abgelauscht! So etwas dürfte es eigentlich gar nicht geben! Sie hat eine sehr seltene Gabe, keine Frage. Offenbar kommen ihr die Bedeutungen einfach so in den Kopf, und das ist Magie, kleines Fräulein. Waschechte Magie, da gibt es kein Vertun.«

»Wie konnte das geschehen?«

»Wer weiß?«, sagte die Kelda. »Es ist eine Gabe. Und wenn ich dir einen Rat geben darf, nimmst du dieses Mädchen in die Lehre.«

»Ist sie dafür nicht ein bisschen zu alt?«, fragte Tiffany.

»Entweder du bringst ihr dein Handwerk bei, oder du suchst ein anderes Ventil für ihr Talent. Glaub mir, mein Kind, ich wäre die Letzte, die behaupten würde, es könnte eine gute Sache sein, ein Mädchen fast tot zu prügeln. Aber wer weiß schon, welcher Weg für uns bestimmt ist? Nur deshalb ist sie jetzt jedenfalls hier, bei mir. Sie besitzt die Gabe des Verstehens. Hätte Amber sie sonst gefunden? Du weißt ganz genau, dass der Sinn des Lebens darin besteht, seine Gabe zu suchen. Sie zu finden, bedeutet Glück. Sie nicht zu finden, bedeutet Elend. Du hast gesagt, sie sei ein bisschen einfach gestrickt: Such ihr einen Lehrer, der das Komplizierte aus ihr herauskitzeln kann. Das Mädchen hat eine schwierige Sprache allein durchs Zuhören gelernt. Die Welt hat Menschen, die so etwas können, bitter nötig.«

Was die Kelda da sagte, hatte Hand und Fuß. Wie alles, was sie von sich gab.

Nach einer kurzen Pause fuhr Jeannie fort: »Es tut mir sehr leid, dass der Baron tot ist.«

»Entschuldige bitte«, antwortete Tiffany. »Ich hatte es dir sagen wollen.«

Die Kelda lächelte. »Meinst du wirklich, einer Kelda müsste man so etwas erst erzählen, mein Kind? Er war ein anständiger Mann, und du warst anständig zu ihm.«

»Ich muss den neuen Baron finden«, sagte Tiffany. »Und dabei brauche ich eure Hilfe. In der Stadt leben Tausende von Menschen, und deine Jungs sind wahre Meister im Aufspüren.«[[16]](#footnote-16) Sie sah zum Himmel. Tiffany, die den Weg in die große Stadt noch nie allein geflogen war, wollte den langen Flug keineswegs im Dunkeln antreten. »Im Morgengrauen breche ich auf. Aber vorher bringe ich lieber noch Amber nach Hause. Das möchtest du doch auch, nicht wahr, Amber?«, fügte sie ohne allzu große Hoffnung hinzu...

Als Tiffany eine Dreiviertelstunde später mit ihrem Besen auf das Dorf zusteuerte, gellten ihr die Schreie noch immer in den Ohren. Amber wollte nicht zurück. Das hatte sie ihr mehr als deutlich zu verstehen gegeben, indem sie sich mit Armen und Beinen in dem Loch verkeilte. Jedes Mal, wenn sie auch nur leicht an ihr zog, kreischte sie wie am Spieß. Nachdem Tiffany aufgegeben hatte, war das Mädchen sofort wieder auf ihren Platz neben der Kelda zurückgekehrt. So viel dazu. Da machte man sich die Mühe, für andere so schöne Pläne zu schmieden, und ehe man sich‘s versah, hatten die doch tatsächlich schon ihre eigenen Pläne gemacht.

Wie man es auch drehte und wendete, Amber hatte Eltern, keine besonders guten, das nun gerade nicht, aber Eltern. Sie mussten zumindest erfahren, dass ihrer Tochter nichts zugestoßen war... Und was konnte ihr in der Obhut der Kelda schon Schlimmes passieren?

Frau Micker knallte Tiffany die Tür vor der Nase zu und riss sie im nächsten Augenblick tränenüberströmt wieder auf. Das Haus stank, jedoch nicht nur nach schalem Bier und ungenießbarem Essen, sondern auch nach Rat- und Hilflosigkeit. Eine Katze – die räudigste Vertreterin ihrer Art, die Tiffany je gesehen hatte – steuerte zu dem Geruchsproblem sicher auch ihren Teil bei.

Frau Micker war zu Tode erschrocken und führte sich auf, als hätte sie auch noch das letzte Fünkchen ihres ohnehin nur schwach glimmenden Verstands verloren. Sie warf sich vor Tiffany auf die Knie und beschwor sie in wirren Worten. Tiffany machte ihr erst mal eine Tasse Tee – ein Vorhaben, das nichts für zimperliche Gemüter war. Denn das gesamte Geschirr, über das der Haushalt verfügte, stapelte sich in dem steinernen Ausguss, der bis zum Rand mit einer schleimigen Brühe gefüllt war, aus der hin und wieder Blasen aufstiegen. Tiffany musste an einer Tasse minutenlang herumscheuern, bis sie so sauber war, dass man es wagen konnte, daraus zu trinken. Währenddessen drang aus dem Kessel ein verdächtiges Klappern.

Frau Micker setzte sich auf den einzigen Stuhl, der noch über alle vier Beine verfügte, und faselte davon, was für ein guter Ehemann Herr Micker doch war, solange das Essen pünktlich auf den Tisch kam, und dass Amber ein braves Mädchen war. Tiffany kannte diese verzweifelten Beteuerungen noch gut von ihren Hausbesuchen in den Bergen. Sie entsprangen der Angst – der Angst vor dem, was der Sprecherin blühen würde, wenn sie erst wieder mit ihrem Mann allein war. Oma Wetterwachs griff in solchen Fällen auf eine altbewährte Methode zurück: Sie bekämpfte die eine Angst mit einer anderen – nämlich mit einer Heidenangst vor Oma Wetterwachs. Aber sie hatte ja auch jahrzehntelange Erfahrung im Oma-Wetterwachs-Sein.

Eine behutsame, zurückhaltende Befragung förderte zutage, dass Herr Micker oben im Bett lag und schlief. Tiffany beschränkte sich auf die Auskunft, dass Amber von einer reizenden Dame gesund gepflegt wurde, woraufhin Frau Micker erneut in Tränen ausbrach. Die Trostlosigkeit, die in dieser Kate herrschte, schlug Tiffany so stark aufs Gemüt, dass sie sich arg beherrschen musste, nicht ruppig zu werden. Aber mal ehrlich: War es denn wirklich so schwer, einen Eimer kaltes Wasser auf den Steinboden zu kippen und den Dreck mit dem Besen zur Tür hinauszuschrubben? Was war so schwer daran, etwas Seife zu sieden? Man brauchte nichts weiter dazu als Holzasche und Tierfett. Und wie sagte ihre Mutter so schön? »Man ist nie zu arm zum Abstauben.« Was ihr Vater, um sie zu ärgern, hin und wieder etwas abwandelte zu: »Man ist nie zu arm, um was abzustauben.« Aber wo wollte man bei dieser Familie anfangen? Und was auch immer sich in dem Wasserkessel befinden mochte: Es klapperte immer noch. Wahrscheinlich wollte es raus.

Die meisten Dorffrauen waren von der robusten Sorte. Man musste hart im Nehmen sein, um mit dem Lohn eines Landarbeiters eine ganze Familie durchzubringen. Es gab im Kreideland einen Spruch, eine Art Patentrezept für den Umgang mit schwierigen Ehemännern: »Zungenpastete, kalte Scheune, Wäscheknüppel.« Unliebsam auffallende Gatten bekamen statt des Abendessens eine Gardinenpredigt serviert, mussten im Stroh nächtigen und bezogen, wenn sie die Hand gegen ihre Frauen erhoben, eine tüchtige Tracht Prügel mit dem langen Stecken, der ansonsten zum Umrühren der Wäsche im Bottich benutzt wurde. Normalerweise sahen sie ihre Fehler rechtzeitig ein, bevor das Dorf ihnen eine Katzenmusik spielen musste.

»Ich glaube, es würde Ihnen guttun, wenn Sie Ihren Mann mal ein paar Tage nicht sehen. Wie wäre es mit einem kleinen Urlaub?«, schlug Tiffany vor.

Die Frau, blass wie eine Nacktschnecke und dürr wie ein Besenstiel, machte ein entsetztes Gesicht. »Oh nein!«, stieß sie hervor. »Wie soll er denn ohne mich zurechtkommen?«

Und von da an... ging alles schief, was noch schiefgehen konnte. Dabei geschah doch alles nur in bester Absicht, weil die Frau so niedergeschlagen war. »Wissen Sie was? Ich kann Ihnen ja wenigstens die Küche putzen«, erklärte Tiffany munter. Gegen dieses Angebot wäre an sich auch nichts einzuwenden gewesen, wenn sie kurzerhand zum Besen gegriffen und sich ans Werk gemacht hätte. Aber nein, sie musste ja unbedingt den Blick zu der grauen, mit Spinnweben überzogenen Decke richten und sagen: »Na gut, ich weiß, dass ihr da seid; ihr verfolgt mich doch ständig auf Schritt und Tritt. Also macht euch nützlich und bringt die Küche gründlich auf Vordermann!« Sekundenlang geschah gar nichts, doch dann hörte sie, weil sie die Ohren danach spitzte, einen gedämpften Wortwechsel aus dem Gebälk.

»Habt ihr gehört? Sie weiß, dass wir hier sind! Wie kommt’s, dass sie immer richtig liegt?«

Eine andere Größten-Stimme antwortete: »Weil wir ihr immer nachlaufen, du Hirni!«

»Schon klar, das weiß ich selber. Ich will auf was andres raus: Ham wir nich fest versprochen, dass wir ihr nich mehr nachlaufen?«

»Doch, da ham wir ihr sogar unsern feierlichen Eid drauf gegeben.«

»Eben. Deswegen bin ich auch ’n klein bisschen enttäuscht, dass die große kleine Hexe so’n heiliges Versprechen überhaupt nich ernst nimmt. Wie kannse bloß so auf unsern Gefühlen rumtrampeln?«

»Aber wir ham den feierlichen Eid doch selber gebrochen – wie sich das für uns gehört.«

Eine dritte Stimme mischte sich ein: »Zack, zack, Leute. Sie klopft schon mit dem Fuß auffen Boden. Raus aussm Quark und ran annen Speck!«

Schon tobte ein Wirbelwind durch die kleine Küche.[[17]](#footnote-17) Schäumendes Wasser schwappte um Tiffanys Füße, die bis eben tatsächlich einen ungeduldigen Rhythmus geklopft hatten. Eins steht fest: Obwohl niemand so schnell ein absolutes Chaos anrichten kann wie eine Horde Kobolde, macht ihnen seltsamerweise bei der Beseitigung eines solchen ebenfalls niemand etwas vor. Und dabei kommen sie auch noch ganz ohne die Hilfe von Feenvögeln, Täubchen oder sonstigem Waldgetier aus. Im Handumdrehen war der Ausguss leer, im Handumdrehen voll mit Seifenlauge. Holzteller und Blechtassen schwirrten durch die Luft, im Ofen brannte ein Feuer, und rumms, rumms, rumms flogen Scheite in die Feuerholzkiste. Dann legten die Größten noch einen Zahn zu. Neben Tiffanys Ohr bohrte sich zitternd eine Gabel in die Wand. Dampfwolken, aus denen seltsame Geräusche drangen, waberten wie Nebelschwaden; die Sonne flutete durch das schlagartig blitzblanke Fenster herein und zauberte Regenbögen in die Küche; ein Besen schoss vorbei und schob das restliche Wasser vor sich her; der Kessel kochte; eine Vase mit Blumen – Stängel in die Höh′ – zierte den Tisch, und plötzlich war der Raum frisch und sauber und stank auch nicht mehr nach verfaulten Kartoffeln.

Tiffany sah nach oben. Die Katze krallte sich mit allen vier Pfoten in einen Deckenbalken und musterte sie mit einem Blick, der sich gewaschen hatte. Was gegenüber einer Hexe eine reife Leistung ist, vor allem kopfüber.

Nach einigem Suchen gelang es Tiffany, Frau Micker ausfindig zu machen. Sie hatte sich unter dem Tisch verkrochen und die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, so dass Tiffany sie nur durch gutes Zureden wieder hervorlocken konnte. Als Frau Micker endlich auf einem pieksauberen Stuhl saß, vor sich eine fleckenlose Tasse mit frisch aufgebrühtem Tee, konnte sie gar nicht oft genug beteuern, wie viel besser die Küche nun aussah – obwohl Tiffany sich später eingestehen musste, dass die Frau wahrscheinlich jeden Meineid geschworen hätte, nur um Tiffany aus dem Haus zu bekommen.

Also kein Erfolg auf der ganzen Linie, aber wenigstens war die Küche jetzt geputzt, und Frau Micker würde ihr schon noch dankbar sein, wenn sie den ersten Schock überwunden hatte. Während Tiffany durch den verlotterten Garten ging, hörte sie aus dem Haus ein Fauchen und einen dumpfen Aufschlag – vermutlich von der Katze, die doch noch den Absprung geschafft hatte.

Sie war, den Besen über der Schulter, schon halb zu Hause, als sie laut vor sich hindachte: »Vielleicht war das Ganze keine so blendende Idee...«

»Mach dir keinen Kopf«, sagte eine Stimme. »Wir ham bloß nich genug Zeit gehabt, sonst hätt’n wir auch noch ’n Brot gebacken.« Tiffany sah nach unten. Vor ihr stand Rob Irgendwer, umringt von einem halben Dutzend Wir-sind-die-Größten, alias Kleine Freie Männer, manchmal auch alias die Angeklagten, Übeltäter, polizeilich gesuchte Personen oder auch schon mal alias »Der da, der Zweite von links, der war‘s, ich schwör‘s«.

»Ihr lauft mir ja schon wieder nach!«, beschwerte sie sich. »Wie oft wollt ihr euer Versprechen denn noch brechen?«

»Denk doch mal an das Fluchgelübde, das uns auferlegt is. Du bist die Hexe der Hügel, und wir müss’n jederzeit bereit sein, dich zu beschützen und dir zu helfen, ob dir das nu passt oder nich«, antwortete Rob Irgendwer beherzt. Seine Clankumpane nickten so eifrig mit den Köpfen, dass ein Hagel aus Bleistiftstummeln, Rattenzähnen, Essensresten vom Vortag, interessanten Steinen mit Löchern drin, Käfern, vielversprechenden Popeln, die einer eingehenden Untersuchung harrten, und Schnecken um sie herum niederging.

»Hört mal«, sagte Tiffany. »Das geht einfach nicht, dass ihr durch die Gegend lauft und Leuten helft, die das vielleicht gar nicht wollen.«

Rob Irgendwer kratzte sich am Kopf, setzte die kleine Schnecke wieder zurück, die ihm aus den Haaren gefallen war, und entgegnete: »Und wieso nich? Das machste doch auch.«

»Mach ich nicht!«, protestierte sie lautstark, aber gleichzeitig traf es sie wie ein Blitz. Ich war nicht nett zu Frau Micker, nein, dachte sie. Sicher, die Frau hatte nicht nur das Verhalten, sondern auch den Verstand einer Maus, aber das stinkende Haus, Dreck hin oder her, war ihr Haus. Und Tiffany war ungefragt mit einer Horde – nehmen wir kein Blatt vor den Mund – Kobolde bei ihr eingefallen und hatte das Oberste zuunterst gekehrt. Sie war schroff, herrisch und selbstgerecht gewesen. Ihre Mutter hätte es geschickter angestellt, wie wahrscheinlich jede andere Frau aus dem Dorf ebenfalls. Aber sie war die Hexe, und sie hatte sich aufgeführt wie ein Elefant im Porzellanladen und Frau Micker fast zu Tode erschreckt. Sie, ein junges Ding mit einem spitzen Hut.

Ihr kam noch ein Gedanke, der sie selbst betraf: Wenn sie sich nicht bald hinlegte, würde sie umkippen. Die Kelda hatte Recht; Tiffany konnte sich nicht daran erinnern, wann sie zuletzt in einem richtigen Bett geschlafen hatte. Zu Hause wartete eines auf sie. Und da fiel ihr plötzlich zerknirscht ein, dass sie ja auch noch ihre eigenen Eltern wissen lassen musste, dass Amber Micker wieder bei den Größten war...

Irgendwas ist immer, dachte sie, und dann kommt immer noch was nach. Es hört nie auf. Kein Wunder, dass Hexen Besen haben. Mit Füßen allein kann man das alles gar nicht bewältigen.

Frau Weh verarztete Tiffanys Bruder Willwoll, der ein blaues Auge hatte.

»Wir mussten uns ja auch unbedingt mit den großen Jungs prügeln«, schimpfte sie. »Und jetzt haben wir ein hübsches Veilchen, nicht wahr, Willwoll?«

»Ja, aber dafür hab ich Billy Petzer voll ins Eingemachte getreten.«

Tiffany schluckte ein Gähnen hinunter. »Wieso prügelst du dich denn, Willwoll? Ich dachte, du wärst klüger.«

»Die haben gesagt, dass du eine Hexe bist«, antwortete er. Tiffanys Mutter drehte sich mit einer seltsamen Miene zu ihr um.

»Aber das stimmt doch auch«, sagte Tiffany. »Das ist mein Beruf.«

»Ja, gut, aber du machst bestimmt nicht solche Sachen, wie die ständig rumerzählen.«

Tiffany sah ihre Mutter an. »Sind das schlimme Sachen?«, fragte sie.

»Ha! Schlimm ist gar kein Ausdruck«, antwortete Willwoll. Sein Hemd war voller Blut- und Rotzflecken.

»Willwoll, ab auf dein Zimmer!«, befahl Frau Weh. Selbst Oma Wetterwachs hätte sich schwergetan, einen Befehl auszusprechen, der prompter befolgt worden wäre – und mit dem sich – im Falle des Nichtparierens – ein noch blaueres Wunder angekündigt hätte.

Nachdem der Junge widerwillig die Treppe hinaufgepoltert war, wandte sich Frau Weh ihrer jüngsten Tochter zu, verschränkte die Arme und sagte: »Das war nicht das erste Mal, dass er deinetwegen in eine Rauferei geraten ist.«

»Daran sind bloß die Bilderbücher schuld«, antwortete Tiffany. »Ich tue alles, damit die Leute endlich verstehen, dass wir keine verrückten alten Weiber sind, die anderen etwas Böses an den Hals hexen.«

»Wenn dein Vater nach Hause kommt, sorge ich dafür, dass er mal ein Wörtchen mit Billys Vater redet«, sagte ihre Mutter. »Billy ist einen Kopf größer als Willwoll, aber dein Vater... der ist gleich zwei Köpfe größer als Billys Vater. Er wird sich nicht mit ihm prügeln. Du kennst deinen Vater. Er ist ein sehr besonnener Mann. Ich habe noch nie erlebt, dass er öfter als vielleicht zwei Mal zugeschlagen hat. Musste er auch nicht. Er passt schon auf, dass keiner die Beherrschung verliert. Und wenn doch, gibt‘s Saures. Trotzdem, irgendetwas stimmt hier nicht, Tiffany. Natürlich sind wir alle sehr stolz auf dich, auf deine Arbeit und auch sonst, aber du scheinst die Leute irgendwie nervös zu machen, sie sind gereizt. Sie verbreiten die absonderlichsten Sachen über dich. Und der Käseverkauf ist auch zurückgegangen. Dabei weiß doch jeder, dass du die beste Käserin in der Gegend bist. Und jetzt auch noch die Geschichte mit Amber Micker. Findest du es richtig, dass sie wieder... da oben ist, bei denen?«

»Ich hoffe es, Mama«, antwortete Tiffany. »Aber sie hat einen sehr starken Willen, und letzten Endes kann ich auch nur mein Möglichstes tun.«

Später in dieser Nacht, als Tiffany in ihrem vorsintflutlichen Bett lag, hörte sie im Halbschlaf, wie sich ihre Eltern im Zimmer unter ihr ganz leise unterhielten. Und obwohl Hexen natürlich nicht weinen, wären dieser Hexe fast die Tränen gekommen.

6

Das Kommen des Tückischen

Tiffany war wütend, weil sie verschlafen hatte. Ihre Mutter musste ihr erst eine Tasse Tee ans Bett bringen, bevor sie aufwachte. Aber in letzter Zeit hatte sie wirklich nicht genug Schlaf bekommen, und in dem alten, aber urgemütlichen Bett war sie regelrecht versunken.

Es hätte aber auch noch viel schlimmer kommen können, tröstete sie sich, nachdem sie losgeflogen waren. Zum Beispiel, wenn ich Schlangen auf dem Besen hätte. Die Größten waren leider ein bisschen zu versessen darauf, sich »den Wind unter den Kilt wehen zu lassen«, wie Rob Irgendwer es ausdrückte. Gut möglich, dass Kobolde besser waren als Schlangen, aber das war lediglich eine Vermutung. Sie rannten ständig von einem Ende des Stiels zum anderen, wenn sie unter sich etwas Interessantes entdeckten, und als Tiffany einmal einen Blick über ihre Schulter warf, hatten sich doch tatsächlich ungefähr zehn von ihnen hinten an den Besen gehängt. Der erste von ihnen hielt sich an den Borsten fest und der Nächste an seinen Fersen und der Übernächste an dessen Fersen und so weiter und so fort. Sie johlten, sie kreischten, und ihre Kilts flatterten im Wind. Der Nervenkitzel war bestimmt eine gute Entschädigung für die Gefahr und die fehlende Aussicht – beziehungsweise für eine vorhandene Aussicht, um die sie niemand beneidet hätte.

Der eine oder andere verlor tatsächlich den Halt. Unter lautem Juhu! und fröhlichem Gewinke segelten sie davon, als wäre alles nur ein lustiges Spiel. Normalerweise tippten die Größten ein paar Mal auf, wenn sie landeten, aber es konnte auch vorkommen, dass sie in der Erde einen kleinen Einschlagkrater hinterließen. Um ihren Heimweg machte Tiffany sich keine Sorgen. Zweifellos lauerten dort unten unzählbar viele gefährliche Kreaturen nur darauf, sich einen kleinen rennenden Mann einzuverleiben, doch bis der den heimatlichen Erdhügel erreichte, würde die Masse der Angreifer mit Sicherheit um einiges zählbarer sein. Im Großen und Ganzen verhielten sich die Größten während des Fluges für Koboldverhältnisse sogar ausgesprochen gesittet, und sie steckten den Besen auch erst in Brand, als sie nur noch knapp zwanzig Meilen von der Stadt entfernt waren. Dieser Zwischenfall kündigte sich mit einem kaum hörbaren »Hoppla!« des Doofen Wullie an, der sich auch sogleich schuldbewusst vor den Flammen aufbaute, damit niemand merkte, dass er die Borsten angezündet hatte.

»Du hast ja schon wieder den Besen angesteckt, Wullie«, stellte Tiffany streng fest. »Wie lautet noch mal die Lektion, die wir beim letzten Mal gelernt haben? Auf dem Besen wird nicht mit Feuer gespielt!«

Als der Doofe Wullie und seine Brüder versuchten, die Flammen auszustampfen, geriet der Besen ordentlich ins Wackeln. Tiffany suchte das Gelände nach einem weichen und vorzugsweise nassen Landeplatz ab.

Aber es hatte keinen Sinn, sich über Wullie aufzuregen. Er lebte in seiner eigenen Wullie – Welt, und dem war höchstens mit diagonalem Denken beizukommen.

»Was meinst du?«, sagte sie zu ihm, während der Besen bockte und schlackerte. »Ob wir vielleicht gemeinsam herausfinden können, warum mein Besen brennt? Könnte es möglicherweise damit zu tun haben, dass du ein Streichholz in der Hand hältst?«

Der Größte starrte das Streichholz an, als hätte er so etwas noch nie im Leben gesehen, dann versteckte er es hinter dem Rücken und starrte auf seine Füße, was unter den gegebenen Umständen ziemlich mutig von ihm war. »Weiß ich auch nich, Meisterin.«

»Es ist nämlich so«, fuhr Tiffany, vom Wind umpeitscht, fort. »Wenn dem Besen Borsten fehlen, kann ich ihn nicht mehr so gut lenken, und wir verlieren an Höhe. Was aber leider nicht für die Geschwindigkeit gilt. Weißt du vielleicht einen Ausweg aus diesem Dilemma, Wullie?«

Der Doofe Wullie stocherte mit dem kleinen Finger in seinem Ohr herum, als müsste er in seinem Gehirnkasten nach einer Antwort kramen. Dann hellte sich seine Miene auf. »Wie wärs, wenn wir landen?«

Tiffany seufzte. »Das würde ich gern machen, Doofer Wullie, aber es gibt da ein Problem: Wir sind schnell, die Erde nicht. Was dabei herauskommt, nennt man eine Bruchlandung. «

»Ich mein ja auch gar nich, dass wir aufm Erdboden landen solln«, sagte Wullie. »Aber wie wärs denn damit?«

Tiffany folgte seinem ausgestreckten Zeigefinger. Unter ihnen erstreckte sich eine lange weiße Straße, auf der sich – nicht allzu weit voraus – etwas Rechteckiges fortbewegte, und zwar fast genauso schnell wie der Besen. Sie lauschte einen Augenblick dem Klicken der Rechenmaschine in ihrem Kopf und sagte dann: »Ein bisschen langsamer müssten wir vorher aber trotzdem noch werden...«

Und so kam es, dass ein qualmender Besen mit einer vor Angst schlotternden Hexe und ungefähr zwei Dutzend Wir-sind-die-Größten – die ihre Kilts wie Bremsschirme aufhielten – punktgenau auf dem Dach des Lancre-Ankh-Morpork-Paketexpress notlandete.

Die Kutsche war gut gefedert, und der Fahrer brachte die Pferde ziemlich schnell wieder unter Kontrolle. Während er von seinem Sitz kletterte und sich der weiße Staub wieder auf die Straße legte, blieb alles still. Der Kutscher, ein schwerer Mann, der sich bei jedem Schritt vor Schmerzen krümmte, hielt in der einen Hand ein angebissenes Käsebrot und in der anderen – unverkennbar – ein Bleirohr. Er runzelte die Stirn. »Darüber muss ich Meldung machen. Der Lack ist ab. Bei einem Lackschaden komm ich um einen Bericht nicht drumrum. Ich hasse Berichte, hab schon immer mit den Wörtern zu kämpfen gehabt. Aber bei einem Lackschaden bleibt mir gar nichts anderes übrig.« Die Stulle – und vor allem das Bleirohr – verschwanden in seinem geräumigen Mantel. Tiffany staunte selbst, wie froh sie das stimmte.

»Es tut mir sehr, sehr leid«, sagte sie, als ihr der Mann vom Dach der Kutsche herunterhalf.

»Um mich geht’s ja nicht, nur um den Lack. Wie oft hab ich‘s denen da oben nicht schon gesagt: Da draußen gibt es Trolle, da draußen gibt es Zwerge. Die fahren wie die Henker und meistens auch noch mit zugekniffenen Augen, weil sie die Sonne nicht vertragen.«

Während er sich den Schaden genauer ansah, fiel sein Blick plötzlich auf den spitzen Hut.

»Aha«, sagte er ausdruckslos. »Eine Hexe. Tja, es muss wohl für alles ein erstes Mal geben. Wissen Sie, was für eine Ladung ich hier transportiere, Fräulein?«

Was könnte es wohl im allerschlimmsten Fall sein?, dachte Tiffany. »Eier?«

»Ha«, machte der Mann. »Schön wär’s. Spiegel sind’s, Fräulein. Ein Spiegel, um genau zu sein. Und der ist noch nicht mal flach, sondern eine Kugel, hab ich gehört. Verpackt wie ein rohes Ei, haben sie mir erzählt, aber da wusste ja auch noch keiner, dass jemand vom Himmel auf ihn runterkrachen würde.« Er klang nicht wütend, nur resigniert, als hätte er sich damit abgefunden, dass ihm die Welt das Brot sowieso immer mit der Marmeladenseite nach unten vor die Füße schmeißen würde. »Zwerge haben das Ding gebaut«, fügte er hinzu. »Es soll über tausend Ankh-Morpork-Dollar gekostet haben. Und wollen Sie wissen, wofür es gedacht ist? Es soll in der Stadt in einem großen Saal aufgehängt werden, wo die Leute Walzer tanzen. Eine Freizeitbeschäftigung, von der eine wohlerzogene junge Dame wie Sie wohl noch nie was gehört haben dürfte, weil dieses Walzertanzen, so steht es jedenfalls in der Zeitung, ein Ringelpiez mit Anfassen ist, der zu lästerlichem Treiben führt und die Leute verdirbt.«

»Sapperlot!«, sagte Tiffany, da sie das Gefühl hatte, dass eine derartige Bemerkung von ihr erwartet wurde.

»Na, dann wollen wir uns die Bescherung mal anschauen«, meinte der Fahrer und öffnete ächzend den hinteren Wagenschlag. Eine große Kiste nahm fast den gesamten Raum ein. »Das meiste darin ist Stroh«, sagte er. »Fassen Sie mal mit an? Wenn es klirrt, ist der Dung am Dampfen.«

Die Kiste war überraschend leicht. Dennoch hoben sie die wertvolle Fracht gemeinsam heraus und stellten sie behutsam auf die Straße. Der Kutscher förderte aus dem Stroh die Spiegelkugel zutage und hielt sie hoch wie ein kostbares Juwel. Und genauso sah sie auch aus. Sie funkelte und glitzerte wie ein Edelstein, versprühte gleißendes Licht und schoss blitzende Strahlen in die Landschaft. Und während der Mann die Kugel noch hochhielt, stieß er plötzlich einen Schmerzensschrei aus und ließ sie fallen. Sie zerbrach in tausend Teile, die für einen kurzen Augenblick tausende Spiegelbilder von Tiffany in die Luft zauberten. Leise wimmernd sank der Kutscher zusammengekrümmt in den weißen Staub, während es rings um ihn Glassplitter regnete.

Im Nu – oder noch etwas schneller – war der stöhnende Mann von Größten umzingelt, bis an die letzten verbliebenen Zähne mit Schwertern, noch mehr Schwertern, Knüppeln, Äxten, Keulen und mindestens noch einem zusätzlichen Schwert bewaffnet. Tiffany hatte keine Ahnung, wo sie sich versteckt gehalten hatten; ein Größter konnte sich sogar hinter einem Haar verstecken.

»Tut ihm nichts!«, rief sie. »Er wollte mir auch nichts tun! Er ist sehr krank. Aber ihr könnt euch nützlich machen und die Splitter zusammenklauben!« Sie kauerte sich auf die Straße und hielt dem Kutscher die Hand. »Wie lange leiden Sie schon an den Springenden Knochen?«

»Ach, die quälen und martern mich schon seit zwanzig Jahren, Fräulein«, jammerte der Kutscher. »Das kommt von dem dauernden Geruckel. Die Aufhängung ist ausgeleiert, verstehen Sie? Ich muss schon Glück haben, wenn ich jede fünfte Nacht mal richtig durchschlafen will. Ungelogen. Kaum bin ich eingedöst, dreh ich mich ganz normal auf die andere Seite, und schon macht’s klick, und los geht’s mit den Schmerzen.«

Mit Ausnahme von einigen vereinzelten Punkten am Rande des Gesichtsfeldes war niemand zu sehen – noch nicht einmal die Größten, da sie – jeglichem gesunden Menschenverstand zum Trotz – die Kunst des Sich-hintereinander-Versteckens vervollkommnet hatten.

»Ich glaube, ich kann Ihnen helfen«, sagte Tiffany.

Manche Hexen benutzten ein Wirrwarr, um in die Gegenwart zu sehen – und mit ein bisschen Glück auch in die Zukunft. In der rauchig düsteren Höhle der Größten jedoch versenkte sich die Kelda in das sogenannte Stickum – die Gesamtheit aller Geheimnisse, die man nur an Eingeweihte weitergab. Sie spürte deutlich, dass Amber sie aufmerksam beobachtete. Ein sonderbares Kind, dachte sie. Sie sieht, sie hört, sie versteht. Was würden wir nicht für eine Welt geben, in der mehr Leute wie sie leben? Die Kelda hatte ihren Kessel[[18]](#footnote-18) aufgebaut und unter dem Leder ein kleines Feuer entfacht.

Sie schloss die Augen, konzentrierte sich und las die Erinnerungen aller Keldas, die es je gegeben hatte und die es je geben würde. Millionen Stimmen wehten ungeordnet durch ihren Kopf, manchmal leise, nie sehr laut, oft verlockend nah. Es war eine wunderbare Informationsbibliothek, aber eine, in der die Bücher – und auch die Seiten – wild durcheinanderflogen. Irgendwelche Inhaltsverzeichnisse suchte man natürlich auch vergebens. Noch während des Zuhörens lösten sich die einzelnen Stränge einfach wieder auf, und die Kelda musste sich anstrengen, die kleinen Geräusche, winzigen Einblicke, unterdrückten Schreie und Bedeutungsströme zu verfolgen, die sie in die eine oder andere Richtung zogen... Aber dann war es da, direkt vor ihr, als wäre es schon immer da gewesen, und kristallisierte sich langsam immer deutlicher heraus.

Sie öffnete die Augen, starrte an die Decke und murmelte: »Ich suche nach der großen kleinen Hexe, und was finde ich?«

Noch einmal spähte sie hinein in den Dunst aus alten und neuen Erinnerungen. Plötzlich riss die Kelda so heftig den Kopf zurück, dass sie fast mit Amber zusammengeprallt wäre, die interessiert fragte: »Einen Mann ohne Augen?«

»Ja, ich glaube, ich kann Ihnen helfen, Herr, äh...«

»Teppichleger, Fräulein. William Glottis Teppichleger.«

»Teppichleger?«, sagte Tiffany. »Aber Sie sind doch Kutscher. «

»Ja, und dazu kann ich Ihnen auch gleich eine lustige Geschichte erzählen. Teppichleger ist mein Familienname, ja? Aber wir wissen alle nicht, wo wir ihn herhaben. Bei uns in der Familie hat nämlich noch nie einer einen Teppich verlegt! «

Tiffany lächelte freundlich. » Und...? «

Herr Teppichleger sah sie verwirrt an. »Wieso und? Das war die lustige Geschichte!« Er fing an zu lachen, doch dann schrie er auf – ihm war wieder ein Knochen versprungen.

»Ach so«, sagte Tiffany. »Entschuldigung, ich bin manchmal ein bisschen schwer von Begriff.« Sie rieb sich die Hände. »Und jetzt, mein Herr, werden wir Ihnen die Knochen sortieren.«

Die Kutschpferde sahen mit müdem Interesse dabei zu, wie sie dem Mann (unter lautem Geächze und leisem Geschrei) auf die Beine und aus dem zeltgroßen Mantel half. Sie drehte ihn so, dass er sich mit den Händen an der Kutsche abstützen konnte.

Tiffany konzentrierte sich und tastete den Rücken des Mannes durch das dünne Unterhemd ab, bis sie den springenden Knochen fand.

Sie trat zu den Pferden und flüsterte jedem von ihnen ein paar Worte in die zuckenden Ohren. Vorsicht war besser als Nachsicht. Dann stellte sie sich wieder hinter Herrn Teppichleger, der folgsam, ohne sich zu bewegen, auf sie gewartet hatte. Während sie sich die Ärmel hochkrempelte, sagte er: »Sie verwandeln mich doch nicht in irgendwas Abartiges, oder, Fräulein? Ich möchte wirklich keine Spinne sein. Mir graust vor Spinnen, und meine Anziehsachen sind alle für einen Mann mit zwei Beinen gemacht.«

»Warum um alles in der Welt sollte ich Sie in irgendetwas verwandeln wollen, Herr Teppichleger?« Tiffany ließ ihre Hand sanft über seine Wirbelsäule wandern.

»Na, ich dachte eben, dass Hexen so was machen. Anwesende natürlich ausgenommen. Dass sie einen in hässliche Biester verwandeln, in Ohrenkneifer und so.«

»Wer hat Ihnen denn das erzählt?«

»Weiß ich selber nicht so genau«, antwortete der Kutscher. »Aber irgendwie hat doch jeder schon mal davon gehört.«

Tiffany tastete den springenden Knochen mit den Fingerspitzen ab und sagte: »Das tut jetzt vielleicht ein bisschen weh.« Sie ließ den Knochen wieder einrasten. Der Kutscher schrie.

Die Pferde wollten durchgehen, doch ihre Beine verweigerten ihnen den Dienst. Die Worte des Reitersmanns, die ihnen noch in den Ohren hallten, ließen sie wie angewurzelt stehen bleiben. Tief beschämt hatte Tiffany den Spruch vor einem Jahr von einem alten Hufschmied entgegengenommen, den sie fürsorglich in einen schmerzlosen Tod begleitet hatte. Aber eigentlich hatte er sich dafür geschämt, dass er nichts besaß, womit er sie für ihre gewissenhafte Pflege hätte entlohnen können. Denn die Hexe musste bezahlt werden – genau wie der Fährmann. Deshalb hatte er ihr die Worte des Reitersmanns ins Ohr geflüstert, mit denen man Macht über jedes Pferd gewann. Man konnte sie weder kaufen noch verkaufen, doch man konnte sie verschenken, ohne sie herzugeben. Und selbst wenn man sie in Blei gegossen hätte, wären sie ihr Gewicht in Gold wert gewesen. Ihr ehemaliger Besitzer hatte Tiffany noch ins Ohr geflüstert: »Ich habe versprochen, es keinem Mann weiterzusagen, und somit habe ich mein Wort gehalten!« Dann starb er, mit einem Kichern auf den Lippen. Sein Sinn für Humor war weitläufig mit dem von Herrn Teppichleger verwandt.

Der Fahrer war langsam an der Kutsche zu Boden gerutscht und –

»Warum quälst du den alten Mann, du böse Hexe? Siehst du nicht, dass er fürchterliche Schmerzen leidet?«

Wo kam denn der auf einmal her? Ein geifernder Mann, das Gesicht weiß vor Wut, die Kleidung so dunkel wie eine verschlossene Höhle oder – das Wort schoss Tiffany plötzlich in den Sinn – wie eine Gruft. Gerade noch war kein Mensch in der Nähe gewesen, nur in der Ferne der eine oder andere Bauer beim Abflämmen der Stoppelfelder.

Doch nun stand er vor ihr, das Gesicht nur eine Handbreit von ihrem entfernt. Und er war real, kein Ungeheuer, denn die hatten normalerweise keine Speicheltropfen auf der Jacke. Und noch etwas: Er stank! So etwas Übles hatte sie noch nie gerochen. Der Gestank, der ihr entgegenschlug, traf sie wie eine Eisenstange. Er war so stark, dass sie das Gefühl hatte, ihn nicht mit der Nase zu riechen, sondern mit dem Verstand. Im Vergleich zu diesem Pesthauch verströmte das durchschnittliche Plumpsklo geradezu einen süßen Rosenduft.

»Treten Sie bitte einen Schritt zurück«, sagte Tiffany höflich. »Ich glaube, Sie irren sich. Sie haben da etwas missverstanden. «

»Ich weiß, was ich sehe, du teuflische Kreatur. Ich irre mich nie! Und ich weiß, was ich will: dich in den elenden, stinkenden Pfuhl zurückschleudern, aus dem du hervorgekrochen bist!«

Alles klar, ein Verrückter, dachte Tiffany, aber wenn er –

Zu spät. Der drohende Zeigefinger des Mannes war ihrer Nase ein bisschen zu nah gekommen, und plötzlich stand ein Großaufgebot von Größten auf der Straße. Der Mann in Schwarz fuchtelte mit den Armen und schlug nach ihnen, was bei einem Kobold allerdings ein ziemlich sinnloses Unterfangen ist. Trotzdem brachte er im Angesicht der Übermacht noch erfolgreich hervor: »Hebt euch hinweg, ihr ruchlosen Wichte!«

Worauf sich sämtliche Größte erwartungsvoll umsahen. »Wichte?«, sagte Rob Irgendwer. »Hier gibts Wichte? Die können gleich was erleben! Aber jetzt bist du erst mal dran, Freundchen!« Darauf wollten sie ihn anspringen, doch sie landeten als großes Knäuel hinter ihm auf der Straße. Sie waren glatt durch ihn hindurchgeschossen. Noch während sie sich wieder hochrappelten, prügelten sie automatisch aufeinander ein, getreu der Devise: Bloß nicht aus dem Kampfrhythmus bringen lassen, wenn man gerade mal so richtig schön drin ist.

Der Schwarzgekleidete sah sie sich nur noch einmal kurz an, dann würdigte er sie keines Blickes mehr.

Tiffany starrte auf die Stiefel des Mannes. Sie glänzten in der Sonne, und das konnte gar nicht sein. Sie selbst lief auch erst seit ein paar Minuten hier herum, aber ihre Stiefel waren grau vom Straßenstaub. Und mit dem Boden, auf dem er stand, stimmte ebenfalls etwas nicht. Ganz und gar nicht. Erst recht nicht an einem heißen, wolkenlosen Tag wie diesem. Sie warf einen Blick auf die Pferde. Die geheimen Worte hielten sie am Platz, doch sie bebten vor Angst, wie Kaninchen im Angesicht des Fuchses. Tiffany schloss die Augen und sah ihn mit dem Ersten Blick an. Da wusste sie Bescheid. »Sie werfen keinen Schatten. Ich wusste doch gleich, dass da was faul ist.«

Und sie blickte dem Mann in die unter der breiten Hutkrempe fast verborgenen Augen und... er... hatte... keine: keine normalen Augen, keine blinden Augen, keine Augenhöhlen. Nur zwei Löcher im Kopf. Sie konnte durch sie hindurchsehen auf die qualmenden Felder dahinter. Nun geschah etwas, womit sie nicht gerechnet hatte.

Der Mann in Schwarz stierte sie noch einmal an und fauchte: »Du bist die Hexe. DIE Hexe. Wohin du auch gehst, ich werde dich finden.«

Damit verschwand er, und zurück blieb nur ein raufender Koboldhaufen.

Etwas streifte Tiffanys Stiefel. Sie senkte den Blick und sah in die Augen einer Häsin, die vor den brennenden Stoppeln geflohen sein musste. Sie starrten sich eine Sekunde lang an, dann sprang die Häsin in die Luft wie ein Lachs, der aus dem Wasser schnellt, und setzte über die Straße. Die Welt ist voll von Omen und Zeichen, und eine Hexe muss erkennen, welche wichtig sind. Fragte sich bloß, mit welchem Tiffany hier anfangen sollte.

Der Fahrer hatte von alldem nichts mitbekommen und lag immer noch zusammengesunken neben der Kutsche. Tiffany hatte im Grunde auch keine Ahnung, was da gerade passiert war, aber sie würde es schon noch herausfinden. »Sie können jetzt wieder aufstehen, Herr Teppichleger. «

Während er sich mit äußerster Vorsicht aufrichtete, schnitt er schon einmal vorsorglich eine Grimasse, fest darauf eingestellt, dass ihm im nächsten Augenblick die Schmerzen wieder wie Blitze in den Rücken fahren würden. Er drehte sich probeweise hin und her und hüpfte im Staub einmal auf und ab, als wollte er eine Ameise zerstampfen. Da sich nichts tat, legte er noch einen Hüpfer nach. Dann breitete er die Arme aus, schrie »Jiippiii!« und drehte eine Pirouette wie eine Ballerina. Der Hut fiel ihm vom Kopf, und seine genagelten Stiefel knallten in den Staub. Überglücklich sprang und wirbelte Herr Teppichleger herum und hätte beinahe auch noch ein Rad geschlagen. Als bei seinem Versuch nur ein halbes herauskam, landete er mit einer Rolle wieder auf den Füßen, schwang die verdutzte Tiffany in die Höhe und tanzte mit ihr die Straße hinunter. Dabei rief er: »Eins zwei drei, eins zwei drei, eins zwei drei«, bis es ihr lachend gelang, sich loszumachen. »Meine bessere Hälfte und ich gehen heute Abend tanzen, junge Dame. Walzer tanzen!«

»Aber ist das nicht dieser Ringelpiez mit Anfassen, der die Leute verdirbt?«, fragte Tiffany.

Der Kutscher zwinkerte ihr zu. »Die Hoffnung stirbt zuletzt! «

»Sie sollten es nicht übertreiben, Herr Teppichleger«, sagte sie warnend.

»Im Gegentum, Fräulein, genau das habe ich vor. Nach dem ganzen Geächze und Gestöhne und den schlaflosen Nächten würde ich es gerne mal wieder ein bisschen übertreiben. Oder am liebsten gleich noch ein bisschen mehr! Ach, was sind Sie doch für ein nettes Kind, dass Sie auch an die Pferde gedacht haben«, fügte er hinzu. »Das zeugt von einem guten Herzen.«

»Ich freue mich, Sie in so aufgeräumter Stimmung zu sehen, Herr Teppichleger.«

Der Kutscher drehte noch eine kleine Pirouette mitten auf der Straße. »Ich fühle mich zwanzig Jahre jünger!« Er strahlte sie an, dann legte sich ein leichter Schatten über seine Miene. »Äh... wie viel bin ich Ihnen schuldig?«

»Wie viel würde mich denn der Lackschaden kosten?«, fragte Tiffany zurück.

Sie sahen einander in die Augen, und dann antwortete Herr Teppichleger: »Ich kann Ihnen nichts abnehmen, Fräulein. Die zertepperte Kugel geht ja schließlich auf meine Kappe.«

Hinter ihnen klirrte es leise. Tiffany drehte sich um. Mitten auf – beziehungsweise, wenn man ganz genau hinsah, ein paar Fingerbreit über – der Straße drehte sich die offenbar unversehrte Spiegelkugel langsam um ihre eigene Achse.

Tiffany kniete sich in den Staub, in dem kein einziger Glassplitter mehr zu sehen war, und sagte wie zu sich selbst: »Habt ihr sie wieder zusammengesetzt?«

»Och, doch«, antwortete ein glücklicher Rob Irgendwer von hinter der Kugel.

»Aber sie war doch in tausend Stücke zersprungen!«

»Och, doch, aber tausend Stücke sind ‘n Klacks. Weißte, je mehr Stücke, desto kleiner, und je kleiner, desto besser passense. Dann gibste ihnen bloß noch’n Schubser, und schon erinnern sich die kleinen Mollikühlchen wieder dran, wo sie hingehör’n, und setzen sich von selber zusammen. Null problemo! Da brauchste gar nich so überrascht ausser Wäsche zu guck’n. Wir mach’n nich immer nur alles kaputt.«

Herr Teppichleger starrte sie an. »Waren Sie das, Fräulein? «

»Irgendwie schon.«

»Alle Achtung!«, sagte er anerkennend und strahlte über das ganze Gesicht. »Also dann: Eine Hand wäscht die andere, wie du mir, so ich dir, Auge um Auge, Maß für Maß, einer für alle und ich für dich.« Er zwinkerte. »Kurz gesagt, wir sind quitt, und die Firma kann mich mit ihrem Papierkram am Hobel blasen – abgemacht?« Er spuckte in seine Hand und streckte sie ihr hin.

Du liebe Güte, dachte Tiffany, ein Handschlag mit Spucke besiegelt eine unverbrüchliche Übereinkunft; Gott sei Dank habe ich ein halbwegs sauberes Taschentuch dabei.

Sie nickte stumm. Eine zerbrochene Kugel, die sich offenbar selbst reparierte. Ein heißer Tag. Ein Mann mit Löchern statt Augen, der sich in Luft auflöste... Was sagte man dazu? An manchen Tagen schnitt man Zehennägel, zog Splitter aus Fingern und nähte Beine zu, und andere Tage waren wie dieser.

Sie wechselten einen feuchten Händedruck. Der Besen wurde zwischen die Bündel hinter dem Kutschbock geschoben, Tiffany stieg auf, und die Fahrt ging weiter. Aus dem Staub, den sie hochwirbelten, formten sich seltsam unschöne Gebilde.

Nach einer Weile fragte Herr Teppichleger leicht verlegen: »Äh, Ihren schwarzen Hut da... wollen Sie den etwa aufbehalten?«

»Aber ja.«

»Ich mein ja bloß, weil Sie so ein hübsches grünes Kleid tragen und, wenn ich das sagen darf, so perfekte weiße Zähne haben.« Er schien mit sich zu ringen.

»Ich putze sie jeden Tag mit Ruß und Salz. Das kann ich nur empfehlen«, sagte Tiffany.

Das Gespräch stockte. Der Kutscher schien zu einem Entschluss zu kommen. »Dann sind Sie also gar keine richtige Hexe?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Herr Teppichleger, haben Sie etwa Angst vor mir?«

»Bei der Frage? Auf jeden Fall.«

Tiffany konnte es ihm nicht verdenken. Laut sagte sie: »Nun kommen Sie schon. Worauf wollen Sie denn eigentlich hinaus?«

»Na gut, wenn Sie es wirklich wissen wollen... In der letzten Zeit wird ziemlich viel gemunkelt. Darüber, dass kleine Kinder geraubt werden und so. Oder dass große Kinder von zu Hause ausreißen.« Sein Gesicht hellte sich ein Stück weit auf. »Aber ich denke mir, das waren bestimmt böse, alte... Sie wissen schon, mit Hakennasen und Warzen und hässlichen schwarzen Kleidern – nicht so nette junge Mädels wie Sie. Ja, genau, denen wäre so was zuzutrauen!« Nachdem er dieses Rätsel zu seiner eigenen Zufriedenheit gelöst hatte, sagte er während der restlichen Fahrt nur noch wenig. Dafür pfiff er umso mehr.

Tiffany saß stumm neben ihm. Zum einen, weil sie einigermaßen beunruhigt war, und zum anderen, weil sie die Stimmen der Größten hören konnte. Sie hockten hinten zwischen den Postsäcken und lasen einander die Briefe fremder Leute vor[[19]](#footnote-19). Tiffany konnte nur hoffen, dass sie alle wieder in die richtigen Umschläge stecken würden.

Das Lied ging so: »Ankh-Morpork, du herrliche Stadt, die oben Trolle und unten Zwerge hat! Wer dein Wasser nicht trinkt, der wird auch nicht krank! Ankh-Morpork, du Perle am Ankh!«

Was nun doch ein kleines bisschen übertrieben war.

Tiffany war bisher erst einmal in der großen Stadt gewesen, und es hatte ihr dort überhaupt nicht gefallen. Ankh-Morpork stank. Es gab zu viele Leute und viel zu viele Straßen, und das einzige Grün, das man dort fand, schwamm auf dem Fluss und nannte sich Schlamm – aber nur deshalb, weil ein zutreffenderes Wort nicht druckreif gewesen wäre.

Der Kutscher hielt vor einem der Haupttore an, obwohl es weit offen stand.

»Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, Fräulein, dann nehmen Sie den Hut lieber ab und gehen zu Fuß weiter. Ihr Besen taugt sowieso nur noch als Brennholz.« Er grinste nervös. »Viel Glück.«

»Herr Teppichleger«, sagte sie laut – trotz der vielen Menschen um sie herum. »Sollte Ihnen wieder einmal irgendwelches böses Gerede über Hexen zu Ohren kommen, werden Sie hoffentlich erwähnen, dass Sie eine Hexe kennengelernt haben, die Sie von Ihrem Rückenleiden befreit hat und der Sie es – wie ich hinzufügen könnte – zu verdanken haben, dass Sie noch in Lohn und Brot stehen. Vielen Dank fürs Mitnehmen.«

»Ich werde den Leuten auf jeden Fall sagen, dass ich eine von den Guten kennengelernt habe«, antwortete er.

Hoch erhobenen Hauptes – oder zumindest so hoch erhobenen Hauptes, wie es mit einem ramponierten Besen über der Schulter möglich ist – betrat Tiffany die Stadt. Der spitze Hut brachte ihr ein, zwei neugierige Blicke und vielleicht auch das eine oder andere Stirnrunzeln ein, doch darüber hinaus blieb sie so gut wie unbeachtet. Auf dem Land ist jeder, dem man begegnet, entweder ein Bekannter oder aber ein Fremder, für den man sich interessiert. Doch hier gab es so viele Menschen, dass es die reinste Zeitverschwendung gewesen wäre, einen Fremden auch nur anzusehen. Ganz zu schweigen davon, dass es unter Umständen sogar gefährlich werden konnte.

Tiffany bückte sich. »Rob, du kennst doch Roland, den Sohn des Barons?«

»Den abgeleckten Heringsschwanz? Och, doch«, antwortete Rob Irgendwer.

»Lassen wir das mal dahingestellt sein«, sagte Tiffany. »Ihr seid doch so gut im Leuteaufspüren. Ich möchte, dass ihr jetzt loszieht und ihn für mich findet.«

»Würd′s dich stör’n, wenn wir uns beim Suchen einen Klitzekleinen hinter die Binde kippen?«, fragte Rob Irgendwer. »Hier könnt man vor Durst glatt ertrinken. Ich kann mich nich erinnern, wann ich’s letzte Mal so nen Brand auf Branntwein hatte.«

Da Tiffany wusste, dass es unklug gewesen wäre, mit Ja oder Nein zu antworten, entschied sie sich für: »Aber nur ein Gläschen. Und erst, wenn ihr ihn gefunden habt.«

Sie hörte nur noch ein leises Huschen, und schon waren die Größten von der Bildfläche verschwunden. Wenigstens würde es nicht schwierig werden, sie wiederzufinden. Man musste bloß der Tonspur von splitterndem Glas folgen. Genauer, von Glas, das erst zersplitterte, und sich dann selbst reparierte. Noch so ein Rätsel: Bevor sie die Spiegelkugel wieder in die Kiste gelegt hatten, konnte Tiffany sie sehr sorgfältig untersuchen. Sie hatte nicht einmal einen Kratzer abbekommen.

Tiffany sah zu den Türmen der Unsichtbaren Universität hoch, in der es von weisen Männern mit spitzen Hüten nur so wimmelte, oder zumindest von Männern mit spitzen Hüten. Doch es gab noch eine andere, in Hexenkreisen wohlbekannte Adresse, die auf ihre Weise ebenso magisch war: Boffos Scherzartikelladen, Zehntes-Ei-Straße 4. Sie war zwar noch nie dort gewesen, ließ sich aber hin und wieder einen Katalog zuschicken.

Nachdem sie die belebten Hauptstraßen verlassen hatte und in das Gewirr kleiner Gassen eingetaucht war, zog sie deutlich mehr Blicke auf sich. Die Leute reagierten auf sie aber nicht aufgebracht oder unfreundlich. Sie waren nur... misstrauisch, als wüssten sie nicht so recht, was sie mit ihr anfangen sollten. Na, hoffentlich keinen Streit.

Boffos Scherzartikelladen hatte keine Klingel: Er hatte ein Furzkissen. Für die meisten seiner Kunden war so ein Furzkissen, vielleicht noch gepaart mit einem ordentlichen Klacks künstlicher Kotze, der letzte Schrei in der Unterhaltungsbranche. Was ja leider auch stimmt.

Doch auch echte Hexen kamen nicht immer ohne die Waren dieses Hauses aus. Manchmal musste man tatsächlich wie eine Hexe aussehen, und nicht jede hatte ein Händchen dafür. Oder man war einfach zu beschäftigt, um sich eine Krähennestfrisur zu toupieren. Bei Boffo bekam man alles, was man an falschen Warzen, Perücken, bleischweren Kesseln und künstlichen Totenschädeln brauchte. Und mit ein bisschen Glück vielleicht auch die Adresse eines Zwerges, der einen Besen reparieren konnte.

Begleitet von einem beeindruckend kehligen Furzen trat Tiffany ein. Sie schob sich an einem lächerlichen Plastikskelett mit rot glühenden Augen vorbei und hatte sich gerade bis zur Theke durchgekämpft, als ihr ein Luftrüssel ins Ohr quiekte. Kaum hatte sich das Ding wieder eingerollt, blickte sie in das Gesicht eines kleinen, besorgt dreinblickenden Mannes, der von ihr wissen wollte: »Fanden Sie das zufälligerweise auch nur ansatzweise witzig?«

Sein Ton verriet, dass er fest mit einem Nein als Antwort rechnete, und Tiffany sah keinen Grund, ihn zu enttäuschen. »Überhaupt nicht«, antwortete sie.

Seufzend legte er den unwitzigen Luftrüssel weg. »Ach, es ist doch immer dasselbe Lied«, sagte er. »Bestimmt mache ich irgendwo irgendwas falsch. Na egal. Was kann ich für Sie tun, junge... Oh – ah – Sie sind eine Echte, nicht wahr? Das erkenne ich doch sofort!«

»Tja, also«, sagte Tiffany, »ich habe selbst noch nie etwas bei Ihnen bestellt, aber ich habe bei Fräulein Verrat gearbeitet, und die...«

Doch der Mann hörte ihr überhaupt nicht zu. Er beugte sich über ein Loch im Fußboden und brüllte hinunter: »Mutter? Wir haben hier eine Echte!«

Sekunden später sagte eine Stimme an Tiffanys Ohr: »Derek täuscht sich manchmal, und den Besen könntest du ja auch irgendwo gefunden haben. Du bist also eine Hexe, ja? Dann zeig es mir!«

Tiffany machte sich unsichtbar. Sie tat es, ohne nachzudenken – beziehungsweise dachte sie so schnell nach, dass ihre Gedanken ihr im Vorbeirasen nicht einmal mehr zuwinken konnten. Erst als Derek, wie der Mann offenbar hieß, mit heruntergeklappter Kinnlade völlig verdattert ins Leere starrte, wurde ihr klar, warum sie so schnell verschwunden war – dieser Stimme nicht zu gehorchen wäre vermutlich äußerst unklug gewesen. Denn sie gehörte, so viel stand zweifelsfrei fest, einer Hexe, und noch dazu einer, die ihr Handwerk beherrschte.

»Ausgezeichnet«, sagte die Stimme anerkennend. »Wirklich ganz ausgezeichnet, junge Dame. Auch wenn ich dich natürlich immer noch sehen kann, weil ich genau aufgepasst habe. Ja, ist das denn die Möglichkeit? Eine Echte!«

»Ich drehe mich jetzt um«, sagte Tiffany warnend.

»Tu dir keinen Zwang an, mein Kind.«

Tiffany drehte sich um und sah – eine Hexe wie aus einem Alptraum: abgewetzter Hut, warzenübersäte Nase, klauenartige Hände, schwarze Zähne und – Tiffany blickte nach unten – ja, natürlich, schwere schwarze Stiefel. Man musste Boffos Katalog nicht in- und auswendig kennen, um zu sehen, dass die Frau das gesamte Sortiment der Kosmetikreihe »Hässliche Hexe im Handumdrehen« aufgelegt hatte (»Weil Sie es nicht wert sind«.)

»Ich denke, wir sollten dieses Gespräch lieber in meiner Werkstatt fortsetzen«, sagte die Hexe und verschwand langsam in der Versenkung. »Stell dich einfach da auf die Platte im Boden, wenn sie wieder raufkommt, ja? Und du kochst uns ein Käffchen, Derek.«

Nachdem Tiffany von der Hebevorrichtung wunderbar sanft im Keller abgesetzt worden war, fand sie sich in einem Raum wieder, der genauso aussah, wie man sich die Werkstatt einer Firma vorstellen würde, die sämtliches Zubehör herstellte, das sich eine Hexe nur wünschen konnte, wenn sie ihr Leben mit etwas Hokuspokus aufpeppen wollte. An einer Wäscheleine baumelten gruselige Hexenmasken, auf den Arbeitstischen standen leuchtend bunte Flaschen und Fläschchen, Warzen hingen zum Trocknen an diversen Ständern, und in einem großen (echten!) Kessel[[20]](#footnote-20) neben dem Kamin blubberten verschiedene Substanzen ominös vor sich hin.

Die hässliche Hexe arbeitete an einer Werkbank, als plötzlich ein grässliches Kichern erklang. Sie drehte sich um, in der Hand ein quadratisches Holzkästchen, aus dem ein Faden heraushing. »Erstklassiges Gackern, findest du nicht? Ein einfacher Mechanismus aus Zwirn und Harz mit einem Resonanzboden: Das ständige böse Gekicher kann einem auf die Dauer ganz schön die Stimmbänder angreifen. Ich tüftel auch schon an einer Version zum Aufziehen. Sag mir Bescheid, wenn du den Witz verstanden hast.«

»Wer sind Sie?«, platzte es aus Tiffany heraus.

Die Hexe stellte das Kästchen beiseite. »Ach Gottchen«, sagte sie. »Wo hab ich nur meine Manieren gelassen?«

»Keine Ahnung«, antwortete Tiffany, die mit ihrer Geduld langsam am Ende war. »Vielleicht ist der Aufziehmechanismus abgelaufen?«

Die Hexe präsentierte ein schwarzgebissiges Grinsen. »Ganz schön pfiffig. Das mag ich an einer Hexe – in Maßen.« Sie streckte ihr die Klaue hin. »Frau Prust.«

Tiffany schlug ein. Der Händedruck fiel weniger klamm aus, als sie befürchtet hatte. »Tiffany Weh«, sagte sie. »Guten Tag.« Und weil ihr das selbst ein bisschen maulfaul vorkam, fügte sie hinzu: »Ich habe bei Fräulein Verrat gearbeitet. «

»Oh ja, eine hervorragende Hexe«, sagte Frau Prust. »Und eine gute Kundin. Wenn ich mich recht erinnere, hatte sie eine besondere Vorliebe für Warzen und Totenköpfe.« Sie schmunzelte. »Und weil du mir nicht so aussiehst, als ob du dich für ein lustiges Schnepfentreffen mal so richtig schön hexenmäßig in Schale werfen möchtest, gehe ich davon aus, dass du meine Hilfe brauchst. Die Tatsache, dass dein Besen nur noch halb so viele Borsten besitzt, wie er für seine aerodynamische Stabilität bräuchte, bestätigt meine Vermutung. Nebenbei bemerkt, hast du den Witz schon verstanden? «

Was sollte sie sagen? »Ich glaube schon.«

»Und? Schieß los.«

»Erst wenn ich mir völlig sicher bin.«

»Sehr vernünftig«, sagte Frau Prust. »Na, dann wollen wir mal zusehen, dass wir deinen Besen repariert kriegen. Dafür müssen wir aber ein paar Schritte gehen, und wenn ich du wäre, würde ich den schwarzen Hut lieber hierlassen. «

Instinktiv fasste sich Tiffany an die Krempe. »Warum?«

Frau Prust runzelte so sehr die Stirn, dass ihre Hakennase fast an ihr Kinn tippte. »Weil es dir sonst vielleicht passieren kann... Ach, ich weiß schon, was wir machen.« Sie kramte irgendetwas von der Werkbank und machte sich hinten an Tiffanys Hut zu schaffen. »Na also«, sagte sie. »Jetzt fällst du nicht mehr so auf. Tut mir leid, aber Hexen sind zurzeit nicht gerade beliebt. Am besten beeilen wir uns mit der Reparatur, nur für den Fall, dass du überstürzt aufbrechen musst.«

Tiffany riss sich den Hut vom Kopf und begutachtete, was Frau Prust ihr ans Hutband geheftet hatte. Es war ein buntes Pappschildchen an einem Bindfaden, auf dem stand: »Hexenhut mit Flitterglitter. Größe 7. Preis AM$ 2,50. Boffo! Ein Name, der verzaubert!!!

»Was soll das denn?«, rief sie. »Und Glitter haben Sie mir auch noch draufgestreut!«

»Das ist deine Tarnung«, antwortete Frau Prust.

»Wie bitte? Sie glauben doch wohl nicht im Ernst, dass eine Hexe, die etwas auf sich hält, mit einem solchen Hut vor die Tür gehen würde«, empörte sich Tiffany.

»Natürlich nicht«, sagte Frau Prust. »Aber die beste Tarnung für eine Hexe ist ein billiger Hexenfummel! Oder meinst du, eine echte Hexe würde ihre Kleidung in einem Laden kaufen, der ansonsten künstlichen Hundekot, Stinkbomben und Tischfeuerwerk, aberwitzige Perückenungetüme und – unser größter Renner – aufblasbare rosa Schniedelwutze für den ausgelassenen Junggesellinnenabschied anbietet? Nie im Leben! Das ist alles Boffo, mein Kind, alles Hokuspokus! Tricks, Tarnung, Täuschung – so lautet unsere Devise. Beziehungsweise, unsere Devisen. Genau wie Ausgezeichnetes Preis-Leistungsverhältnis. Und, ganz wichtig, Umtausch unter allen Umständen ausgeschlossen, und natürlich Kurzer Prozess mit Ladendieben. Außerdem haben wir noch eine Devise für Leute, die im Laden rauchen, aber die brauchst du dir nicht zu merken.«

»Wie bitte?«, sagte Tiffany, die Frau Prusts Liste an Devisen gar nicht mitbekommen hatte, weil sie fassungslos die von der Decke hängenden rosa ›Ballons‹ angestarrt hatte. »Ich dachte, das wären Ferkel!«

Frau Prust tätschelte ihr die Hand. »Willkommen in den Abgründen und Untiefen der Großstadt, mein Kind. Können wir?«

»Warum sind Hexen momentan so unbeliebt?«, fragte Tiffany.

»Man kann sich nicht vorstellen, auf was für Ideen die Leute mitunter kommen«, sagte Frau Prust. »Da ist es am ratsamsten, man verhält sich unauffällig und wartet ab, bis sich das Problem von selber gelöst hat. Man muss nur ein bisschen auf der Hut sein.«

Tiffany hatte das Gefühl, dass es tatsächlich nicht schaden konnte, auf der Hut zu sein. »Frau Prust«, sagte sie vorsichtig. »Ich glaube, ich habe den Witz jetzt verstanden.«

»Ja, mein Kind?«

»Zuerst dachte ich, Sie wären eine echte Hexe, die sich als falsche Hexe verkleidet hat...«

»Ja, mein Kind?«, sagte Frau Prust mit sirupsüßer Stimme.

»Was ja an sich schon komisch genug wäre, aber ich denke, dahinter steckt noch ein anderer Witz, und der ist im Grunde gar nicht so lustig.«

»Ach. Und was für ein Scherz könnte das sein, mein Kind?«, fragte Frau Prust in einem Ton, in dem überzuckerte Pfefferkuchenhäuser mitschwangen.

Tiffany holte tief Luft. »Das ist Ihr eigenes Gesicht, nicht wahr? Die Masken, die Sie verkaufen, sind Masken von Ihnen!«

»Gut erkannt! Gut erkannt, mein Kind. Aber eigentlich hast du es gar nicht erkannt, oder? Du hast es gefühlt, als du mir die Hand gegeben hast. Und... Aber jetzt komm, schaffen wir deinen Besen zu den Zwergen.«

Sie hatten den Laden kaum verlassen, als Tiffany zwei Jungen bemerkte, von denen einer drauf und dran war, einen Stein ins Schaufenster zu werfen. Beim Anblick von Frau Prust hielt er inne. Eine gespannte Stille trat ein. Dann sagte die Hexe: »Nur zu, lass dich von uns nicht stören.«

Er musterte sie, als wäre sie verrückt geworden.

»Mach schon, mein Junge, wirf ruhig. Sonst passiert ein Unheil.«

Damit stand für ihn zweifelsfrei fest, dass die Alte verrückt war. Er holte aus und schleuderte den Stein in das Fenster, beziehungsweise gegen das Fenster. Die Scheibe fing das Wurfgeschoss nämlich auf und schleuderte es postwendend wieder zurück. Der Junge ging zu Boden. Tiffany hatte es genau gesehen. Sie hatte genau gesehen, wie die Glashand aus der Scheibe kam und den Stein fing. Und auch, wie sie ihn zurückwarf. Frau Prust beugte sich über den Jungen, dessen Freund schon längst Fersengeld gegeben hatte, und sagte zu ihm: »Hmm, das heilt wieder. Aber nur, wenn du dich nie wieder hier blicken lässt.« Und an Tiffany gewandt: »Man hat es nicht immer leicht als Kleinunternehmer. Aber jetzt komm, hier entlang.«

Tiffany, die nicht so recht wusste, wie sie das Gespräch fortsetzen sollte, entschied sich für eine harmlose Bemerkung wie: »Ich wusste gar nicht, dass in der Stadt auch echte Hexen leben.«

»Doch, doch, ein paar von uns gibt es hier schon«, antwortete Frau Prust. »Wir machen unsere Arbeit, helfen den Menschen, wo wir können. Wie bei diesem Jüngelchen gerade, das heute gelernt hat, andere Leute in Frieden zu lassen. Es wird mir richtig froh ums Herz, wenn ich daran denke, dass ich ihm hoffentlich Respekt vor fremdem Eigentum eingeflößt und ihn vor einem Leben als Wandale bewahrt habe. Und somit auch – früher oder später – vor einer neuen Halskrause. Und zwar aus dem Hause Henker.«

»Dass es hier überhaupt Hexen geben kann, wusste ich auch nicht«, sagte Tiffany. »Es heißt doch immer, man braucht gutes Gestein, damit eine Hexe darauf wachsen kann. Und von dieser Stadt erzählt man sich, dass sie auf Schleim und Schlamm erbaut ist.«

»Und Mauerwerk«, antwortete Frau Prust vergnügt. »Granit und Marmor, Hornstein und verschiedene Sedimentablagerungen, meine liebe Tiffany. Felsgestein, das flüssig war und in Fontänen hochgeschossen kam, als die Welt im Feuer entstand. Und siehst du die Pflastersteine? Gewiss ist über jeden einzelnen von ihnen irgendwann einmal Blut geflossen. Wohin man sieht, Felsen und Steine! Und auch wohin man nicht sehen kann, ebenfalls Felsen und Steine! Kannst du dir vorstellen, wie es sich anfühlt, mit dem lebendigen Gestein förmlich verwachsen zu sein? Und was haben wir aus dem Gestein gemacht? Schlösser und Burgen, Mausoleen und Grabsteine, prächtige Häuser und Stadtmauern. Unglaublich! Aber nicht nur in dieser Stadt. Denn sie ist auf sich selbst erbaut, auf all den Städten, die vorher hier gestanden haben. Kannst du dir vorstellen, wie es sich anfühlt, auf einer alten Steinplatte zu liegen und zu spüren, wie dich das Gestein trägt, wie es dir Auftrieb gibt gegen den Sog der Welt? Und das alles steht mir zur freien Verfügung, jeder einzelne Stein. All das dient meiner Hexerei. Denn die Steine haben Leben in sich, und ich bin ein Teil davon.«

»Ja«, sagte Tiffany. »Ich weiß.«

Plötzlich war Frau Prusts Gesicht nur noch wenige Fingerbreit von ihrem entfernt, so dass die gruselige Hakennase Tiffanys fast berührte. Die dunklen Augen sprühten Feuer. Oma Wetterwachs konnte zwar auch furchteinflößend sein, aber sie sah für ihre Verhältnisse wenigstens gut aus. Frau Prust dagegen war die böse Hexe aus dem Märchenbuch, das Gesicht ein Fluch, die Stimme das Zuknallen der Ofentür. Die Summe aller nächtlichen Ängste auf Erden.

»Hört, hört, das weiß die kleine Hexe in ihrem ach so hübschen Kleidchen also, ja? Aber was weißt du? Was weißt du wirklich?« Sie trat einen Schritt zurück und kniff die Augen zusammen. »Mehr als ich dachte, wie mir scheinen will«, sagte sie und beruhigte sich wieder. »Land unter der Welle. Im Herzen der Kreide der Feuerstein. Ja, tatsächlich.«

Tiffany hatte im Kreideland noch nie irgendwelche Zwerge gesehen, nur oben in den Bergen, wo sie immer mit ihren Karren unterwegs waren. Sie kauften und verkauften und fertigten für die Hexen Besen an. Sehr teure Besen. Andererseits kauften ihnen die Hexen aber auch kaum welche ab. Ein Besen war ein Erbstück, das von Hexe zu Hexe weitergereicht wurde. Mal brauchte er einen neuen Stiel, mal neue Borsten, aber im Grunde war und blieb er immer derselbe.

Tiffany hatte ihren Besen von Fräulein Verrat geerbt. Er war unbequem und nicht sehr schnell, und bei Regen entwickelte er bisweilen die unangenehme Eigenart, rückwärts zu fliegen. Bei seinem Anblick schüttelte der Zwerg, der in der ohrenbetäubend lauten Werkstatt das Sagen hatte, den Kopf und sog schmatzend die Luft durch die Zähne – als wäre der Besen eine Zumutung, die ihm den ganzen Tag verdorben hätte, und als müsse er sich nun erstmal zum Heulen in eine Ecke verkriechen.

»Mal wieder typisch Rüster«, knurrte er vorwurfsvoll.

»Aber was will man von diesem Flachlandholz auch anderes erwarten? Schwer, lahm und ausgesprochen käferanfällig. Und der Besen wurde vom Blitz getroffen, sagen Sie? Bei Blitzschlag taugt das Holz sowieso nichts. Nach allem was man hört, soll Rüster die Blitze ja regelrecht anziehen. Und eulengefährdet ist er auch.«

Tiffany nickte und setzte eine möglichst sachkundige Miene auf. Den Blitzschlag hatte sie erfunden, weil die Wahrheit zwar ein kostbares Gut war, in diesem Fall aber nur albern, peinlich und unglaubwürdig geklungen hätte.

Hinter dem Vorarbeiter tauchte ein zweiter, fast identisch aussehender Zwerg auf. »Hätten Sie mal lieber Esche genommen. «

»Stimmt«, sagte sein Kollege düster. »Mit Esche kann man nichts falsch machen.« Er tippte auf Tiffanys Besen und seufzte.

»Am Anschlussstutzen sieht’s mir gefährlich nach beginnender Weißfäule durch Feuerschwamm aus«, unkte der zweite Zwerg.

»Bei Rüster überrascht mich gar nichts«, sagte der erste.

»Könnten Sie ihn nicht einfach so weit zusammenflicken, dass ich damit wieder nach Hause komme?«, fragte Tiffany.

»Also, zusammengeflickt wird bei uns gar nichts«, antwortete der Vorarbeiter von oben herab – oder zumindest im übertragenen Sinne von oben. »Wir liefern Maßarbeit.«

»Ich brauche doch bloß ein paar neue Borsten«, sagte Tiffany verzweifelt, und weil sie bereits vergessen hatte, dass sie den wahren Sachverhalt für sich behalten wollte, fügte sie hinzu: »Bitte! Ich kann doch nichts dafür, dass die Größten meinen Besen angezündet haben.«

Bis zu dieser Sekunde hatten Dutzende von Zwergen hämmernd und scheppernd an ihren Werkbänken gearbeitet, ohne sich sonderlich für das Gespräch zu interessieren. Doch jetzt war es auf einen Schlag totenstill. Ein Hammer fiel zu Boden.

Der erste Zwerg fragte: »Wenn Sie sagen ›die Größten‹, meinen Sie doch nicht etwa die Wir-sind-die-Größten, oder?«

»Doch, genau die meine ich.«

»Die wilden Kobolde? Die, die immer... Potzblitz rufen?«, hakte er vorsichtig nach.

»Ja, genau. Das höre ich praktisch am laufenden Band«, antwortete Tiffany. Und um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen fügte sie hinzu: »Sie sind meine Freunde.«

»Was Sie nicht sagen«, entgegnete der Zwerg. »Und sind von Ihren kleinen Freunden jetzt auch welche hier?«

»Eigentlich haben sie den Auftrag, einen Bekannten von mir zu finden«, erklärte Tiffany. »Aber ich vermute, sie hocken mittlerweile schon im Wirtshaus. Gibt es viele Wirtshäuser in der Stadt?«

Die beiden Zwerge wechselten einen Blick. »Schätzungsweise dreihundert«, antwortete der zweite Zwerg.

»So viele?«, staunte Tiffany. »Dann dauert es bestimmt noch eine halbe Stunde, bevor sie anfangen, nach mir zu suchen.«

Urplötzlich war der erste Zwerg die Dienstbeflissenheit in Person. »Was für ein unverzeihliches Benehmen unsererseits«, sagte er. »Für eine Freundin von Frau Prust tun wir doch alles! Wissen Sie was? Es wird uns ein Vergnügen sein, Ihnen unsere Expressreparatur gratis und umsonst angedeihen zu lassen, inklusive kostenloser Borsten. Und der Kreosotanstrich geht natürlich aufs Haus!«

»Wobei Expressreparatur bedeutet, dass Sie anschließend auf der Stelle die Werkstatt verlassen«, ergänzte der zweite Zwerg nachdrücklich. Er nahm seinen eisernen Helm ab, wischte mit einem Taschentuch den Schweiß heraus und setzte ihn eilig wieder auf.

»In der Tat«, sagte der Vorarbeiter. »Express bedeutet auf der Stelle.«

»Du bist also mit den Größten befreundet?«, fragte Frau Prust, während die Zwerge Hals über Kopf die Ausbesserung von Tiffanys Besen in Angriff nahmen. »Das können sicher nicht viele Leute von sich behaupten. Aber wo wir gerade beim Thema Freunde sind...« Sie schlug einen munteren Plauderton an. »Du erinnerst dich an Derek? Er ist mein Sohn. Ich habe seinen Vater in einem extrem schlecht beleuchteten Tanzsaal kennengelernt. Herr Prust war ein liebenswerter Mann, so herzensgut, dass er immer gesagt hat, eine Frau ohne Warzen zu küssen wäre wie ein Ei ohne Salz zu essen. Er ist vor fünfundzwanzig Jahren von mir gegangen, von den Kriemeln dahingerafft. Leider konnte ich ihm nicht helfen.« Ihre Miene hellte sich wieder auf. »Aber zum Glück habe ich ja noch meinen Derek. Der Junge ist der Trost meiner« – sie zögerte kurz – »meiner mittelalten Tage. Ein reizender junger Mann, mein Kind. Die Frau, die ihn sich eines Tages angelt, hat einen Glücksgriff getan, das kannst du mir glauben. Er geht vollkommen in seiner Arbeit auf und achtet auf jedes noch so kleine Detail. Zum Beispiel stimmt er jeden Morgen die Furzkissen, und wenn auch nur eines schiefe Töne von sich gibt, grämt er sich furchtbar. Gründlich ist er auch. Als wir unsere neue ›Pflasterperlen‹-Kollektion entwickelt haben – diese zum Schießen komische Sammlung künstlicher Hundehaufen, die in Kürze auf den Markt kommen wird –, ist er wochenlang mit einem Notizbuch, einer Schaufel und einer Farbtabelle bewaffnet hinter jedem Hund in der Stadt hergelaufen, damit auch ja alles ganz naturgetreu wird. Ein sehr gewissenhafter Junge, auf seine Art nicht ungepflegt, und seine Zähne hat er auch noch alle. Außerdem achtet er sehr auf den richtigen Umgang...« Sie warf Tiffany einen hoffnungsvollen, aber auch leicht verlegenen Blick zu. »Das Gerede kann ich mir sparen, oder?«

»Oh, nein, hat man mir das etwa angemerkt?«

»Ich habe die Schlupfwörter gehört«, sagte Frau Prust.

»Was sind denn Schlupfwörter?«

»Das weißt du nicht? Das sind Wörter, die man in letzter Sekunde runterschluckt. Sie liegen gewissermaßen in der Luft oder jemandem auf der Zunge, aber sie schlüpfen nicht raus. Was meinen Sohn Derek angeht, war es jedenfalls ein Glück, dass du sie für dich behalten hast.«

»Es tut mir wirklich sehr leid«, sagte Tiffany.

»Tja, nun weißt du’s«, sagte Frau Prust.

Als sie fünf Minuten später die Werkstatt verließen, zog Tiffany einen voll funktionsfähigen Besen hinter sich her.

»Übrigens«, sagte Frau Prust im Gehen. »Wenn ich es mir recht überlege, erinnern mich deine Größten sehr an den Kleinen Irren Arthur: ein knallharter Rabauke, ungefähr dieselbe Größe. Bloß hab ich noch nicht erlebt, dass er Potzblitz gerufen hätte. Er arbeitet als Polizist bei der Stadtwache. «

»Für die Polizei haben die Größten nichts übrig.« Der Gerechtigkeit halber fügte Tiffany hinzu: »Aber sie sind sehr loyal, meistens hilfsbereit, herzensgut, solange sie nüchtern sind, und bis zu einem gewissen Grad auch durchaus ehrenhaft. Außerdem verdankt ihnen die Welt die Erfindung des frittierten Hermelins.«

»Was ist ein Hermelin?«, fragte Frau Prust.

»Äh, Sie wissen, was ein Wiesel ist? Ein Hermelin ist so was Ähnliches.«

Frau Prust hob die Augenbrauen. »Mein liebes Kind, ich bin ausgesprochen stolz darauf, dass ich nichts, aber auch rein gar nichts über Hermeline und Wiesel weiß. Klingt mir ganz danach, als ob so was nur auf dem Land wächst. Ich bin eine echte Großstadtpflanze und kann das Landleben nicht ausstehen. Zu viel Grün schlägt mir auf die Galle«, sagte sie mit einem Blick auf Tiffanys Kleid und schüttelte sich.

Wie auf ein himmlisches Stichwort erscholl in ebendiesem Moment in der Ferne ein »Potzblitz!«, gefolgt von dem – zumindest bei den Größten – allzeit beliebten Klirren von splitterndem Glas.

7

Lieder in der Nacht

Als Tiffany und Frau Prust die Quelle des Getöses erreichten, war die Straße bereits mit einer imposanten Schicht Glasscherben bedeckt. Nicht weniger imposant war der Trupp besorgt dreinblickender Männer, die Rüstungen trugen und die Sorte Helm auf dem Kopf hatten, aus der man im Notfall gut seine Suppe löffeln könnte. Einer von ihnen errichtete eine Barrikade. Ein paar andere Wachen sahen alles andere als glücklich darüber aus, dass sie sich auf der falschen Seite der Absperrung wiederfanden – vor allem, weil ein wie ein Schrank gebauter Kollege von ihnen gerade im hohen Bogen aus einem der Wirtshäuser geflogen kam, die fast lückenlos die ganze Straßenseite säumten. Laut Wirtshausschild handelte es sich um »Des Königs Kopf« – der inzwischen wahrscheinlich einen ordentlichen Brummschädel hatte.

Bei seinem Flug durchs Fenster riss der Gesetzeshüter auch noch die allerletzten Glasreste mit sich, und als er unsanft auf dem Bürgersteig landete, kullerte sein Helm, der für den Eintopf einer Großfamilie plus Freunde und Bekannte ausgereicht hätte, mit einem blechernen Gloing! Gloing! Gloing! die Straße hinunter.

Ein anderer Wachmann rief: »Sie haben den Feldwebel!«

Während von beiden Enden der Straße noch mehr Wachleute herbeieilten, tippte Frau Prust Tiffany auf die Schulter und säuselte: »Zählst du mir noch einmal ihre guten Seiten auf?«

Ich bin hier, um einen Jungen zu finden und ihm zu sagen, dass sein Vater tot ist, sagte Tiffany sich. Und nicht, um die Größten schon wieder aus irgendeinem Schlamassel herauszupauken.

»Sie haben das Herz auf dem rechten Fleck«, antwortete sie.

»Das bezweifle ich ja auch gar nicht«, sagte Frau Prust, die sich königlich zu amüsieren schien. »Aber mit dem Arsch sitzen sie auf einem Scherbenhaufen. Achtung, jetzt kommt Verstärkung.«

»Ich glaube kaum, dass das was nützt.« Doch zu Tiffanys großer Überraschung sollte sie Unrecht behalten.

Die Wachen verteilten sich und bildeten eine Gasse bis zum Eingang des Wirtshauses. Die Gestalt, die entschlossenen Schrittes hindurchmarschierte, war so winzig, dass Tiffany sie nur mit Mühe erkennen konnte. Der kleine Mann sah aus wie ein Größter, aber mit einem... Tiffany riss die Augen auf. Tatsächlich, er trug den Helm der Stadtwache, kaum größer als der Deckel eines Salzstreuers. Das konnte doch gar nicht sein. Ein Größter auf der Seite des Gesetzes? Wo gab es denn so was?

In der Kneipentür blieb er stehen und brüllte: »Ihr seid verhaftet, elendes Lumpenpack! Alle, wie ihr da seid. Ich sag euch jetzt mal, wie der Hase läuft: Ihr könnt’s entweder auf die harte Tour haben oder...« Er überlegte kurz. »Nee, nix. Das wars schon. Ne andre Tour kenn ich nich!« Und mit einem Satz war er im Wirtshaus verschwunden.

Die Wir-sind-die-Größten kämpften eigentlich immer. Für sie waren Raufereien Hobby, Sport und Unterhaltungsprogramm in einem.

In Professor Buchfinks berühmtem Werk über Sagen und Legenden hatte Tiffany gelesen, dass viele alte Völker glaubten, ihre Helden zögen nach dem Tod in eine Art Festhalle ein, um dort bis in alle Ewigkeit zu kämpfen, zu schlemmen und zu bechern.

Tiffany fand zwar, dass ein solches Leben nach spätestens drei Tagen stinklangweilig sein müsste, aber die Größten wären dort ganz sicher in ihrem Element. Wahrscheinlich würden die Sagenhelden sie spätestens auf halbem Weg zur Ewigkeit genervt wieder an die frische Luft setzen – allerdings nicht, ohne sie vorher auf den Kopf zu stellen, um etwaige Besteckteile aus ihnen herauszuschütteln. Die Wir-sind-die-Größten waren in der Tat grimmige und furchterregende Kämpfer, mit nur einem, aber – wie sie es sahen – unbedeutenden Handicap: Bereits Sekunden nach Beginn eines Kampfes gewann der Spaß an der Freude die Oberhand, und dann gingen sie auch schon mal aufeinander los, auf die nächsten Bäume oder, wenn sich gar kein anderes Angriffsziel anbot, auf sich selbst.

Nachdem die Wachen ihren Feldwebel wiederbelebt und ihm seinen Helm zurückgeholt hatten, setzten sie sich hin und warteten auf das Ende des Schlachtenlärms. Nach gefühlten ein, zwei Minuten trat der winzige Wachmann aus dem verwüsteten Gebäude heraus und zog den Großen Yan – einen Riesen unter den Größten, der allem Anschein nach tief und fest schlief – an einem Bein hinter sich her. Er legte ihn ab und ging abermals hinein. Als er wieder herauskam, trug er den bewusstlosen Rob Irgendwer über der einen und den bewusstlosen Doofen Wullie über der anderen Schulter.

Tiffany bekam den Mund nicht mehr zu. Das konnte doch nicht wahr sein. Die Größten gewannen immer! Nichts und niemand bezwang einen Größten! Sie waren unbesiegbar! Und nun das: überwältigt von einem Männchen, das nicht größer war als ein Salz- oder Pfefferstreuer.

Als der Vorrat an Kobolden aufgebraucht war, stürmte der kleine Mann erneut in das Gebäude und holte eine Frau mit Truthahnhals heraus, die erbittert versuchte, mit ihrem Regenschirm auf ihn einzudreschen – ein nutzloses Unterfangen, da er sie geschickt über seinem Kopf balancierte. Ihnen folgte eine vor Angst bebende Zofe, die eine voluminöse Reisetasche fest umklammert hielt. Das Männchen setzte die aufgebrachte Frau ordentlich neben dem Größten-Haufen ab, und während sie kreischend die Wachen aufforderte, ihren Retter zu verhaften, kehrte dieser noch einmal in das Wirtshaus zurück, um drei schwere Koffer und zwei Hutschachteln zu bergen.

Tiffany erkannte die Frau, aber es würde bestimmt kein freudiges Wiedersehen werden. Es war die Herzogin – Mutter von Lätitia und ein richtiger Drachen. Ob Roland wirklich begriffen hatte, was er sich da einhandelte? Lätitia selbst war ja noch ganz okay, falls man auf diesen Typ stand, aber ihre Mutter hatte offenbar so viel blaues Blut in den Adern, dass sie eigentlich hätte explodieren müssen – womit im Zweifel jeden Augenblick zu rechnen war. Warum mussten die Größten denn auch ausgerechnet aus dem Gebäude Kleinholz machen, in dem diese alte Schreckschraube abgestiegen war? Das hatte Tiffany zu ihrem Glück gerade noch gefehlt. Und wie würde die Herzogin darauf reagieren, dass Roland und seine aquarellierende Zukünftige in dem Wirtshaus ganz ohne Anstandsdame allein zurückgeblieben waren?

Die Antwort auf diese Frage nahte bereits in Gestalt des kleinen Wachmanns, der die beiden just in diesem Moment an ihren kostbaren Gewändern auf die Straße schleifte. Roland trug einen etwas zu groß geratenen Abendanzug und Lätitia Rüschen über Rüschen – in Tiffanys Augen genau das passende Fähnchen für eine Person, die zu nichts zu gebrauchen war. Ha!

Nach und nach trudelten weitere Wachen ein, die vermutlich früher schon mal mit den Wir-sind-die-Größten zu tun gehabt hatten und deshalb in weiser Voraussicht nicht zum Tatort geeilt, sondern geschlichen waren. Einer von ihnen – mehr als sechs Fuß groß und in einer Rüstung, die so blank poliert war, dass sie blendete – nahm die Zeugenaussage des Wirtes auf. Die hörte sich an wie ein langgezogener Schrei, der in der Aufforderung an den Wachmann gipfelte, diesen schrecklichen Alptraum doch bitte, bitte wieder ungeschehen zu machen.

Tiffany drehte sich um und stand Roland gegenüber.

»Du? Hier?«, stammelte er. Derweil brach hinter ihm Lätitia in Tränen aus. Ha, was sonst?

»Hör zu, ich muss dir etwas sehr Wichtiges – «

»Der Boden ist unter uns eingestürzt«, unterbrach er sie, in einem Ton, als ob er träumte. »Der Fußboden. Unter unseren Füßen!«

»Roland, ich muss dir... «, begann sie noch einmal, doch da baute sich plötzlich Lätitias Mutter vor ihr auf.

»Ich kenne dich! Du bist doch dieses kleine Hexengör. Leugnen ist zwecklos! Wie kannst du es wagen, uns bis hierher zu verfolgen?«

»Wie haben die das gemacht, dass der Fußboden weggebrochen ist?«, fuhr Roland sie an, das Gesicht kreideweiß. »Wie hast du das gemacht? Sag es mir!«

Und dann war da plötzlich der Geruch. Als bekäme man ohne Vorwarnung einen Hammer auf den Kopf. Unter ihrer Verwirrung und dem Grauen nahm Tiffany aber auch noch etwas anderes wahr: einen Pesthauch in ihrem Kopf, der sie mit unversöhnlicher Gehässigkeit besudelte, einen Misthaufen schauderhafter Ideen und verrotteter Gedanken, der so ekelerregend war, dass sie am liebsten ihr Gehirn herausgenommen und gewaschen hätte.

Das war er: der Mann in Schwarz ohne Augen. Und dieser Gestank! Schlimmer als ein Klo für Wiesel mit Durchfall. Bei ihrer letzten Begegnung hatte sie schon gedacht, es wäre schlimm, aber gegen die Verpestung jetzt war das der reinste Wohlgeruch gewesen! Tiffany blickte sich verzweifelt um, trotz allem inständig hoffend, nicht fündig zu werden.

Lätitias Schluchzen wurde lauter und mischte sich unharmonisch in das Stöhnen und Fluchen der Größten, die allmählich wieder zu sich kamen.

Die zukünftige Schwiegermutter fasste Roland am Ärmel. »Du kommst jetzt sofort mit. Weg von dieser Person. Sie ist nichts weiter als eine – «

»Roland, dein Vater ist tot!«

Schlagartig schwieg alles, und Tiffany fand sich in einem Dickicht aus Blicken wieder.

Oh nein, dachte sie. So hatte ich das nicht geplant.

»Es tut mir leid«, sagte sie in die vorwurfsvolle Stille hinein. »Ich konnte nichts mehr für ihn tun.« Langsam bekam Roland wieder Farbe im Gesicht.

»Aber du hast dich doch um ihn gekümmert.« Er klang, als versuchte er, ein Rätsel zu lösen. »Warum hast du ihn nicht am Leben gehalten?«

»Ich konnte ihm nur die Schmerzen nehmen. Es tut mir so leid, mehr stand nicht in meiner Macht.«

»Aber du bist eine Hexe! Ich dachte, du verstehst dein Handwerk. Du bist eine Hexe! Warum musste er sterben?«

Was hat das Weib ihm angetan? Trau ihr nicht über den Weg! Sie ist eine Hexe! Hexen haben kein Recht auf Leben!

Tiffany hörte die Wörter nicht; sie krochen wie schleimige Nacktschnecken durch ihren Kopf. Sie kam nicht mehr dazu, sich zu fragen, durch wie viele andere Köpfe sie wohl noch gekrochen waren, denn in diesem Moment packte Frau Prust ihren Arm. Rolands Gesicht verzerrte sich vor Wut, und sie erinnerte sich an die zeternde Gestalt auf der Straße, schattenlos im strahlenden Sonnenschein, die Unflat hervorspie wie Erbrochenes, bis Tiffany das ekelhafte Gefühl hatte, nie wieder richtig sauber werden zu können.

Und die Menschen um sie herum machten einen ängstlichen, gehetzten Eindruck, wie Kaninchen, die einen Fuchs witterten.

Dann sah sie ihn. Kaum auszumachen am Rand der Menschenmenge. Die beiden Augenlöcher starrten Tiffany sekundenlang an, bevor sie plötzlich wieder verschwanden. Und nicht zu wissen, wohin, machte ihr nur noch mehr Angst.

Sie wandte sich Frau Prust zu. »Was ist das?«

Bevor sie antworten konnte, mischte sich der hünenhafte Wachmann ins Gespräch: »Entschuldigen Sie, meine verehrten Damen und Herren... beziehungsweise meine verehrten Damen und mein verehrter Herr. Mein Name ist Hauptmann Karotte, und da ich hier heute Abend der Offizier vom Dienst bin, habe ich das zweifelhafte Vergnügen, diesen Vorfall zu bearbeiten. Na, dann wollen wir doch mal sehen.« Er schlug sein Notizbuch auf, zückte einen Bleistift und lächelte aufmunternd in die Runde. »Wer möchte denn den Anfang machen, mir bei der Auflösung dieses kleinen Rätsels zu helfen? Als Erstes würde ich sehr gern wissen, was eine Horde von Wir-sind-die-Größten in meiner Stadt zu suchen hat – mal abgesehen von Streit.«

Seine glänzende Rüstung tat den Augen weh. Außerdem roch er stark nach Seife. Das war für Tiffany gut genug.

Als sie sich melden wollte, hielt Frau Prust energisch ihre Hand fest. Worauf Tiffany sie rigoros abschüttelte und mit einer Stimme, die noch um einiges energischer war als der Griff, sagte: »Das dürfte wohl ich sein, Herr Hauptmann.«

»Und Sie wären... ? «

Am liebsten ganz woanders, dachte Tiffany, aber sie antwortete: »Tiffany Weh, Herr Hauptmann.«

»Unterwegs zu einem Junggesellinnenabschied?«

»Nein«, sagte Tiffany.

»Ja!«, sagte Frau Prust schnell.

Der Hauptmann legte den Kopf auf die Seite. »Dann geht nur eine von Ihnen hin? Das klingt ja nicht gerade nach einer großen Sause.«

Die Herzogin konnte nicht mehr an sich halten. Zitternd vor Wut richtete sie anklagend den Zeigefinger auf Tiffany und keifte los. »Lassen Sie sich von dieser Person bloß nicht auf der Nase herumtanzen, Herr Wachtmeister! Diese... diese... diese Hexe wusste, dass wir in die Stadt fahren wollten, um Schmuck und Geschenke zu erwerben, und sie hat sich ganz offensichtlich, ich wiederhole: offensichtlich mit ihren Wichten verbündet, um uns auszurauben!«

»Hab ich nicht!«, rief Tiffany.

Der Hauptmann hob die Hand, als müsste er auf einer Straßenkreuzung den Verkehr regeln. »Fräulein Weh, haben Sie tatsächlich Größte dazu angestiftet, in die Stadt zu kommen?«

»Doch, schon. Aber das war keine Absicht. Es hat sich spontan so ergeben. Ich wollte nicht – «

Wieder hob der Hauptmann die Hand. »Genug!« Er rieb sich nachdenklich die Nase. Dann seufzte er. »Fräulein Weh, hiermit verhafte ich Sie wegen des dringenden Verdachts der... beziehungsweise des... Ach, sagen wir einfach, auf Verdacht. Ich bin mir natürlich durchaus darüber im Klaren, dass es unmöglich ist, einen Größten wider seinen Willen hinter Schloss und Riegel zu bringen. Aber wenn diese Herrschaften Freunde von Ihnen sind«, er blickte sich vielsagend um, »möchte ich ihnen dringend raten, alles zu unterlassen, was Ihnen noch mehr Schwierigkeiten bereitet. Dann können wir mit ein bisschen Glück heute Nacht alle ruhig schlafen. Meine Kollegin, Feldwebelin Angua, wird Sie ins Wachhaus eskortieren. Und Frau Prust, wären Sie so nett, Ihre junge Freundin zu begleiten und ihr zu erklären, wie hier bei uns der Hase läuft?« Feldwebelin Angua trat vor; sie war schön und blond – und... eigenartig.

Hauptmann Karotte wandte sich der Herzogin zu. »Gnädige Frau, meine Beamten werden Sie gern zu einem anderen Hotel oder Gasthof Ihrer Wahl geleiten. Wie ich sehe, hält Ihre Zofe eine recht stabil aussehende Tasche in der Hand. Könnte diese vielleicht den Schmuck enthalten, von dem Sie sprachen? Dürften wir uns, falls diese Vermutung zutrifft, wohl vergewissern, dass er nicht gestohlen wurde?«

Dieser Vorschlag gefiel der Herzogin ganz und gar nicht, doch der Hauptmann sah mit dem geschulten Blick eines Polizisten, der nur das bemerkt, was er bemerken will, fröhlich darüber hinweg. Überdies gab er deutlich zu erkennen, dass er sich von ihrem Missfallen ohnehin nicht weiter hätte beeindrucken lassen.

Roland hatte ein Einsehen und öffnete die Tasche. Er holte seine neueste Errungenschaft heraus, entfernte vorsichtig das Seidenpapier und hielt sie hoch. Im Schein der Straßenlaternen funkelte das Schmuckstück so strahlend hell, dass es das Licht nicht nur zurückzuwerfen, sondern im Inneren der glänzenden Edelsteine selbst zu erzeugen schien. Das Juwel war eine Tiara. Die Wachen schnappten nach Luft. Roland machte ein selbstgefälliges Gesicht. Lätitia lächelte dermaßen liebreizend, dass es zum Davonlaufen war. Frau Prust seufzte. Und Tiffany... machte eine gedankliche Zeitreise in die Vergangenheit, nur eine Sekunde lang. Aber in dieser Sekunde war sie wieder ein kleines Mädchen, das sich über sein zerlesenes Märchenbuch beugte.

Tiffany hatte gesehen, was all ihre Schwestern zuvor nicht gesehen hatten. Sie hatte das Buch durchschaut. Es log. Na schön, dass es log, war vielleicht zu viel gesagt, aber es verbreitete Wahrheiten, die man nicht wissen wollte: dass nur blonde, blauäugige Mädchen den Prinzen und eine glitzernde Krone bekamen. Das war ein Weltgesetz. Ein Gesetz, dessen Gültigkeit bereits an den Haarwurzeln ansetzte. Rothaarige und Brünette durften im Märchenland manchmal mehr als nur eine Statistenrolle übernehmen, doch wer nur mit einem undefinierbaren Straßenköterbraun ausgestattet war, musste sich wohl oder übel mit dem Dienstbotendasein bescheiden.

Oder man wurde die Hexe. Ja! Dann war man nicht in der Geschichte gefangen. Man konnte sie verändern, nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere. Dazu bedurfte es bloß eines Fingerschnippens.

Trotzdem entfuhr ihr ein Seufzer. Der edelsteinbesetzte Kopfschmuck war einfach zu schön. Doch die vernünftige Hexe in ihr sagte: »Wie oft würdest du so was wohl tragen, hm? Alle Jubeljahre? So ein teures Stück verstaubt ja doch nur in der Schatzkammer!«

»Es liegt also kein Diebstahl vor«, sagte Hauptmann Karotte zufrieden. »Das ist schon mal gut. Fräulein Weh, würden Sie Ihren kleinen Freunden bitte vorschlagen, friedlich mitzukommen?«

Tiffany sah auf die Wir-sind-die-Größten hinunter, die keinen Muckser von sich gaben, so als stünden sie unter Schock. Kein Wunder. Denn wenn an die dreißig todesmutigen Kämpfer von einem einzigen Männchen besiegt werden, kann es durchaus eine ganze Weile dauern, bis man eine Ausrede gefunden hat, um das Gesicht zu wahren.

Rob Irgendwer blickte mit einer für ihn äußerst seltenen, zerknirschten Miene zu ihr auf. »‘tschuldigung, Meisterin‚ ’tschuldigung«, sagte er. »Wir ham wohl ’n bisschen zu tief ins tiefe Glas geschaut. Und je tiefer man schaut, desto durstiger wird man, und irgendwann kippt man einfach um und weiß, dass man übern Durst drüber ist. Dabei fällt mir ein, was zum Henker is Crème de Menthe eigentlich fürn Zeugs? Is knallgrün, das Gesöff, und ich hab bestimmt nen ganzen Eimer davon gesoffen! Ich schätz ma, ne Entschuldigung könnwer uns sparn, was? Aber wenigstens hamwer den nutzlosen Waschlappen für dich gefunden.«

Tiffany hob den Blick. Von des Königs Kopf war nicht viel heil geblieben. Im flackernden Licht der Fackeln sah das Wirtshaus nur noch wie das Skelett eines Gebäudes aus. Während sie es noch anstarrte, fing ein dicker Balken auf einmal ominös zu knarren an, um im nächsten Augenblick auf einen Haufen zerschmetterter Möbel abzusacken.

»Ich habe gesagt, ihr sollt ihn aufspüren; ich habe nie gesagt, ihr sollt dabei die Türen aus den Angeln reißen.« Sie verschränkte die Arme. Sofort drängten sich die Kobolde schutzsuchend aneinander. Das nächste Stadium des weiblichen Zorns würde das Aufklopfen mit dem Fuß sein. Wenn es so weit gekommen war, brachen sie üblicherweise in Tränen aus und liefen gegen Bäume. Heute allerdings bildeten sie eine ordentliche Reihe hinter Tiffany, Frau Prust und der Feldwebelin.

Angua nickte Frau Prust zu und sagte: »Ich denke, wir können uns darauf verständigen, dass keine Handschellen nötig sind – nicht wahr, meine Damen?«

»Ach, Sie kennen mich doch«, antwortete Frau Prust.

Anguas Augen verengten sich zu Schlitzen. »Ja, aber Ihre kleine Freundin kenne ich nicht. Ich möchte, dass Sie den Besen tragen, Frau Prust.«

Da jeglicher Widerspruch zwecklos gewesen wäre, händigte Tiffany ihren Besen klaglos aus. Schweigend machten sie sich auf den Weg, nur begleitet vom gedämpften Gemurre der Größten.

Nach einer Weile sagte die Feldwebelin: »Keine gute Zeit, einen spitzen schwarzen Hut zu tragen, Frau Prust. Es hat schon wieder einen Vorfall gegeben, draußen im Flachland. Irgend so ein langweiliges Rattennest, in das Sie sich nie verirren würden. Eine alte Frau wurde brutal zusammengeschlagen, weil sie ein Buch mit Zaubersprüchen besaß. «

»Nein!«

Sie drehten sich zu Tiffany um, und die Größten traten ihr in die Hacken.

Angua schüttelte den Kopf. »So leid es mir tut, aber es ist wahr, Fräulein. Dabei war es nur ein Buch mit klatschianischen Gedichten. Schuld war die schnörkelige Schrift. Wer es drauf anlegt, könnte es vermutlich für ein Zauberbuch halten. Sie ist gestorben.«

»Daran ist bloß die Times schuld«, sagte Frau Prust. »Weil sie über solche Sachen schreiben. Dadurch bringen sie die Leute auf Ideen.«

Die Wachfrau zuckte mit den Schultern. »Nach allem, was ich weiß, hatten die Täter mit Lesen nicht viel am Hut.«

»Sie müssen dafür sorgen, dass das aufhört!«, sagte Tiffany.

»Wie sollen wir es verhindern? Wir sind die Stadtwache. Jenseits der Mauern sind wir eigentlich nicht mehr zuständig. Wahrscheinlich gibt es da draußen in den Wäldern Dörfer, von denen wir noch nie etwas gehört haben. Ich kann mir auch nicht erklären, wo dieser Wahnsinn plötzlich herkommt. Es ist so, als wäre er vom Himmel gefallen.« Angua rieb sich die Hände. »Bei uns in der Stadt gibt es natürlich keine Hexen«, sagte sie. »Aber dafür sehr viele Junggesellinnenpartys, nicht wahr, Frau Prust?« Die Wachfrau zwinkerte. Sie zwinkerte tatsächlich, Tiffany war sich ganz sicher, genauso sicher, wie sie gewusst hatte, dass Hauptmann Karotte die Herzogin nicht besonders gut leiden konnte.

»Ich glaube, echte Hexen würden diesem bösen Treiben schnell ein Ende machen«, sagte Tiffany. »Auf jeden Fall die in den Bergen, Frau Prust.«

»Ja, aber wir haben hier nun mal keine echten Hexen. Du hast doch gehört, was die Feldwebelin gesagt hat.« Frau Prust funkelte Tiffany böse an und zischte: »Wir streiten nicht vor normalen Menschen. Das macht sie nervös.«

Vor einem großen Gebäude mit je einer blauen Laterne rechts und links vom Eingang blieben sie stehen. »Willkommen im Wachhaus, meine Damen«, sagte Angua. »Also dann, Fräulein Weh. Ich muss Sie jetzt in eine Zelle sperren, aber in eine saubere, so gut wie mausfreie, und wenn Frau Prust Ihnen Gesellschaft leistet, könnte es mir durchaus passieren, dass ich vergesse, den Schlüssel abzuziehen. Aber verlassen Sie bitte das Gebäude nicht; man würde sofort Jagd auf Sie machen.« Sie sah Tiffany in die Augen und fügte hinzu: »Und das wünsche ich keinem. Es ist furchtbar, gejagt zu werden.«

Sie führte sie durch das Gebäude bis zu einer Reihe überraschend gemütlich aussehender Zellen und winkte sie in eine davon hinein. Krachend knallte die Tür hinter ihr ins Schloss, dann entfernten sich Anguas Schritte hallend durch den gepflasterten Gang.

Frau Prust streckte die Hand durchs Gitter. Es klimperte metallisch, und als sie die Hand wieder zurückzog, hielt sie den Schlüssel darin. Sie steckte ihn von innen ins Schloss und drehte ihn um. »So«, sagte sie. »Jetzt sind wir doppelt sicher.«

»Potzblitz«, sagte Rob Irgendwer. »Ich fass es nich! Größte im Knast!«

»Schon wieder«, stöhnte der Doofe Wullie. »Ich glaub, ich kann mir nie wieder in die Augen gucken.«

Frau Prust setzte sich ins Stroh und starrte Tiffany an. »Also dann, mein Kind. Was war das, was wir da gesehen haben? Keine Augen. Keine Fenster zur Seele. Vielleicht also auch keine Seele?«

Tiffany war es erbärmlich zumute. »Ich weiß es nicht! Ich bin ihm unterwegs auf der Straße begegnet. Die Größten sind mitten durch ihn hindurchgelaufen! Er ist wie ein Geist. Und er stinkt. Haben Sie es gerochen? Und eben hatten wir die ganze Menschenmenge gegen uns. Warum? Wir haben doch überhaupt nichts gemacht!«

»Ich bin mir nicht sicher, ob er ein Er ist«, sagte Frau Prust. »Er könnte sogar ein Es sein, vielleicht irgendein Dämon. Aber mit denen kenne ich mich nicht so aus. Meine starke Seite ist eher der Einzelhandel. Was nicht heißen soll, dass es dabei nicht auch ziemlich dämonisch zugehen kann.«

»Aber sogar Roland ist auf mich losgegangen«, sagte Tiffany. »Dabei sind wir immer... Freunde gewesen.«

»Ah-ha.«

»Ah-ha? Was fällt Ihnen ein?«, blaffte Tiffany. »Kommen Sie mir bloß nicht so. Wenigstens laufe ich nicht durch die Gegend und mache andere Hexen zum Gespött der Leute.«

Frau Prust verpasste ihr eine Ohrfeige. Es war ein Gefühl, als würde man mit einem Gummibleistift geschlagen. »Du unverschämtes Gör, du halbe Portion. Ich laufe durch die Gegend und sorge dafür, dass andere Hexen vor den Leuten sicher sind.«

Oben unter der Decke stieß der Doofe Wullie Rob Irgendwer in die Rippen. »Das könnwer doch nich zulassen, dass einer unsrer großen kleinen Hexe eine runterhaut, oder, Rob?«

Rob legte den Finger auf die Lippen. »Na ja, aber wenn Weibsbilder streiten, kanns haarig werden. Da hält man sich besser raus. Hör auf meinen Rat, ich bin ’n verheirateter Mann. Wer sich als Kerl in nen Weiberstreit einmischt, kriegts in Nullkommanix mit beiden zu tun. Und damit mein ich nich das Armeverschränken, das Beleidigte-Schnute-Ziehen oder das Ungeduldig-mit-dem-Fuß-Aufklopfen. Damit mein ich das Eins-übergebraten-kriegen-mit-dem-Wäscheknüppel. «

Die Hexen starrten einander an. Tiffany fühlte sich plötzlich desorientiert, so als wäre sie von A nach Z gegangen, ohne durch den Rest des Alphabets gekommen zu sein.

»Ist das gerade wirklich passiert, mein Kind?«, fragte Frau Prust.

»Ist es«, entgegnete Tiffany scharf. »Und es brennt immer noch.«

»Was ist denn bloß über uns gekommen?«

»Hass«, sagte Tiffany. »Einen Augenblick lang habe ich Sie richtig gehasst. Das hat mir Angst gemacht. Ich wollte Sie nur noch loswerden. Sie waren einfach – «

»An allem schuld?«, ergänzte Frau Prust.

»Genau!«

»So, so«, sagte Frau Prust. »Zwietracht. Die Hexe ist der Prügelknabe. Die Hexe ist der Sündenbock. Wo und wie fängt so was an? Vielleicht haben wir es eben herausgefunden. « Nachdenklich sah sie Tiffany aus ihrem hässlichen Gesicht an. »Seit wann bist du schon eine Hexe, mein Kind?«

»Ungefähr, seit ich acht war«, antwortete Tiffany. Und dann erzählte sie ihr die Geschichte von Frau Schnappich, der Hexe aus dem Haselnusswald.

Frau Prust hörte ihr aufmerksam zu. »Wir wissen, dass so etwas immer wieder geschieht«, sagte sie dann. »Alle paar hundert Jahre denkt auf einmal die halbe Welt, dass Hexen böse sind. Woher das kommt, weiß keiner. Es passiert einfach. Hast du in der letzten Zeit vielleicht irgendwas gemacht, wodurch du aufgefallen bist? Einen besonders wichtigen Zauber oder so?«

Tiffany überlegte. »Na ja, da war die Geschichte mit dem Schwärmer. Der war allerdings gar nicht so schlimm. Und davor die Sache mit der Elfenkönigin, aber das ist schon ewig lange her. Auch keine schöne Begegnung. Ich habe ihr eins mit der Bratpfanne über den Schädel gegeben – das war damals wahrscheinlich die beste Lösung. Hm, tja. Und vor ein paar Jahren hab ich dann ja auch noch den Winter geküsst.«

Frau Prust, die ihr mit offenem Mund gelauscht hatte, fragte: »Das warst du?«

»Ja«, sagte Tiffany.

»Im Ernst?«

»Ja. Das war ich.«

»Und wie hat sich das angefühlt?«

»Erst kühl, dann feucht. Mir wäre es lieber gewesen, ich hätte es nicht machen müssen. Es tut mir leid, okay?«

»Vor zwei Jahren ungefähr?«, sagte Frau Prust. »Das ist aber interessant. Damals ist es nämlich mit den Problemen losgegangen. Keine größeren Zwischenfälle, bloß so ein Gefühl, dass uns die Leute nicht mehr respektiert haben. Als läge irgendwas in der Luft. Nimm nur mal den Jungen von vorhin, den mit dem Stein. Noch vor einem Jahr hätte er sich so was nicht getraut. Früher haben mir die Leute im Vorübergehen zugenickt. Heute gucken sie mich höchstens noch schräg von der Seite an. Oder sie machen sicherheitshalber schnell ein Zeichen, damit ich ihnen kein Unglück bringe. Von den Kolleginnen habe ich das auch schon gehört. Und wie war es bei dir zu Hause?«

»Schwer zu sagen«, antwortete Tiffany. »Die Leute hatten ein bisschen Angst vor mir, aber andererseits bin ich mit den meisten verwandt. Trotzdem, es war irgendwie seltsam. Aber ich dachte, das müsste so sein. Alle wussten ja, dass ich den Winter geküsst hatte. Und sie liegen mir damit immer noch in den Ohren. Dabei war es doch nur ein einziger Kuss.«

»Na, hier hocken wir alle ein bisschen mehr aufeinander. Und Hexen haben ein gutes Gedächtnis. Damit meine ich nicht einzelne Hexen, sondern alle zusammen. Unser gemeinsames Gedächtnis reicht sehr weit zurück, bis in die wirklich grausamen Zeiten. Als ein spitzer schwarzer Hut schon ausreichte, um mit Steinen beschmissen zu werden – oder Schlimmeres. Und wenn man noch weiter zurückgeht... Es ist wie eine Krankheit, die einen schleichend befällt. Sie liegt in der Luft und überträgt sich von Mensch zu Mensch. Hetze findet immer ein offenes Ohr. Und es gibt immer einen Vorwand, eine alte Frau mit Steinen zu bewerfen, die ein bisschen anders aussieht. Mit einem Sündenbock tut man sich leichter. Du würdest dich wundern, was man einem anderen Menschen alles in die Schuhe schieben kann, sobald man ihn als Hexe verteufelt hat.«

»Sie haben ihre Katze gesteinigt«, sagte Tiffany wie zu sich selbst.

»Und jetzt wirst du von einem Mann ohne Seele verfolgt. Sein Gestank ist schuld daran, dass sogar Hexen Hexen hassen. Du hast doch hoffentlich nicht vor, mich anzuzünden, Fräulein Tiffany Weh?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Oder mich auf den Boden zu werfen und unter einer Ladung Steine zu begraben?«

»Was reden Sie denn da?«

»Und es waren nicht nur Steine«, sagte Frau Prust. »Es gibt ja auch noch diese ganzen Geschichten von Hexen auf dem Scheiterhaufen, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass tatsächlich so viele echte Hexen verbrannt wurden, es sei denn, man hätte sie irgendwie ausgetrickst. Ich glaube, es waren zum größten Teil arme alte Frauen. Hexen sind fürs Verbrennen meist viel zu klitschig, und die Leute werden wohl kaum ihr gutes Feuerholz für sie verschwendet haben. Dagegen ist es ein Leichtes, eine alte Frau umzuschubsen, ein Scheunentor aus den Angeln zu heben, es wie bei einem Butterbrot auf sie zu legen und dann so lange Steine darauf zu türmen, bis sie keine Luft mehr kriegt. Und schon ist man das Böse los. Aber ganz so einfach ist es dann natürlich doch nicht. Weil irgendwo anders längst wieder etwas vorgeht, und weil es noch genügend andere alte Frauen gibt. Und sollten die alten Frauen knapp werden, gibt es ja auch immer noch die alten Männer. Und die Fremden. Und die Außenseiter. Bis es einem vielleicht eines Tages selbst an den Kragen geht. Erst dann hat der Wahnsinn ein Ende. Wenn keiner mehr da ist, den er befallen kann. Tiffany Weh, weißt du eigentlich, dass ich es gefühlt habe, als du den Winter geküsst hast? Jeder, der auch nur eine einzige Unze magisches Talent besitzt, hat etwas gespürt.« Sie kniff die Augen zusammen und starrte Tiffany an. »Was hast du aufgeweckt, Tiffany Weh? Welches Übel hat da seine nicht vorhandenen Augen geöffnet und sich gefragt, wer du wohl sein magst? Was hast du über uns gebracht? Was hast du getan?«

»Sie meinen also...« Tiffany zögerte. »... dass er hinter mir her ist?«

Sie schloss die Augen vor Frau Prusts vorwurfsvoller Miene und erinnerte sich an den Tag, als sie den Winter geküsst hatte. An das tiefe Grauen und die fürchterliche Angst und an das sonderbare Gefühl der Wärme inmitten von Eis und Schnee. Und der Kuss selbst? War so sanft gewesen wie ein seidenes Taschentuch, das auf einen Teppich segelt. Bis sie die ganze Hitze der Sonne über die Lippen des Winters hatte fließen lassen und er zerschmolz. Frost gegen Feuer. Feuer gegen Frost. Mit Feuer konnte sie schon immer gut umgehen. Das Feuer war schon immer ihr Freund. Der Winter war nicht gestorben, nein. Seither hatte es andere Winter gegeben, aber keine so grausamen, längst nicht so grausam. Und es war auch nicht nur ein Kuss gewesen. Sie hatte im richtigen Moment das Richtige getan. Wie es sich gehörte. Und warum hatte sie es überhaupt tun müssen? Weil es ihre Schuld gewesen war. Sie hatte nicht auf Fräulein Verrat gehört und bei einem Tanz mitgemacht, der nicht einfach nur ein Tanz war, sondern der Reigen der Jahreszeiten.

Entsetzt fragte sie sich: Wo soll das alles enden? Man macht einen dummen Fehler und bügelt ihn wieder aus, und dann zieht das Ausbügeln gleich den nächsten Fehler nach sich. Hört das denn niemals auf? Frau Prust beobachtete sie, wie gebannt.

»Ich hab‘ doch bloß getanzt«, sagte Tiffany.

Frau Prust legte ihr die Hand auf die Schulter. »Mein Kind, ich fürchte, du wirst noch einmal tanzen müssen. Dürfte ich dir an dieser Stelle vielleicht einen äußerst vernünftigen Vorschlag machen?«

»Ja«, antwortete Tiffany.

»Hör auf meinen Rat«, sagte Frau Prust. »Normalerweise gibt es bei mir ja nichts umsonst, aber ich bin immer noch ziemlich obenauf, weil ich dieses Jüngelchen erwischt habe, das mir dauernd die Scheiben einwirft. Deshalb bin ich heute in der richtigen Stimmung für eine richtig gute Tat. Ich kenne eine Frau, die wahrscheinlich dringend mit dir reden möchte. Sie lebt hier in der Stadt, aber du würdest sie niemals finden, ganz gleich, wie viele Beine du dir ausreißt. Sie wird dich finden. Und jetzt mein Rat: Wenn sie dich gefunden hat, dann passt du ganz genau auf, was sie dir zu sagen hat.«

»Ja, und wie finde ich sie nun?«, fragte Tiffany.

»Vor lauter Selbstmitleid hast du nicht richtig zugehört«, antwortete Frau Prust. »Sie findet dich. Das merkst du dann schon. Keine Bange.« Sie fasste in ihre Tasche und holte eine kleine runde Blechbüchse heraus. Nachdem sie mit dem schwarzen Fingernagel den Deckel aufgeschnipst hatte, lag plötzlich ein Kribbeln in der Luft. »Schnupftabak?« Sie hielt Tiffany die Dose hin. »Eine hässliche Angewohnheit, ich weiß. Aber es putzt die Bronchien so schön durch und hilft mir beim Nachdenken.« Sie gab eine Prise des braunen Pulvers auf ihren Handrücken und zog es mit einem Geräusch hoch, das sich wie ein umgekehrtes Schnäuzen anhörte. Sie hustete, kniff ein paar Mal die Augen zusammen und sagte: »Natürlich sind braune Popel nicht jedermanns Sache, aber ich finde, sie peppen den Look der hässlichen alten Märchenhexe noch ein bisschen mehr auf. Na, wie dem auch sei, bestimmt bringen sie uns bald das Abendessen.«

»Wir bekommen Verpflegung?«, fragte Tiffany.

»Na klar, hier wird man anständig behandelt. Allerdings bin ich der Meinung, dass der Wein beim letzten Mal ein bisschen gekorkt hat«, sagte Frau Prust.

»Aber wir sitzen doch im Gefängnis.«

»Nein, mein Kind, wir sitzen in einer Arrestzelle. Und auch wenn das keiner laut ausspricht, wir sind hier zu unserem eigenen Schutz. Wir sehen zwar aus wie eingesperrt, aber in Wahrheit sind alle anderen ausgesperrt. Die Wachen sind clever, dagegen können sie gar nichts machen, auch wenn sie sich manchmal dumm stellen. Sie wissen, dass die Menschen Hexen brauchen. Und sie selber sind auf die Hilfe inoffizieller Mitarbeiter angewiesen, die den Unterschied zwischen Richtig und Falsch kennen und wissen, wann Richtig falsch und wann Falsch richtig ist. Die Welt braucht Leute, die an den Rändern der Gesellschaft arbeiten. Leute, die kleinere Stolpersteine und Fußangeln aus dem Weg räumen und Probleme lösen. Schließlich sind wir doch alle Menschen. Fast alle. Fast immer. Und fast jeden Vollmond lässt sich Feldwebelin Angua von mir ein Mittelchen gegen ihre Hartballenstaupe geben.«

Sie zückte erneut ihre Schnupftabaksdose.

Nach einer Weile bemerkte Tiffany: »Hartballenstaupe ist eine Hundekrankheit.«

»Und eine Werwolfkrankheit.«

»Ach so. Ich hatte gleich das Gefühl, dass sie irgendwie anders ist.«

»Aber sie hat alles unter Kontrolle«, sagte Frau Prust. »Sie wohnt mit Hauptmann Karotte unter einem Dach und beißt keine Menschen. Na gut, vielleicht beißt sie Hauptmann Karotte, doch darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Was legal ist, muss jedenfalls noch lange nicht richtig sein, und manchmal kennt nur eine Hexe den Unterschied. Oder ein Polizist, wenn es einer von der richtigen Sorte ist. Kluge Leute wissen das, dumme Leute nicht. Nur können leider dumme Leute auch furchtbar gerissen sein. Übrigens, Fräuleinchen, deine frechen kleinen Freunde sind ausgebüxt. «

»Ja«, antwortete Tiffany. »Ich weiß.«

»Ist das nicht eine Schande, nachdem sie der Wache doch hoch und heilig versprochen haben, hinter Gittern zu bleiben? « Frau Prust hatte es offenbar darauf angelegt, ihren guten Ruf in Sachen Garstigkeit zu verteidigen.

Tiffany räusperte sich. »Nun ja«, sagte sie. »Rob Irgendwer würde Ihnen vermutlich antworten, dass ein Versprechen manchmal gehalten, aber manchmal auch gebrochen werden muss. Und dass nur ein Größter den Unterschied kennt.«

Frau Prust grinste. »Alle Achtung. Man könnte dich fast für einen Stadtmenschen halten, Fräulein Tiffany Weh.«

Wenn man etwas bewachen wollte, das auch ohne Bewachung auskam, weil kein vernünftiger Mensch je auf die Idee käme, es zu stehlen, war Korporal Nobbs von der Stadtwache dafür genau der richtige Mann – so man ihn denn in Ermangelung eines hieb- und stichfesten biologischen Gegenbeweises als einen solchen bezeichnen will. Und solange niemandem eine bessere Bezeichnung einfällt. In dieser Nacht stand er in den dunklen, knackenden Trümmern von Des Königs Kopf und rauchte eine ekelhafte Zigarette, die er sich aus den stinkenden Stummeln alter Kippen zusammengedreht hatte und nur mit angestrengtem Paffen dazu bringen konnte, überhaupt so etwas Ähnliches wie Rauch von sich zu geben.

Korporal Nobbs sah weder die Hand kommen, die ihm den Helm abnahm, noch den mit großer Präzision geführten Schlag, der auf seinem Schädel landete. Und von den schwieligen kleinen Händen, die ihm den Helm wieder aufsetzten und seinen bewusstlosen Körper auf die Erde betteten, bekam er schon gleich gar nichts mehr mit.

»Okay«, flüsterte Rob Irgendwer heiser und warf einen Blick auf die schwarzen Balken. »Ihr wisst, dass wir nich viel Zeit ham, Jungs, also – «

»Na, wen hamwer denn hier?«, sagte eine Stimme im Dunkeln. »Dacht ich’s mir doch gleich, dass ich euch hier wiedertreff, wenn ich lang genug warte. Wie ein Hund zu seinem Erbrochenen und ein Dummkopf zu seiner Dummheit kehrt auch der Täter zurück an den Tatort.«

Der Wachmann namens Kleiner Irrer Arthur riss ein Streichholz an – eine ziemlich beachtliche Fackel für einen Größten. Mit leisem Scheppern landete ein Blechding, das einem Größten gut als Schild hätte dienen können, für einen menschlichen Polizisten aber lediglich eine Dienstmarke darstellte, vor ihm auf dem Boden. »Damit ihr Blödköppe sehn könnt, dass ich nich im Dienst bin, okay? Ohne Marke kein Polyp. Ich wollt bloß wissen, wieso ihr Blindgänger genauso palavert wie ich, obwohl ich ja nun mal kein Größter nich bin.«

Alle Größten sahen Rob Irgendwer an. Der zuckte mit den Schultern und fragte: »Und was meinste biste sonst?«

Der Kleine Irre Arthur fuhr sich mit den Händen durch die Haare. Nichts fiel heraus. »Also, meine alten Herrschaften ham mir gesagt, dass ich ’n Gnom bin, genau wie sie... «

Er musste sich unterbrechen, weil die Größten sich johlend und jauchzend auf die Schenkel klatschten, was immer einige Zeit in Anspruch nehmen kann.

Nachdem sich der Kleine Irre Arthur ihre Sperenzchen eine Weile mit angesehen hatte, brüllte er: »Ich find das gar nich witzig!«

»Hör dich doch ma an.« Rob Irgendwer wischte sich die Tränen aus den Augen. »Du quatschst unsre Sprache, das hört doch ne Taube! Ham dir deine Mami und dein Papi das nich erzählt? Wir Größten könn’n schon sprechen, wenn wir auffe Welt kommen. Potzblitz! So wie ‘n Hund bellen kann! Du, ‘n Gnom? Ich lach mich schlapp! Als Nächstes willste mir noch weismach’n, du wärst ne Elfe!«

Der Kleine Irre Arthur senkte den Blick auf seine Stiefel. »Diese Stiefel hat mein Vater für mich gemacht«, sagte er. »Ich konnt mich nich überwinden, ihm zu beichten, dass ich lieber barfuß lauf. Die Schuhmacherei liegt nämlich seit Jahrhunderten in der Familie, aber ich war ne totale Niete beim Schustern, und eines Tages ham mich die Stammesältesten zusammengerufen und mir verraten, dass ich ‘n verlorenes Findelkind bin. Sie warn unterwegs in ‘n neues Lager, und da ham sie mich plärrend am Straßenrand gefunden, ‘n winzigkleines Kerlchen. Und neben mir lag ‘n toter Sperber, den ich mit bloßen Händen erwürgt hatte, nachdem der mich aus meiner Wiege geraubt hatte. Er wollt mich wohl mit nach Haus nehmen und an seine Jungen verfüttern. Die alten Gnome ham sich beraten und mir verklickert, dass ich gern bei ihnen bleiben dürfte, weil ich so gut darin bin, Füchse totzubeißen und so, aber es wär vielleicht doch an der Zeit, dass ich in die große weite Welt rausgeh und rauskrieg, zu welchem Volk ich eigentlich gehör.«

»Volltreffer, Kumpel. Nu weißt du’s.« Rob Irgendwer schlug ihm auf die Schulter. »Gut, dass du auf ‘n Hauf’n alter Schuster gehört hast. Die wussten, wo dich der Schuh drückt.«

Er zögerte kurz, dann fuhr er fort: »Is bloß jammerschade, dass du – nix für ungut – ‘n Polyp bis.« Vorsichtshalber sprang er mit einem kleinen Satz nach hinten. Man konnte ja nie wissen.

»Wo du Recht hast, haste Recht«, sagte der Kleine Irre Arthur zufrieden. »Wogegen ihr ne Bande diebischer, versoffner Schurken und Halunken seid, denen das Gesetz am Steiß vorbeigeht!«

Die Größten nickten begeistert, nur Rob Irgendwer wandte ein: »Könnteste in deiner Liste nich auch noch irgendwo Ruhestörer und Rabauken unterbringen? Willst uns doch nich unter Wert verkaufen.«

»Was issn mit Schneckenwilderer, Rob?«, meldete sich der Doofe Wullie eifrig zu Wort.

»Na ja«, antwortete Rob Irgendwer. »Die Schneckenwilderei steckt momentan noch ‘n bisschen in den Kinderschuh’n.« »Habt ihr denn überhaupt keine guten Seiten?«, fragte der Kleine Irre Arthur verzweifelt.

Rob Irgendwer machte ein verdutztes Gesicht. »Eigentlich hamwer gedacht, das wär’n unsre guten Seiten, aber wennde pinglig sein willst: Wir bestehl’n keinen, der kein Geld hat, wir ham ‘n Herz aus Gold, auch wenns vielleicht – okay, meistens – das Gold von jemand anderm is, und wir ham das frittierte Hermelin erfunden. Das muss schließlich auch was gelten.«

»Wieso is das denn ne gute Seite?«, fragte Arthur.

»Na, dann brauchts nich erst ‘n andrer armer Teufel erfinden. Man könnts ne Geschmacksexplosion nennen. Man beißt rein, man schmeckts, und dann gibts ne Explosion. «

Der Irre Kleine Arthur grinste; er konnte nicht anders. »Habt ihr denn überhaupt kein Schamgefühl am Leib?«

Rob Irgendwer grinste zurück. »Keine Ahnung«, antwortete er. »Aber wenn, hats wahrscheinlich früher wem anders gehört.«

»Und was soll jetzt aus dem armen kleinen großen Mädchen werden, das im Wachhaus hinter Gittern und Schloss und Riegel sitzt?«, fragte der Kleine Irre Arthur.

»Ach, die hält schon bis morgen früh durch«, sagte Rob Irgendwer von so hoch oben herab, wie es ihm unter den ihm gegebenen Umständen möglich war. »Sie is ne Hexe, die was auffem Kasten hat und sich immer irgendwie zu helfen weiß.«

»Meinste? Ihr Radaubrüder habt ne ganze Kneipe in ihre Kleinholzeinzelteile zerlegt! Ich kann mir nich vorstell’n, wie einer das wieder ausbügeln will.«

Rob Irgendwer musterte ihn nachdenklich, bevor er antwortete: »Na gut, Herr Wachtmeister. Du bis ein Größter und ein Polyp. Da kann man nu mal nix dran ändern. Aber ich hab ne große Frage für euch zwei beide: Seid ihr auch ein Spitzel und ein Petzer?«

Im Wachhaus war Schichtwechsel. Ein Wachmann kam herein und überreichte Frau Prust schüchtern eine große Platte mit kaltem Braten und Gewürzgurken sowie eine Flasche Wein und zwei Gläser. Mit einem nervösen Seitenblick auf Tiffany flüsterte er Frau Prust etwas ins Ohr, worauf diese im Handumdrehen ein kleines Päckchen aus ihrer Tasche hervorzauberte und ihm in die Hand drückte. Dann setzte sie sich wieder zu Tiffany ins Stroh.

»Braver Junge. Hat sogar schon die Flasche entkorkt und den Wein ein Weilchen atmen lassen«, sagte sie und fügte erklärend hinzu: »Obergefreiter Hüpfkins hat ein kleines Problem, von dem seine Mutter nichts erfahren darf, und er bekommt von mir eine spezielle Wundsalbe dafür. Kostenlos, versteht sich. Eine Hand wäscht die andere. Obwohl ich beim jungen Hüpfkins nur hoffen kann, dass er sie vorher auch gründlich schrubbt.«

Tiffany hatte noch nie Wein getrunken; bei ihr zu Hause gab es Dünnbier oder Dünnapfelwein, gerade stark genug, um das unsichtbare bissige Geziefer abzutöten, aber nicht so stark, dass man davon mehr als ein bisschen lustig wurde.

»Ich hatte es mir im Gefängnis ganz anders vorgestellt«, sagte sie.

»Gefängnis? Kind, ich sagte doch, wir sind nicht im Gefängnis. Wenn du wissen willst, wie es im Gefängnis zugeht, musst du nur mal einen Besuch im Tanty machen. Das reinste Höllenloch. Hier spucken einem die Schließer wenigstens nicht ins Essen – höchstens, wenn keiner guckt. Und in mein Essen sowieso nicht, das kannst du mir glauben. Im Tanty wird mit eisernem Besen gekehrt. Wer da drin landet, überlegt es sich lieber dreimal, ob er wieder etwas anstellt. Sicher, heutzutage geht es da einen Hauch gesitteter zu, und nicht jeder, der einfährt, kommt in einer Holzkiste wieder raus, aber die stummen Schreie, die von den Wänden widerhallen, klingen einem immer noch in den Ohren. Wenn man sie denn hören kann. Und ich kann.« Sie ließ die Schnupftabakdose aufschnappen. »Noch schlimmer als die Schreie ist allerdings das Trillern der Kanarienvögel in Trakt D, wo die Männer eingesperrt sind, die sich keiner zu hängen traut. Sie sitzen alle in Einzelzellen und haben einen Kanarienvogel zur Gesellschaft.« Frau Prust stopfte sich blitzschnell eine so große Prise beziehungsweise Portion Tabak in die Nase, dass Tiffany sich nicht gewundert hätte, wenn ihr der Tabak zu den Ohren herausgekommen wäre.

Der Deckel schnappte wieder zu. »Bei diesen Männern handelt es sich nicht um ganz gewöhnliche Feld-, Wald-und Großstadtmörder – oh nein. Sie haben Menschen zum Zeitvertreib getötet oder für einen Gott, weil sie nichts Besseres zu tun hatten oder weil das Wetter schlecht war. Sie haben viel schlimmere Taten begangen als nur jemanden umzubringen, aber ein Mord hat immer den Schlusspunkt gesetzt. Du hast ja noch gar nichts von dem Rinderbraten gegessen... Na, eh ich mich schlagen lasse.« Frau Prust spießte sich eine dicke Scheibe von dem mageren Fleisch auf und fuhr fort: »Aber ein Komisches hat die Sache: Diese grausamen Männer haben ihre Kanarienvögel gehegt und gepflegt, und sie haben geweint, wenn sie eingegangen sind. Die Wärter meinten dann immer, das wäre alles bloß Heuchelei und davon würde es ihnen eiskalt den Rücken runterlaufen. Aber ich hab da so meine Zweifel. Als junges Mädchen habe ich für die Wärter öfter Besorgungen erledigt, und wenn ich dann vor den großen, schweren Türen stand, hinter denen die Vögelchen trillerten, hab ich mich immer gefragt, was denn wohl den Unterschied ausmacht zwischen einem guten Mann und einem, der so böse ist, dass kein Henker der Stadt – noch nicht einmal mein Vater, der einen Verurteilten in unter siebeneinhalb Sekunden aus seiner Zelle raus- und ins Jenseits reinbefördern konnte – es gewagt hat, ihm die Schlinge um den Hals zu legen, aus Angst, er könne den Feuern des Bösen entkommen und voller Rachsucht zurückkehren.« Frau Prust brach ab. Sie schüttelte sich, als müsste sie alte Erinnerungen abwerfen. »So sieht das Leben bei uns in der großen Stadt aus, mein Kind; es ist kein so duftendes Primelbeet wie bei euch auf dem Land.«

Tiffany gefiel es zwar nicht besonders, schon wieder »mein Kind« genannt zu werden, aber etwas anderes gefiel ihr noch viel weniger. »Duftendes Primelbeet?«, sagte sie. »Wohl kaum. Erst vor ein paar Tagen musste ich einen Mann vom Seil schneiden, der sich aufgehängt hatte.« Und dann erzählte sie Frau Prust alles über Herrn Micker und Amber. Und über das Brennnesselsträußchen.

»Und dein Vater hat dir das mit den Prügeln erzählt?«, fragte Frau Prust. »Früher oder später schlägt einem so was auf die Seele.«

Das Essen hatte geschmeckt, der Wein tat seine Wirkung. Und das Stroh war um einiges sauberer, als man hätte erwarten können. Es war ein langer Tag gewesen – mal wieder. »Können wir jetzt ein bisschen schlafen?«, fragte Tiffany. »Bitte. Mein Vater sagt immer, am nächsten Morgen sieht die Welt schon ganz anders aus.«

Frau Prust antwortete nicht gleich. »Wenn ich mir das recht überlege«, sagte sie schließlich, »würde ich mal behaupten, dass dein Vater falsch liegt.«

Tiffany ließ sich von der Müdigkeit einhüllen. Sie träumte von Kanarienvögeln, die im Dunkeln sangen. Und vielleicht war es nur Einbildung, aber einmal glaubte sie aufzuwachen und den Schatten einer alten Frau über sich gebeugt zu sehen, die sie betrachtete. Frau Prust war es mit Sicherheit nicht, denn die schnarchte wie ein Holzfäller. Die Gestalt blieb noch einen Augenblick, dann verschwand sie. Tiffany erinnerte sich: Die Welt ist voller Omen. Man sucht sich diejenigen aus, die einem am sympathischsten sind.

8

Des Königs Nacken

Tiffany wurde vom Quietschen der Zellentür geweckt. Sie setzte sich auf und blickte sich um. Frau Prust schlief noch. Sie schnarchte so heftig, dass ihre Nase wackelte. Korrigiere: Frau Prust schien noch zu schlafen. Tiffany mochte sie irgendwie, aber konnte sie ihr auch trauen? Manchmal hatte sie fast den Eindruck... als könnte sie ihre Gedanken lesen.

»Ich lese keine Gedanken.« Frau Prust wälzte sich auf die andere Seite.

»Frau Prust!«

Die alte Hexe setzte sich hin und fing an, Strohhalme von ihrem Kleid zu klauben. »Ich lese keine Gedanken.« Sie schnippte die Halme auf den Boden. »Ich bin mit großen, um nicht zu sagen immensen Kräften gesegnet, aber keineswegs mit übernatürlichen. Vergiss das bitte nicht. Ob die uns hier wohl ein warmes Frühstück servieren? Ich will es schwer hoffen.«

»Null Problemo – was hättste denn gern?«

Sie sahen nach oben. Die Größten hockten auf dem Deckenbalken und baumelten vergnügt mit den Füßen.

Tiffany seufzte. »Würdet ihr mich anlügen, wenn ich euch frage, was ihr letzte Nacht gemacht habt?«

»Auf gar keinen Fall, großes Größten-Ehrenwort«, antwortete Rob Irgendwer und legte die Hand auf die Stelle, wo er sein Herz vermutete.

»Eindeutiger geht’s nimmer«, sagte Frau Prust und stand auf.

Kopfschüttelnd seufzte Tiffany noch einmal. »Nein, ganz so einfach ist es leider nicht.« Sie hob den Blick. »Rob Irgendwer, war das gerade eine ehrliche Antwort? Das frage ich dich als eure Hexe der Hügel.«

»Och, doch.«

»Und diese Antwort?«

»Och, doch.«

»Und diese?«

»Och, doch.«

»Und diese?«

»Och... na ja. Bloß ne klitzekleine Lüge; gilt fast noch nich mal als Geflunker. Is aber besser, du weißt von nix.«

Tiffany wandte sich Frau Prust zu, die neben ihr stand und sich eins ins Fäustchen griente. »In den Augen der Wir-sind-die-Größten ist die Wahrheit ein derart kostbares Gut, dass man sparsam damit umgehen muss«, sagte sie entschuldigend.

»Ein Völkchen ganz nach meinem Herzen«, antwortete Frau Prust. »Wenn ich denn eins hätte, ein Herz«, fügte sie hastig hinzu.

Schwere Schritte kamen näher, immer näher und immer schwerer. Sie gehörten einem hochgewachsenen, zaundürren Wachmann, der Frau Prust mit einem höflichen Tippen an den Helm und Tiffany mit einem Kopfnicken begrüßte.

»Guten Morgen, die Damen! Ich bin der Gefreite Schellfisch. Ich darf Ihnen mitteilen, dass ich Ihnen mitteilen darf, dass Sie mit einer Ermahnung davonkommen und gehen dürfen«, begann er. »Auch wenn ich Ihnen sagen muss, dass ich Ihnen nicht genau sagen kann, worauf sich diese Ermahnung genau bezieht, würde ich mich an Ihrer Stelle im Großen und Ganzen wie auch im Allgemeinen ganz allgemein als ermahnt betrachten und mir diese Ermahnung eine Warnung sein lassen und – nichts für ungut – eine Lehre.« Er räusperte sich und fuhr mit einem ängstlichen Seitenblick auf Frau Prust fort: »Kommandeur Mumm hat mich gebeten, Ihnen unmissverständlich zu verstehen zu geben, dass die Individuen, die kollektiv unter dem Namen Wir-sind-die-Größten bekannt sind, die Stadt bis Sonnenuntergang zu verlassen haben.«

Auf dem Deckenbalken erhob sich einstimmiger Protest. In Sachen gekränkter Unschuld waren sie mindestens genauso gut wie in Sachen Trunkenheit und Dieberei, fand Tiffany.

»Immer auf die Kleinen!«

»Das warn wir nich! Das war ‘n großer Junge, und der is weggelaufen!«

»Ich war überhaupt nich da! Da kannste die andern fragen! Die warn auch nich da!«

Und was dergleichen faule Ausreden mehr waren.

Tiffany schlug mit ihrem Blechteller gegen die Gitterstäbe, bis sie endlich Ruhe gaben. Dann sagte sie: »Entschuldigen Sie bitte, Gefreiter Schellfisch. Glauben Sie mir, es tut ihnen bestimmt sehr leid, was sie aus dem Wirtshaus gemacht haben – « begann sie, doch er winkte ab.

»Wenn Sie meinen Rat hören wollen, junge Dame, machen Sie sich allesamt möglichst unauffällig davon, ohne das Wort ›Wirtshaus‹ noch einmal in den Mund zu nehmen.«

»Aber sie haben es doch schließlich verwüstet, und – «

Wieder unterbrach der Gefreite sie. »Ich bin heute Morgen am Königskopf vorbeigekommen«, sagte er. »Und er war definitiv nicht verwüstet. Er zieht sogar Schaulustige an. Die ganze Stadt wird ihn sich ansehen wollen. Der Königskopf steht eigentlich genauso da wie immer, mit nur einem winzig kleinen Unterschied: Er steht jetzt umgedreht da.«

»Was meinen Sie mit ›umgedreht‹?«, fragte Frau Prust. »Verkehrt rum«, antwortete der Polizist geduldig. »Und Sie können sich sicher vorstellen, dass die Leute das Wirtshaus auch nicht mehr des Königs Kopf nennen.«

Tiffany runzelte die Stirn. »Wie denn dann? Des Königs Nacken?«

Der Gefreite Schellfisch schmunzelte. »Daran erkennt man doch gleich, was für eine wohlerzogene junge Dame Sie sind. Nein, Fräulein, die meisten Leute auf der Straße nennen es des Königs – «

»Keine Obszönitäten, bitte! Das vertrag ich nicht«, sagte Frau Prust streng.

Ach nein?, dachte Tiffany. Obwohl du das halbe Schaufenster voller aufblasbarer rosa Dingsbumse und anderer rätselhafter Erzeugnisse hast, die ich nicht genau erkennen konnte? Aber die Welt wäre nicht mehr dieselbe, wenn wir alle gleich wären – und vor allem, wenn wir alle wären wie Frau Prust.

Über sich hörte sie das Wispern der Größten, aus dem das Gejammer des Doofen Wullie etwas lauter hervorstach als sonst. »Ich habs euch gesagt. Hab ichs euch nich gesagt? Ich hab gesagt, dass es falsch rum is. Aber, nee, ihr wolltet ja nich auf mich hörn! Ich bin vielleicht doof, aber ich bin nich blöd.«

Bis zu des Königs Kopf beziehungsweise dem Teil seiner Anatomie, um den es sich inzwischen handelte, war es nicht weit, aber die Hexen mussten sich ihren Weg schon mindestens hundert Schritte davor durch einen Auflauf von Schaulustigen bahnen, der sich überwiegend aus Leuten mit Bierkrügen in den Händen zusammensetzte. Sowohl Frau Prust als auch Tiffany trugen genagelte Stiefel – eine segensreiche Fußbekleidung für jeden, der sich eilig durch eine Menschenmenge hindurchkämpfen muss. Bald schon sahen sie es vor sich: des Königs Rücken, wie wir es mit vornehmer Zurückhaltung nennen wollen, auch wenn den Größten mit Sicherheit ein anderes Wort dafür eingefallen wäre. Vor dem Hinterausgang, der die Dienste des Vordereingangs übernehmen musste, stand der Wirt, Herr Rammbär, der mit der einen Hand servierte und mit der anderen kassierte. Er machte ein Gesicht wie eine Katze, wenn es Mäuse regnet.

Während er sich für seine Kunden so heldenhaft ins Zeug legte, fand er zwischendurch sogar noch die Zeit, einige Worte mit einer dünnen, energisch wirkenden Frau zu wechseln, die das Gespräch in ihrem Notizbuch aufzeichnete.

Frau Prust stieß Tiffany in die Seite. »Siehst du die da? Das ist Fräulein Kratzgut von der Times, und da drüben – « Sie zeigte auf einen großen Mann in Uniform – »der Mann, der neben ihr steht? Das ist Kommandeur Mumm von der Stadtwache. Anständiger Kerl, macht immer ein Gesicht wie zehn Tage Regenwetter, lässt nicht mit sich spaßen. Jetzt wird’s spannend. Er hat nämlich was gegen Könige, ganz egal, was für welche. Einer seiner Vorfahren hat dem letzten König, den wir hatten, den Kopf abgeschlagen.«

»Wie schrecklich! Hatte er das verdient?«

Frau Prust zögerte kurz. »Also, wenn es stimmt, was man in seinem Privatverlies gefunden haben soll, dann lautet die Antwort ›ja‹, und zwar in dicken, fetten Großbuchstaben. Dem Vorfahren des Kommandeurs wurde trotzdem der Prozess gemacht, weil das Köpfen von Königen anscheinend nicht so gut ankommt. Auf der Anklagebank soll er gesagt haben: ›Und hätte das Ungeheuer einhundert Köpfe besessen, ich hätte nicht eher gerastet noch geruht, als bis ich ihm jeden einzelnen abgeschlagen hätte.‹ Was man als Schuldeingeständnis gewertet hat. Er wurde gehängt. Dass man ihm später ein Standbild gesetzt hat, verrät einem mehr über die Natur des Menschen, als man unbedingt wissen möchte. Sein Spitzname war Altes Steingesicht. Wie du siehst, liegt die steinerne Miene in der Familie.«

Tiffany sah es deutlich – umso deutlicher, weil der Kommandeur zielstrebig auf sie zusteuerte. Seine Miene war die eines Mannes, der viel zu erledigen hatte, und zwar durchweg Dinge, die um einiges wichtiger waren als diejenigen, die ihn momentan in Anspruch nahmen. Er nickte Frau Prust respektvoll zu und versuchte erfolglos, Tiffany nicht mit wütenden Blicken zu durchbohren.

»Waren Sie das?«

»Nein, Herr Kommandeur!«

»Wissen Sie, wer das war?«

»Nein, Herr Kommandeur!«

Er runzelte die Stirn. »Junge Dame, wenn sich ein Einbrecher gewaltsam Zutritt in ein Haus verschafft und später zurückkommt, um die Beute wieder an ihren Platz zu legen, ist und bleibt es trotz allem ein Verbrechen. Und wenn ein Gebäude, das samt seines Mobiliars mutwillig demoliert wurde, am nächsten Morgen wieder wie neu dasteht, wenn auch verkehrt herum, dann ist und bleibt das ebenfalls ein Verbrechen, und alle daran Beteiligten müssen als Mittäter eingestuft werden. Nur habe ich leider keine Ahnung, wie ich dieses Verbrechen überhaupt nennen soll, und es wäre mir, ehrlich gesagt, am liebsten, ich hätte diese ganze verdammte Geschichte vom Hals.«

Tiffany blinzelte. Den letzten Satz hatte sie nicht gehört, aber sie konnte sich trotzdem daran erinnern. Es mussten diese Schlupfwörter gewesen sein! Frau Prust nickte freudig, und in Tiffanys Kopf blinkte ein weiteres kleines Schlupfwort auf, das »ja« hieß.

Laut sagte Frau Prust: »Herr Kommandeur, es ist doch anscheinend kein tatsächlicher Schaden entstanden, wenn man sieht, dass Herr Rammbär mit dem Königsrücken offensichtlich das Geschäft seines Lebens macht und vermutlich alles andere als erfreut wäre, wenn er den Königskopf zurückbekommen würde.«

»Worauf Sie Gift nehmen können!«, bekräftigte der Wirt, während er seine Einnahmen in einen Sack schaufelte.

Kommandeur Mumm runzelte die Stirn, und Tiffany hörte die Worte, die ihm fast herausgeschlüpft wären: »Solange ich hier zu bestimmen habe, kommt mir kein König wieder zurück!«

Frau Prust ergriff erneut das Wort. »Vielleicht könnte man es einfach auf des Königs Nacken umtaufen«, schlug sie vor. »Auf den Nacken eines Königs, der allem Anschein nach unter Schuppen, fettigen Haaren und einem dicken, eitrigen Geschwür leidet.«

Zu Tiffanys Belustigung verzog der Kommandeur zwar noch immer keine Miene, aber das Schlupfwort, das zu ihr herüberschwappte, war ein schmetterndes, triumphierendes »Jawoll!«. Woraufhin sich Frau Prust abermals einmischte, denn ihr war jedes Mittel recht, den Sieg endgültig unter Dach und Fach zu bringen. »Das hier ist Ankh-Morpork, Herr Mumm. Wo der Fluss im Sommer Feuer fängt und es bekanntlich sogar schon Fische und Bettgestelle geregnet hat. Wieso sollte es also nicht zu uns passen, wenn sich eine Kneipe um die eigene Achse dreht? Vor allem, weil dasselbe bei ihrer Kundschaft ja auch des Öfteren vorkommt? Wie geht es übrigens Ihrem Jungen?«

Diese unschuldige kleine Frage verschlug dem Kommandeur erst einmal die Sprache. »Ach! Er... ach, ich... Es geht ihm gut. Doch, ja, gut geht es ihm. Sie hatten übrigens Recht. Nach einem Glas Brause und einem kräftigen Bäuerchen war alles wieder in Ordnung. Könnte ich kurz unter vier Augen mit Ihnen reden, Frau Prust?« Der Blick, den er Tiffany zuwarf, brachte deutlich zum Ausdruck, dass er auf ihr Augenpaar gern verzichten konnte. Also schob sie sich weiter durch die heitere, stellenweise auch stark angeheiterte Menge von Menschen, die allesamt Schlange standen, um sich vor dem Königsnacken porträtieren zu lassen. Sie machte sich unsichtbar und hörte dabei zu, wie Rob Irgendwer diejenigen von seinen Männern zusammenstauchte, die gerade nichts Besseres zu tun hatten, als sich zusammenstauchen zu lassen.

»Na schön«, sagte er. »Wer von euch Blödköppen is eigentlich auf die glorreiche Idee gekommen, ‘n echten Nacken auf das Schild zu malen? Würd man so ‘n Bild normalerweise nich ‘n bisschen aufhübschen?«

»Das war Wullie«, antwortete der Große Yan. »Damit die Leute denken, es wär schon immer so gewesen. Er is halt doof.«

»Der Doofe ist eben doch nicht immer der Dumme«, sagte Tiffany. Sie blickte sich um... und da war er, der Mann ohne Augen. Er ging durch die Menge, er ging durch die Menge hindurch, als ob die Menschen Geister wären, aber Tiffany sah ihnen an, dass sie seine Gegenwart spürten. Ein Mann wischte sich mit der Hand übers Gesicht, als wollte er eine krabbelnde Fliege verscheuchen. Ein anderer schlug sich selbst aufs Ohr. Doch danach waren sie... wie verwandelt. Ihre Augen verengten sich zu Schlitzen, sobald sie Tiffany erblickten, und während der geisterhafte Mann auf sie zuhielt, verdüsterten sich ihre Gesichter. Der Gestank, den er mit sich schleppte, färbte das Tageslicht grau. Es war wie auf dem Grund eines Tümpels, in dem Lebendiges seit Jahrhunderten starb und verrottete.

Verzweifelt sah Tiffany sich um. Das umgedrehte Wirtshaus hatte Neugierige und Durstige in Scharen zusammenlaufen lassen. Jeder versuchte, irgendwie voranzukommen, aber es ging weder vor noch zurück oder sonst wohin, und dazu kamen dann auch noch die Leute mit den Bauchläden und Karren, die einem sofort etwas verkaufen wollten, wenn man irgendwo länger als zwei Sekunden stehen blieb. In der Luft lag eine bedrohliche Stimmung – nein, mehr als das. Es war Hass. Ein Hass, der sehr schnell wuchs, wie eine Pflanze nach dem Regen, und der Mann in Schwarz kam immer näher. Das machte ihr Angst. Natürlich hatte sie die Größten bei sich, aber wenn einem die Größten aus der Patsche halfen, landete man mit schöner Regelmäßigkeit postwendend in der nächsten Bredouille.

Plötzlich bewegte sich der Boden unter ihren Füßen. Mit einem metallischen Schnarren tat sich die Erde auf: aber nur ungefähr sechs Fuß tief. Während sie noch schwankend versuchte, im Dunkeln unter dem Bürgersteig ihr Gleichgewicht wiederzufinden, schob sich jemand mit einem fröhlichen »Entschuldigung« an ihr vorbei. Es schabte noch einmal blechern, und das runde Loch über ihr verschwand.

»Das nenne ich Glück«, sagte die höfliche Stimme. »Aber wahrscheinlich das letzte bisschen Glück des Tages. Wenn es irgendwie geht, gerate bitte nicht in Panik, bis ich die Sturmlaterne angezündet habe. Falls du danach die Nerven verlieren möchtest – bitteschön. Bleib dicht hinter mir, und wenn ich sage: ›Geh, so schnell du kannst, und halte dabei die Luft an‹, dann tust du es lieber, so dir dein Verstand, deine Kehle und womöglich auch dein Leben lieb sind. Du brauchst es nicht zu verstehen, du musst es nur tun. Es kann nämlich gut sein, dass uns nicht viel Zeit bleibt.«

Ein Zündholz flammte auf. Tiffany hörte ein leises Plopp und sah direkt vor ihrer Nase einen blaugrünen Schein. »Ist nur Sumpfgas«, sagte die unsichtbare Stimme. »Aber es ist nicht so schlimm, du brauchst dir noch keine Sorgen zu machen. Und nicht vergessen, immer schön nah an mir dranbleiben! «

Der blaugrüne Schein setzte sich so schnell in Bewegung, dass Tiffany kaum Schritt halten konnte. Und es war eine beachtliche Leistung, dass sie überhaupt mitkam, da der Untergrund abwechselnd aus Kies, Schlamm oder einer unbekannten Flüssigkeit bestand, die sie aber auch gar nicht näher kennenlernen wollte. Hier und da schimmerten weitere geheimnisvolle Lichter, wie Irrlichter im Moor.

»Nicht zurückbleiben!«, ermahnte die Stimme.

Bald hatte Tiffany die Orientierung und obendrein jegliches Zeitgefühl verloren.

Dann machte es klick, und die Umrisse der Gestalt waren vor einer Tür zu erkennen, die vollkommen normal aussah, abgesehen davon, dass sie – weil sie in einen Spitzbogen eingelassen war – oben eben spitz zulief.

»Bitte sei so gut und putz dir drinnen die Füße sehr gründlich auf der Matte ab. Hier unten kann man gar nicht vorsichtig genug sein.«

Hinter dem Schemen entzündeten sich von selbst ein paar Kerzen und warfen ihr Licht auf eine Person in schwerer, steifer Kleidung, mit großen Stiefeln und einem stählernen Helm, den sie jedoch, noch während Tiffany sie betrachtete, vorsichtig abnahm. Zum Vorschein kam eine Frau mit Pferdeschwanz, der darauf schließen ließ, dass sie jung war, auch wenn ihr schlohweißes Haar darauf hindeutete, dass sie alt war. Sie gehörte offenbar zu den Leuten, die sich irgendwann ein Aussehen zulegen, das ihnen steht und zu ihnen passt und sich nie mehr verändert, bis sie sterben. Die Frau hatte Falten und den geschäftigen Blick eines Menschen, der an mehrere Dinge zugleich, beziehungsweise an alles auf einmal denken musste. In dem Zimmer stand ein Tisch mit einer Teekanne, Tassen und einem Berg kleiner Küchlein.

»Hereinspaziert in die gute Stube«, sagte die Frau. »Herzlich willkommen. Aber ich habe mich ja noch gar nicht vorgestellt. Ich heiße Fräulein... Schmied. Ja, das müsste für den Augenblick reichen. Frau Prust hat mich vielleicht schon erwähnt? Und du befindest dich hier mitten in den Mobilien, dem höchstwahrscheinlich instabilsten Ort auf der ganzen Welt. Darf ich dir ein Tässchen Tee anbieten?«

Meistens sieht doch alles schon sehr viel besser aus, wenn die Welt aufgehört hat, sich zu drehen, und man ein warmes Getränk vor sich hat, auch wenn das nur auf einer alten Kiste steht.

»Ein Palast ist es leider nicht«, sagte Fräulein Schmied. »Ich halte mich hier nie länger als ein paar Tage am Stück auf, aber ich muss immer in der Nähe der Universität sein, und ich brauche meine Privatsphäre. Früher war das hier eine kleine Kate außerhalb des Universitätsgeländes, und die Zauberer haben ihren ganzen Müll einfach über die Mauer geworfen. Irgendwann fingen diese magischen Abfälle an, auf eine – gelinde ausgedrückt – höchst unberechenbare Weise miteinander zu reagieren. Ratten lernten sprechen, Augenbrauen wurden bis zu sechs Fuß lang, Schuhe liefen von alleine durch die Gegend. Die Leute aus der Nachbarschaft hielten es schon bald nicht mehr aus und suchten das Weite – genau wie ihre Schuhe. Und nachdem also keiner mehr da war, der sich beschweren konnte, hat die Universität eben noch mehr Müll über die Mauer geworfen. In dieser Hinsicht sind Zauberer wie Katzen, die ihr Geschäft verrichten: aus den Augen, aus dem Sinn, aus der Welt.

Von da an gab es natürlich erst recht kein Halten mehr: So ziemlich jeder hat so ziemlich alles über die Mauer geschmissen und anschließend Fersengeld gegeben, oft genug von Schuhen verfolgt, aber nicht immer mit Erfolg. Möchtest du ein Küchlein? Keine Bange, die habe ich morgen früh bei einem ziemlich zuverlässigen Bäcker gekauft, deshalb weiß ich, dass sie frisch sind, und die Magie hier in meinem Unterschlupf habe ich schon vor einem Jahr gezähmt. Es war nicht allzu schwierig; Magie ist in erster Linie eine Sache des Gleichgewichts, aber das weißt du natürlich. Der langen Rede kurzer Sinn: Über dieser ganzen Gegend liegt ein so dicker magischer Nebel, dass vermutlich nicht mal ein Gott hindurchschauen könnte.« Fräulein Schmied verzehrte anmutig ein halbes Küchlein und balancierte die andere Hälfte auf ihrer Untertasse. Sie beugte sich vor. »Wie hat es sich angefühlt, Fräulein Tiffany Weh, als du den Winter geküsst hast?«

Tiffany starrte sie einen Augenblick sprachlos an. »Es war wirklich bloß ein Küsschen, okay? Ohne Zunge!« Dann fragte sie: »Sie sind also die Person, von der Frau Prust gesagt hat, dass sie mich finden wird, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Fräulein Schmied. »Das dürfte wohl einigermaßen auf der Hand liegen. Ich könnte dir jetzt einen langen, komplizierten Vortrag halten«, fuhr sie unvermittelt fort. »Doch ich glaube, es ist besser, wenn ich dir eine Geschichte erzähle. Oma Wetterwachs, die dich ja ausgebildet hat, würde dir sagen, dass die ganze Welt aus Geschichten besteht. Ich will dir aber nicht verheimlichen, dass diese Geschichte eine von den unschöneren ist.«

»Ich bin schließlich eine Hexe«, sagte Tiffany. »Ich weiß, wie unschöne Sachen aussehen.«

»Wie du meinst«, sagte Fräulein Schmied. »Jedenfalls möchte ich, dass du dir eine Szene vorstellst, die sich vor über tausend Jahren abgespielt hat. Denk dir einen Mann, noch nicht sehr alt. Er ist ein Hexenjäger, ein Bücherverbrenner und ein Folterknecht, weil ihm Leute, die älter und viel verdorbener sind als er, eingeredet haben, dass der große Gott Om genau das von ihm erwartet. An diesem Tag hat er eine Frau zur Strecke gebracht, eine Hexe, und sie ist schön, bewundernswert schön, was ja für eine Hexe ziemlich ungewöhnlich ist, oder zumindest war – «

»Und er verliebt sich in sie, stimmt’s?«, fiel Tiffany ihr ins Wort.

»Natürlich«, sagte Fräulein Schmied. »Mann trifft Frau, eine der wichtigsten Triebkräfte der narrativen Kausalität im Multiversum oder anders ausgedrückt: ›Es kam, wie es kommen musste.‹ Im Übrigen würde ich diesen Diskurs gern ohne weitere Unterbrechungen fortsetzen, wenn das ginge.«

»Aber er muss sie töten, oder?«

Fräulein Schmied seufzte. »Nicht zwangsläufig, nachdem du ja unbedingt vorgreifen musst. Er glaubt, wenn er sie retten kann und es ihnen gelingt, sich bis zum Fluss durchzuschlagen, könnten sie unter Umständen eine Chance haben. Er ist ratlos und verwirrt. Solche Gefühle hat er noch nie zuvor gehabt. Zum allerersten Mal in seinem Leben nimmt ihm keiner das Denken ab. Ganz in der Nähe stehen Pferde. Es gibt nur zwei Wachen und ein paar andere Gefangene. Die Luft ist voller Rauch, weil ein stattlicher Haufen Bücher brennt, und den Menschen tränen die Augen.«

Tiffany rutschte auf ihrem Stuhl nach vorne, um sich nur ja keinen Hinweis entgehen zu lassen, der ihr das Ende im Voraus verraten könnte.

»Seine Lehrjungen sind da und auch einige hohe Würdenträger der omnianischen Kirche, die zuschauen und dem Spektakel ihren Segen geben wollen. Außerdem haben sich noch etliche Leute aus dem Nachbardorf eingefunden, die sehr laut jubeln, weil nicht sie diejenigen sind, die getötet werden sollen, aber auch, weil sie normalerweise nicht allzu viel Abwechslung bekommen. Alles in allem ist es ein ganz normaler Arbeitstag, mit einer Ausnahme: Das Mädchen, das die Lehrjungen auf dem Scheiterhaufen festgebunden haben, hat gemerkt, wie er sie ansieht, und lässt ihn seitdem nicht mehr aus den Augen. Sie sagt kein Wort, sie schreit nicht einmal. Noch nicht.«

»Hat er ein Schwert?«, fragte Tiffany.

»Ja, hat er. Darf ich weitererzählen? Gut. Also, er geht auf sie zu. Sie starrt ihn an, ohne einen Laut von sich zu geben, aber sie beobachtet ihn genau, und er denkt... Was denkt er? Er denkt: ›Ob ich die beiden Wachen allein überwältigen kann? Ob die Lehrjungen meinen Befehlen folgen?‹ Und während er immer näher auf sie zugeht, fragt er sich, ob sie es bei dem vielen Qualm wohl bis zu den Pferden schaffen können. Und das ist der Moment, der auf ewig in der Zeit festgehalten sein wird. Ungeheure Ereignisse harren seiner Entscheidung. Eine einfache Tat, so oder so, und die Geschichte wird eine andere sein. Und du denkst, es kommt ganz darauf an, was er als Nächstes tut. Dabei spielt es überhaupt keine Rolle, was er denkt, denn die Frau weiß, wer er ist und was er getan hat, sie weiß von seinen Untaten, für die er berühmt und berüchtigt ist, und während er, noch immer hin- und hergerissen, auf sie zugeht, sieht sie nur den schlechten Menschen in ihm, der er nicht mehr sein möchte. Blitzschnell streckt sie beide Hände durch das Weidengeflecht, das man um sie herum errichtet hat, damit sie aufrecht stehen bleibt, und packt ihn und hält ihn fest, als die Fackel auf das ölgetränkte Holz fällt und die Flammen in die Höhe schießen. Sie nimmt die Augen nicht mehr von ihm, und sie lässt ihn nicht mehr los... Möchtest du noch eine Tasse Tee?«

Tiffany blinzelte den Qualm, die Flammen, den Schock weg. »Bitte«, sagte sie. »Woher wissen Sie das alles?«

»Ich war da.«

»Vor tausend Jahren?«

»Ja.«

»Wie sind Sie dahin gekommen?«

»Zu Fuß«, sagte Fräulein Schmied. »Aber darum geht es hier nicht. Es geht darum, dass jener Tag den Tod des Wesens sah, das wir den Tückischen nennen. Und seine Geburt. Anfangs war er noch ein Mensch, wenn auch natürlich furchtbar entstellt. Für lange Jahre. Und die Jagd auf Hexen ging weiter – und wie. Schlimmer als zuvor. Schwer zu sagen, wen die anderen Hexenjäger mehr fürchteten: die Hexen oder den Zorn des Tückischen, falls sie nicht so viele Opfer aufspürten, wie er verlangte. Und glaub mir, wenn dir der Tückische im Nacken sitzt, findest du so viele Hexen, wie er haben will. Oh ja.

Der Tückische selbst fand immer welche. Schon erstaunlich. Da gab es irgendwo ein kleines verschlafenes Dorf, wo die Leute halbwegs gut miteinander auskamen, und keiner von ihnen hatte jemals irgendwelche Hexen bemerkt. Bis der Tückische auf der Bildfläche erschien. Plötzlich gab es überall Hexen, aber leider nicht mehr lange. Er war davon überzeugt, Hexen seien der Grund allen und jeden Übels. Dass sie kleine Kinder raubten, dass sie dafür verantwortlich waren, wenn den Männern die Frauen wegliefen, oder dafür, dass die Milch sauer wurde. Ich glaube, am besten gefällt mir die Vorstellung, dass Hexen in Eierschalen aufs Meer hinausfuhren, um ehrbare Matrosen zu ertränken.« Sie hob die Hand. »Nein, sag jetzt nicht, dass sich selbst das kleinste Hexchen nicht in eine Eierschale setzen könnte, ohne sie zu zerdrücken, denn das wäre, wie wir vom Fach es nennen, ein logisches Argument. Keiner, der glauben will, dass Hexen Schiffe versenken, würde darauf hören.

So konnte es natürlich nicht weitergehen. Der Mensch kann sehr dumm sein, und er lässt sich allzu leicht in Angst und Schrecken versetzen, aber manchmal finden sich auch Leute, die nicht ganz so dumm und nicht ganz so ängstlich sind, und dann wird der Tückische aus der Welt hinausgeworfen. Er landet auf dem Müll, wo er hingehört.

Doch das war nicht sein Ende. So groß, so fürchterlich war sein Hass auf alles, was in seinen Augen mit Hexerei zu tun hatte, dass er es irgendwie schaffte weiterzuexistieren, wenn auch zuletzt ohne Körper. Er hatte keine Haut mehr und keine Knochen, aber sein Zorn war so mächtig, dass er trotzdem weiterlebte. Als Geist, vielleicht. Und bisweilen findet er jemanden, der ihn wieder hereinlässt. Es gibt einfach immer genug Menschen da draußen, deren Verstand so vergiftet ist, dass sie sich ihm öffnen. Und dann gibt es noch die Menschen, die sich lieber hinter dem Bösen verstecken, als ihm entgegenzutreten. Einer von denen schrieb für ihn ein Buch mit dem Titel »Fegefeuer für Hexen«.

Aber wenn er einen Körper übernimmt – und glaub mir, es hat in der Vergangenheit so einige unangenehme Zeitgenossen gegeben, die sich einbildeten, ihre eigenen schrecklichen Ziele leichter verwirklichen zu können, indem sie ihm erlaubten, in sie hineinzuschlüpfen –, dann muss der Besitzer dieses Körpers schon bald feststellen, dass er keinerlei Kontrolle mehr über ihn hat. Der Tückische wird zu einem Teil von ihm. Und erst wenn es zu spät ist, erkennt er, dass es kein Entrinnen, keine Erlösung gibt. Nur den Tod... «

»Hetze findet immer ein offenes Ohr«, sagte Tiffany. »Aber es sieht ganz so aus, als könnte sie sich auch mit Gewalt Zutritt verschaffen, ob der Betroffene es nun will oder nicht.«

»So leid es mir tut«, antwortete Fräulein Schmied, »aber ich muss es sagen: ›Bravo.‹ Du bist tatsächlich so gut, wie man sich erzählt. Inzwischen ist an dem Tückischen nichts Körperliches mehr. Nichts, was man sehen, nichts, was man greifen könnte. Und obwohl er die, die ihn so gastfreundlich aufnehmen, oft genug tötet, geht es ihm anscheinend trotzdem prächtig. Ohne eigenen Körper lässt er sich einfach vom Wind treiben. Schlafen wird er vermutlich auch. Und wenn er schläft, weiß ich, wovon er träumt. Er träumt von einer wunderschönen jungen Hexe, der mächtigsten Hexe von allen. Und er verfolgt sie in seinen Gedanken mit einem Hass, der so unendlich groß ist, dass er nach den Gesetzen der elastischen Stringtheorie einmal um das ganze Universum herumläuft, bis er aus einer anderen Richtung wieder zurückkommt und man ihn für eine Art Liebe halten könnte. Und er will sie wiedersehen. Was mit hoher Wahrscheinlichkeit ihren Tod bedeuten wird.

Einige Hexen – echte Hexen aus Fleisch und Blut – haben es mit ihm aufgenommen und ihn besiegt. Andere haben den Versuch mit dem Leben bezahlt. Bis eines schönes Tages ein ungehorsames Mädchen namens Tiffany Weh den Winter geküsst hat. Was, zugegebenermaßen, noch nie zuvor jemand getan hatte. Und der Tückische erwachte.« Fräulein Schmied stellte ihre Tasse ab. »Du weißt, dass du als Hexe keine Angst haben darfst?«

Tiffany nickte.

»Nun, Tiffany, du musst die Angst zulassen. Und sie beherrschen. Wir denken immer, dass der Kopf das Wichtigste ist, dass unser Gehirn wie ein Monarch auf dem Körper thront. Aber auch der Körper hat Macht, und das Gehirn kann ohne ihn nicht überleben. Wenn sich der Tückische deinen Körper aneignet, wirst du ihn vermutlich nicht bezwingen können. Einen solchen Gegner hattest du noch nie. Von ihm gefangen genommen zu werden bedeutet letzten Endes den Tod. Und was noch schlimmer ist: sein Geschöpf zu werden. Sollte das passieren, wird der Tod nur noch eine lang herbeigesehnte Erlösung sein. Da hast du nun den Salat, Fräulein Tiffany Weh: Er erwacht, er lässt sich treiben, er sucht nach ihr. Er sucht nach dir.«

»Wenigstens hamwer sie gefunden«, sagte Rob Irgendwer. »Sie steckt irgendwo in diesem stinkenden Misthaufen.«

Die Größten standen mit offenem Mund vor dem blubbernden, schwärenden Mobilienmorast, unter dessen müllüberkrusteter Oberfläche es geheimnisvoll ploppte, strudelte und knallte.

»Das is euer sichrer Tod, wenn ihr da reingeht«, sagte der Kleine Irre Arthur. »Dann kann euch keiner mehr helfen!«

»Ach was, uns is doch eh nich mehr zu helfen«, antwortete Rob Irgendwer. »Was zum Henker stinkt denn hier so?«

»’tschuldige, Rob. Das war ich«, sagte der Doofe Wullie.

»Nee, nee, deine Duftbomben kenn ich«, sagte Rob. »Aber den Mief hier hatt ich auch schon mal im Näschen. Das war das wandelnde Klappergestell, das wir auf der Staubstraße gerochen ham. Wisst ihr noch? Ganz in Schwarz. In Sachen Augäpfel recht mangelhaft bestückt. So was stinkt doch zum Himmel – genau wie der. Und ich weiß noch genau, dass er unsre große kleine Hexe übelst beschimpft hat. Meine Jeannie sagt, wir solln gut auf sie aufpassen. Und ich find, es wird höchste Zeit, dass dieser Stinkstiefel baden geht.«

Der Kleine Irre Arthur beschleunigte die Entscheidungsfindung. »Dir is schon klar, Rob, dass es gesetzlich verboten is, da reinzugehen, oder?« Er zeigte auf ein uraltes, halb geschmolzenes Schild mit der gerade noch entzifferbaren Aufschrift: »BETRETEN STRENGSTENS UNTERSAGT. IM NAMEN DES GESETZES.

Rob Irgendwer riss die Augen auf. »Tja, nu bleibt uns wohl nix andres übrig«, sagte er. »Außerdem haste mich grad dran erinnert, dass wir ja sowieso schon tot sind.*[[21]](#footnote-21)*Attacke!«

Tiffany hatte Dutzende von Fragen auf dem Herzen, aber bis über ihre Lippen schaffte es erst mal nur eine: »Was passiert, wenn mich der Tückische einholt?«

Fräulein Schmied starrte einen Augenblick an die Decke. »Für ihn wird es so etwas wie eine Vermählung sein. Für dich wird es so sein, als wärst du tot. Nein, noch schlimmer. Weil du in ihm drinsteckst und sehen kannst, was er mit deinen Kräften und Fähigkeiten den Menschen antut, die du kennst. Haben wir das letzte Küchlein etwa schon gegessen? «

Ich werde mir keine Angst anmerken lassen, dachte Tiffany.

»Das hört man gern«, antwortete Fräulein Schmied. Tiffany schoss wütend von ihrem Stuhl hoch. »Lassen Sie das gefälligst sein!«

»Dabei war ich mir ganz sicher, dass noch eins übrig ist«, sinnierte Fräulein Schmied und fügte hinzu: »So ist’s recht, Fräulein Tiffany Weh. Zeig’s mir ruhig.«

»Immerhin hab ich sogar schon einen Schwärmer besiegt. Ich kann selber auf mich aufpassen.«

»Und auf deine Familie? Und auf alle Menschen, die du kennst? Kannst du sie vor einem Angriff beschützen, auf den sie überhaupt nicht gefasst sind? Versteh doch! Der Tückische ist kein Mensch, auch wenn er früher einer war. Er ist noch nicht mal mehr ein Geist. Er ist eine Idee. Eine Idee, für die leider die Zeit reif war.«

»Na, wenigstens weiß ich immer, wann er in meiner Nähe ist«, sagte Tiffany nachdenklich. »Er stinkt. Noch schlimmer als die Größten.«

Fräulein Schmied nickte. »Ja, es kommt aus seinem Kopf. Das ist der Gestank der Fäulnis – verdorbene Gedanken, verdorbene Taten. Dein Verstand nimmt ihn auf und weiß nicht, was er damit anfangen soll, deshalb heftet er ihn unter Mief ab. Alle magisch Veranlagten können ihn riechen; aber wenn andere Menschen ihm begegnen, verändert er sie. Er verwandelt sie sich ein wenig. Deshalb folgt ihm das Unheil auf Schritt und Tritt.«

Und Tiffany wusste ganz genau, von welchem Unheil sie sprach, auch wenn ihre Erinnerung sie in eine Zeit zurückkatapultierte, bevor der Tückische wieder erwacht war.

Vor ihrem inneren Auge sah sie schwarz geränderte Schnipsel, verweht vom Herbstwind, dessen verzweifeltes Seufzen an ihr inneres Ohr drang. Und am schlimmsten, ja, am allerschlimmsten war der säuerlich scharfe Gestank nach altem, verbranntem Papier, den ihre innere Nase auffing. In ihrer Erinnerung flatterten einige dieser Schnipsel wie halb totgeschlagene Motten.

Und auf ihnen waren Sterne.

Die Menschen waren zur Katzenmusik marschiert und hatten sie erbarmungslos aus dem Haus gezerrt, die verwirrte alte Frau, deren einziges Verbrechen darin bestand, dass sie keine Zähne mehr hatte und nach Urin roch. Sie hatten Steine geworfen, sie hatten Scheiben eingeschlagen, sie hatten die Katze getötet, und trotzdem waren die Täter im Grunde gute Menschen, nette Menschen, Menschen, die sie kannte und jeden Tag sah. Und sie redeten bis heute nicht darüber. Als hätte es das alles nie gegeben. Aber an jenem Tag, die Tasche vollgestopft mit angekohlten Sternen, war Tiffany – ohne zu wissen, was sie tat, aber fest entschlossen, es trotzdem zu tun – eine Hexe geworden.

»Sie sagen, andere hätten ihn bereits besiegt?«, fragte sie Fräulein Schmied. »Wie haben sie das geschafft?«

»Das letzte Küchlein war noch in der Tüte vom Bäcker, ganz bestimmt. Du sitzt doch nicht etwa darauf?« Fräulein Schmied räusperte sich. »Weil sie sehr mächtige Hexen waren, die wussten, was es heißt, eine mächtige Hexe zu sein, und weil sie kein Risiko gescheut und keine List ausgelassen haben, und vermutlich auch, weil sie den Tückischen schneller ausrechnen konnten als er sie. Ich musste lange durch die Zeit reisen, bis ich mir ein Bild von ihm machen konnte«, fügte sie hinzu. »Aber das Einzige, was ich dir mit Sicherheit sagen kann, ist, dass man dem Tückischen nur mit List und Tücke beikommt. Du musst listiger sein als er.«

»Besonders listig scheint er mir aber nicht zu sein, wenn er so lange gebraucht hat, um mich zu finden«, sagte Tiffany.

»Ja, und das gibt mir zu denken«, antwortete Fräulein Schmied. »Dir sollte es ebenfalls zu denken geben. Ich hätte erwartet, dass es sehr lange dauert. Auf jeden Fall länger als zwei Jahre. Entweder hat er sich überaus schlau angestellt – was allerdings, da er kein Oberstübchen hat, nicht sehr wahrscheinlich ist –, oder er ist durch etwas anderes auf dich aufmerksam geworden. Durch etwas Magisches, würde ich annehmen. Kennst du irgendwelche Hexen, die dir nicht wohlgesonnen sind?«

»Nicht eine«, sagte Tiffany. »Von den Hexen, die ihn erfolgreich bekämpft haben, leben da noch welche?«

»Ja.«

» Vielleicht... falls ich welche finde... könnten sie mir verraten, wie sie es gemacht haben.«

»Wie oft soll ich es noch sagen? Er ist der Tückische. Wieso sollte er zweimal auf den gleichen Trick hereinfallen? Du musst deinen eigenen Weg finden. Das ist das Mindeste, was diejenigen, die dich ausgebildet haben, von dir erwarten würden.«

»Das ist hier doch nicht etwa so was wie eine Prüfung?« Die Frage klang selbst in Tiffanys Ohren ziemlich lahm.

»Weißt du nicht mehr, was Oma Wetterwachs immer sagt?«, fragte Fräulein Schmied.

»Alles ist eine Prüfung«, zitierten sie im Chor und mussten lachen.

In diesem Moment gackerte es vor der Tür. Fräulein Schmied machte auf, und ein kleines weißes Huhn kam herein. Es blickte sich neugierig um und explodierte. An seiner Stelle blieb eine Zwiebel zurück, voll aufgetakelt mit Masten und Segeln.

»Es tut mir leid, dass du das mit ansehen musstest.« Fräulein Schmied seufzte. »So etwas kommt hier dauernd vor. Die Mobilien sind nämlich niemals statisch. Diese ganze hin und her rumpelnde Magie, die Bruchstücke von Zaubersprüchen, die sich umeinanderranken, sodass neue Sprüche entstehen, auf die sonst nie ein Mensch gekommen wäre... Es ist ein heilloses Durcheinander, in dem sich immer wieder irgendwelche Zufallsprodukte bilden. Erst gestern habe ich ein Buch über die Chrysanthemenzucht gefunden, das mit Kupfer auf Wasser gedruckt war. Man sollte meinen, dass so was ganz schön rumschwappt, aber es hat sich ziemlich gut gehalten, jedenfalls bis die Magie versickert war.«

»Was für ein Pech für das arme Huhn«, sagte Tiffany nervös.

»Das vor zwei Minuten garantiert noch kein Huhn war«, sagte Fräulein Schmied. »Und das jetzt wahrscheinlich Spaß daran hat, ein seetüchtiges Gemüse zu sein. Vielleicht verstehst du jetzt, warum ich mich nicht allzu oft hier unten aufhalte. Ich hatte mal ein Erlebnis mit einer Zahnbürste, das ich bestimmt nicht so schnell vergessen werde.« Sie drückte die Tür noch ein Stück weiter auf, und Tiffany sah den Wirrwarr.

Ein Wirrwarr[[22]](#footnote-22) ist etwas Unverwechselbares. In der Regel jedenfalls, denn diesen Wirrwarr hatte sogar Tiffany im ersten Augenblick mit einem Müllhaufen verwechselt.

»Ist schon erstaunlich, was man so alles in seinen Taschen findet, wenn man auf einem magischen Schrottplatz wohnt«, kommentierte Fräulein Schmied gelassen.

Tiffany sah sich den Riesenwirrwarr genauer an. »Ist das etwa ein Pferdeschädel[[23]](#footnote-23)? Und das da ein Eimer mit Kaulquappen? «

»Ja. Findest du es nicht auch hilfreich, etwas Lebendes einzubauen?«

Tiffany kniff die Augen zusammen. »Aber das ist doch der Stab eines Zauberers, oder? Ich dachte immer, die funktionieren nicht mehr, sobald sie von einer Frau berührt worden sind!«

Fräulein Schmied lächelte. »Ach was, den hat man mir schon in die Wiege gelegt. Wenn du genau hinschaust, siehst du noch die Abdrücke, die ich beim Zahnen mit meinen Beißerchen hinterlassen habe. Er gehört mir, und er funktioniert. Allerdings komme ich um einiges besser damit zurecht, seit ich den Knauf abmontiert habe. Der hat keinerlei praktischen Wert und bringt bloß das Gleichgewicht durcheinander. Kannst du die Kinnlade jetzt vielleicht wieder hochklappen?«

Tiffany machte den Mund zu – und gleich wieder auf. Endlich war bei ihr der Groschen gefallen, beziehungsweise eingeschlagen wie ein Meteorit. »Sie sind es, nicht wahr? Sie müssen es sein. Sie sind sie! Eskarina Schmied. Der einzige weibliche Zauberer!«

»Irgendwo tief in mir drin wahrscheinlich, ja, aber das ist alles schon so lange her. Ich habe mich eigentlich nie wie ein Zauberer gefühlt, deshalb hat mich das Gerede der Leute auch nicht groß gestört. Außerdem hatte ich ja meinen Stab, und den konnte mir keiner nehmen.« Eskarina zögerte kurz, dann fuhr sie fort: »Das habe ich auf der Universität gelernt, ich selbst zu sein – das zu sein, was ich bin, und mir weiter keine Gedanken darüber zu machen. Dieses Wissen wirkt wie ein unsichtbarer Zauberstab. Aber ich möchte eigentlich nicht darüber reden. Davon werden nur unschöne Erinnerungen wach.«

»Bitte entschuldigen Sie«, sagte Tiffany. »Es kam einfach so über mich. Es tut mir sehr leid, wenn ich böse Erinnerungen geweckt habe.«

Eskarina lächelte. »Ach was, die bösen sind kein Problem. Mit den guten umzugehen kann da schon schwieriger sein.« In dem Wirrwarr klackerte es, und Eskarina ging hinüber. »Ach Gottchen, natürlich kann nur die Hexe den Wirrwarr lesen, die ihn auch zusammengebaut hat, aber glaub mir, die Art, wie sich der Schädel gedreht und sich das Nadelkissen neben der Achse des Spinnrads positioniert hat, zeigt eindeutig, dass der Tückische ganz in der Nähe ist. Direkt über uns, um genau zu sein. Vielleicht ist er aber auch durch die Zufallsmagie der Mobilien so verwirrt, dass du für ihn überall und nirgends zugleich zu sein scheinst. Dann wird er bald verschwinden und versuchen, deine Fährte woanders wieder aufzunehmen. Und unterwegs braucht er Nahrung. Er wird in den Kopf irgendeines Narren eindringen, und schon beginnt irgendwo die Jagd auf eine alte Frau oder auf ein Mädchen, das sich mit gefährlichen Kultsymbolen geschmückt hat, ohne die leiseste Ahnung zu haben, was sie eigentlich bedeuten. Wollen wir hoffen, dass sie schnell rennen können.«

Tiffany blickte sich verwirrt um. »Und das ist dann alles meine Schuld, ja?«

»Höre ich da das sarkastische Gejammer eines kleinen Mädchens oder die rhetorische Frage einer Hexe mit eigenem Revier?«

Tiffany verkniff sich eine Antwort. »Sie können doch durch die Zeit reisen, nicht wahr?«, fragte sie stattdessen zurück.

»Ja.«

»Dann wissen Sie meine Antwort ja schon.«

»Na, ganz so einfach ist es denn doch nicht«, sagte Eskarina und machte ein leicht verlegenes Gesicht, was Tiffany einerseits überraschte, anderseits aber auch – wir wollen es nicht verschweigen – ein kleines bisschen freute. »Ich weiß, dass – lass mich mal überschlagen – fünfzehn verschiedene Antworten möglich sind, die du mir geben könntest, doch für welche du dich entscheiden wirst, kann ich erst sagen, wenn es so weit ist. Das hat mit der elastischen Stringtheorie zu tun.«

»Dann begnüge ich mich mit einem herzlichen Dankeschön«, sagte Tiffany. »Danke, dass Sie sich so viel Zeit für mich genommen haben. Aber ich muss jetzt langsam weiter; die Arbeit wartet auf mich. Wissen Sie vielleicht die Zeit?«

»Ich kann sie dir sogar definieren: Die Zeit ist eine der hypothetisch angenommenen Dimensionen des vierdimensionalen Raums. Aber dir reicht bestimmt schon die Auskunft, dass es Viertel vor elf ist.«

Bevor Tiffany anmerken konnte, dass dies aber eine furchtbar komplizierte Antwort auf eine simple Frage war, stürzte plötzlich der Wirrwarr in sich zusammen. Die Tür flog auf und eine Schar Hühner kam hereingestürmt – die allerdings nicht explodierten.

Eskarina griff nach Tiffanys Hand und rief: »Er hat dich gefunden! Ich weiß auch nicht, wie!«

Ein Huhn, das halb hüpfend, halb flatternd, halb taumelnd auf den Resten des Wirrwarrs landete, krähte ein lautes Kikeripotzblitz!

Dann explodierte die ganze Schar – und heraus kamen Größte.

Im Grunde gibt es keinen großen Unterschied zwischen Hühnern und Größten, da beide gern im Kreis herumlaufen und Krach machen. In einem wichtigen Punkt unterscheiden sie sich aber doch: Hühner sind selten bewaffnet, die Größten immer. Sobald sie die letzten Federn abgeschüttelt hatten, gingen sie aus Verlegenheit aufeinander los – und zum Zeitvertreib.

Eskarina warf nur einen kurzen Blick auf die Größten, dann trat sie hinter sich ein Loch in die Wand, durch das ein Mensch auf Händen und Füßen gerade eben hindurchkriechen konnte. »Geh!«, donnerte sie Tiffany an. »Lock ihn von hier weg. Schwing dich so bald wie möglich auf deinen Besen und verschwinde! Mach dir um mich keine Gedanken! Und hab keine Angst, du schaffst das schon! Du musst dir nur selber helfen!«

Dichter, beißender Rauch quoll in den Raum. »Was meinen Sie damit?«, fragte Tiffany, während sie mit ihrem Besen kämpfte.

»Lauf!«

Nicht einmal Oma Wetterwachs konnte Tiffanys Beinen derart Beine machen.

Sie lief.

9

Die Herzogin und die Köchin

Tiffany flog gern. Sie war nur nicht so gern in der Luft, vor allem nicht in Überkopfhöhe. Aber ihr blieb gar nichts anderes übrig, wenn sie nicht die gesamte Hexenzunft blamieren wollte. Es war einfach zu lächerlich und peinlich, ständig dabei gesehen zu werden, wie sie so niedrig flog, dass sie mit den Absätzen die Ameisenhaufen köpfte. Die Leute lachten sie aus, und manchmal zeigten sie auch mit dem Finger auf sie. Während Tiffany den Besen durch das Gewirr aus verfallenen Häusern und düsteren, blubbernden Tümpeln hindurchsteuerte, sehnte sie sich nach der Weite des Himmels. Ihr fiel ein Stein vom Herzen, als sie endlich hinter einem Stapel zersplitterter Spiegel im hellen Tageslicht herauskam – ungeachtet der Tatsache, dass sie sich neben einem Schild wiederfand, auf dem stand: WER DAS LIEST, IST VIEL, VIEL ZU NAH DRAN.

Jetzt reichte es ihr. Sie zog den Besen hoch, bis er eine Furche in den Schlamm zog, und hob ab wie eine Rakete, mit aller Kraft an den bedenklich knarrenden Gurt geklammert. Ein Stimmchen sagte: »Wir sind in leichte Turbulenzen geraten. Wenn ihr nach rechts und nach links guckt, könnt ihr sehn, dass es hier keine Notausgänge gibt – «

Der Sprecher wurde von einer anderen Stimme unterbrochen: »Aber der Besen hat doch ringsrum Notausgänge, Rob.«

»Stimmt schon«, sagte Rob Irgendwer. »Bloß is es aber auch immer ne Stilfrage. Wenn wir warten, bis wir fast aufm Boden aufschlagen und dann einfach absteigen, sehn wir doch aus wie die letzten Dummbeutel.«

Tiffany hielt sich fest und versuchte, nicht hinzuhören und möglichst keine Größten zu treten, die keinen Sinn für Gefahren hatten, da sie sich immer in der Gewissheit sonnten, dass sie an Gefährlichkeit sowieso nicht zu überbieten waren.

Nachdem sie den Besen schließlich in die Horizontale gebracht hatte, riskierte sie einen Blick nach unten. Vor des Königs neuem, noch nicht endgültig benannten Körperteil schien eine Schlägerei ausgebrochen zu sein. Von Frau Prust keine Spur. Aber die Hexe der Stadt war eine Frau der Tat. Sie konnte selber auf sich aufpassen.

Frau Prust passte tatsächlich selber auf sich auf, und zwar, indem sie rannte, was das Zeug hielt. Als sie die Anwesenheit des Tückischen gespürt hatte, war sie, umhüllt von dichtem Smog, blitzschnell um die nächste Ecke verschwunden. Die Luft in Ankh-Morpork war immer mit Rauch-, Staubund Abgaswolken geschwängert: ein leichtes Spiel für eine Hexe, die ein Händchen dafür hatte. Sie waren der Atem der Stadt – und sein Mundgeruch. Und Frau Prust spielte darauf wie auf einem Nebelklavier.

Es war, als hätte sich in dieser Stadt, in der es normalerweise bemerkenswert gelassen zuging, ein ordentliches Gewitter zusammengebraut. Jede Frau, die auch nur annähernd wie eine Hexe aussah, wurde zur Zielscheibe. Frau Prust konnte bloß hoffen, dass die anderen alten, hässlichen Weiber genauso sicher waren wie sie.

Während sie noch an einer Mauer lehnte, um erst einmal wieder zu Atem zu kommen, sprangen zwei Männer aus dem Qualm direkt auf sie zu. Der eine schwang einen dicken Knüppel, der andere hatte das nicht nötig – so massiv und knorrig, wie er aussah, ging er selbst als Knüppel durch.

Als der bewaffnete Mann auf sie losgehen wollte, klopfte Frau Prust einmal mit dem Fuß aufs Pflaster, worauf der Stein unter seinen Füßen nach oben kippte und er mit einem Knacks! eine kontrollierte Bruchlandung auf seinem Kinn hinlegte. Der Knüppel rollte ihm aus der Hand.

Frau Prust verschränkte die Arme und starrte den Hünen finster an. Obwohl er klüger war als sein Freund, ballte er bereits die Fäuste, und sie wusste, dass es nur noch eine Frage der Zeit war. Bevor er seinen Mut zusammenkratzen konnte, klopfte sie schnell noch einmal mit dem Fuß aufs Pflaster.

Der Hüne war auf einiges gefasst, bloß nicht darauf, dass plötzlich das Reiterstandbild[[24]](#footnote-24) von Lord Alfred Rust – der dafür berühmt war, aus jedem einzelnen seiner vielen Gefechte als kühner Recke und tapferer Verlierer hervorgegangen zu sein – auf bronzenen Hufen aus dem Nebel galoppiert kommen und ihm einen solchen Tritt zwischen die Beine verpassen würde, dass er nach hinten flog, mit dem Kopf gegen eine Laterne knallte und bewusstlos mit dem Rücken am Pfahl zu Boden rutschte.

Frau Prust erkannte in dem Hünen einen Kunden, der bei Derek hin und wieder Juckpulver und Knallzigarren kaufte; Kunden brachte man nicht um. Also zog sie seinen Kopf an den Haaren hoch und flüsterte dem stöhnenden Mann ins Ohr: »Du warst nicht hier. Ich war nicht hier. Es ist nichts geschehen, und du hast’s nicht gesehen.« Sie überlegte kurz und fügte dann – Geschäft ist Geschäft – hinzu: »Und wenn du das nächste Mal an Boffos Scherzartikelladen vorbeikommst, wirst du überwältigt sein von der reichhaltigen Produktpalette drolliger Scherzartikel für die ganze Familie und von den diese Woche brandneu hereingekommenen ›Pflasterperlen‹ für den Connaisseur, der sein Lachen ernst nimmt. Bitte beehr uns bald wieder. P.S. Unser neues ›Donnerschlag‹-Knallzigarrensortiment ist der Kracher. Und probier es doch auch einmal mit unserer zum Kringeln komischen Gummischokolade. Stöbere in unserer neuen Abteilung für den Mann von Welt, unübertroffen in Sachen Schnurrbartwichse, Schnurrbarttassen, Rasiermessern, Auswahl an erlesenen Schnupftabaksorten, ebenholzverstärkten Nasenhaarscheren und unserer allseits beliebten Drüsenhosen, neutral verpackt und in einer streng limitierten Abgabemenge von nur einem Exemplar pro Käufer.«

Mit sich selbst hochzufrieden ließ Frau Prust den Kopf wieder zu Boden sacken. Aber sie musste wohl oder übel einsehen, dass ein bewusstloser Kunde nun einmal leider gar nichts kauft, weshalb sie den vormaligen Knüppelschwinger, der leise vor sich hinächzte, nur noch mit einem letzten, verächtlichen Blick bedachte. Sicher, es war alles die Schuld des Tückischen, und vielleicht konnte man das als Entschuldigung gelten lassen. Aber man musste nicht, und Frau Prust war nicht gerade für ihr verzeihendes Wesen bekannt. »Hetze findet immer ein offenes Ohr«, sagte sie zu sich. Sie schnippte mit den Fingern, bestieg das Bronzepferd und pflanzte sich auf Lord Rusts kalten, aber bequemen Schoß. Klirrend und knarrend stapfte das Ross hinein in die Nebelwand, die auf dem ganzen Weg bis zum Laden nicht von ihnen wich.

Hinter ihnen in der Gasse aber sah es plötzlich so aus, als ob es schneite – bis man merkte, dass sich das, was da vom Himmel auf die beiden Bewusstlosen herabfiel, zuvor in den Darmtrakten der Tauben befunden hatte, die auf Frau Prusts Geheiß aus allen Ecken und Winkeln der Stadt herbeigeflogen kamen. Als sie ihr Geschrei hörte, lächelte sie grimmig. »So kann man auch mit kleinen Sachen sich selber eine Freude machen«, sagte sie genüsslich.

Tiffany fühlte sich schon besser, nachdem sie den Gestank und Qualm der Stadt endlich hinter sich gelassen hatte. Wie konnten die Leute nur damit leben? Der Mief war schlimmer als der in der Gürteltasche eines Größten.

Doch nun lagen wieder Äcker und Wiesen unter ihr, und obwohl der Rauch der brennenden Stoppelfelder bis zu ihr heraufreichte, war es – verglichen mit der stinkenden Welt innerhalb der Stadtmauern – der reinste Wohlgeruch.

Und Eskarina Schmied wohnte mittendrin... zumindest hin und wieder.

Eskarina Schmied! Es gab sie also wirklich! Tiffanys Gedanken rasten fast so schnell wie ihr Besen. Eskarina Schmied! Jede Hexe hatte schon von ihr gehört, aber keine zwei Hexen erzählten sich das Gleiche über sie.

Fräulein Tick hatte gesagt, Eskarina sei das Mädchen, das den Stab eines Zauberers nur aus Versehen bekommen habe!

Die erste Hexe, die je von Oma Wetterwachs ausgebildet worden war! Die von ihr an der Unsichtbaren Universität untergebracht wurde, nachdem sie – Oma Wetterwachs – den Zauberern den Marsch geblasen hatte. Und zwar gehörig, wenn man ihren Geschichten glauben konnte, in denen auch magische Duelle vorkamen.

Fräulein Grad hatte Tiffany versichert, Eskarina sei so etwas wie ein Märchen.

Fräulein Verrat hatte das Thema gewechselt.

Nanny Ogg hatte sich verschwörerisch an die Nase getippt und ihr zugeraunt: »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.«

Und Annagramma hatte den jungen Hexen von ihrem hohen Ross herab verkündet, Eskarina habe gelebt, sei aber tot.

Doch es gab eine Geschichte, die sich hartnäckig hielt, die sich um Wahrheit wie Lüge gleichermaßen rankte, wie Geißblatt. Diese Geschichte erzählte der Welt, dass Eskarina an der Universität einen jungen Mann namens Simon kennenlernte, den die Götter mit so ziemlich jedem Gebrechen geschlagen hatten, das die Menschheit überhaupt kannte. Da die Götter aber einen gewissen – wenn auch etwas abartigen – Sinn für Humor besitzen, verliehen sie ihm gleichzeitig die Macht, alles, aber auch wirklich alles zu verstehen. Er konnte ohne fremde Hilfe kaum laufen, doch er war so genial, dass er das gesamte Universum im Kopf hatte.

Zauberer mit Bärten, die so lang waren, dass sie auf dem Boden schleiften, scharten sich um ihn, um ihm zu lauschen, wenn er über Raum und Zeit und Magie redete, als ob sie alle Teil eines Ganzen wären. Und die junge Eskarina hatte ihn gefüttert, gewaschen, begleitet und von ihm alles, aber auch wirklich alles gelernt.

Man munkelte, sie hätte Geheimnisse ergründet, die selbst die mächtigste Magie wie einen billigen Zaubertrick aussehen ließen. Und die Geschichte war wahr! Tiffany hatte mit ihr geredet und Küchlein gegessen. Es gab also tatsächlich eine Frau, die nicht nur durch die Zeit wandern, sondern ihr sogar Befehle erteilen konnte. Wow!

Ja, und Eskarina hatte etwas sehr Merkwürdiges an sich – sie machte den Eindruck, nicht ganz da, aber dafür überall gleichzeitig zu sein. Und bei diesem Gedanken tauchte am Horizont das Kreideland auf, schattenhaft und geheimnisvoll, wie ein gestrandeter Wal. Obwohl es noch weit weg war, machte Tiffanys Herz einen Satz. Das war ihr Land, von dem sie jeden Zoll kannte und in dem immer ein Teil von ihr zurückblieb. Dort konnte sie es mit allem und jedem aufnehmen. Wie wollte der Tückische, dieser hergelaufene alte Geist, sie auf ihrem eigenen Territorium besiegen? Dort lebten ihre Eltern und alle Verwandten, mehr als sie zählen konnte, und ihre Freunde, mehr als... na ja, inzwischen nicht mehr ganz so viele, seit sie sich für den Beruf der Hexe entschieden hatte, aber so war nun mal der Lauf der Welt.

Tiffany bemerkte, dass jemand an ihrem Kleid hochkletterte. Das war aber kein so großes Problem, wie man hätte meinen können. Natürlich würde es einer Hexe nicht im Traum einfallen, etwas anderes als ein Kleid zu tragen, aber wenn man auf einem Besen reitet, muss man unbedingt in extrastrapazierfähige Unterhosen investieren, möglichst mit Gesäßpolster. Die machen zwar einen dicken, aber auch einen warmen Hintern, und hundert Fuß über dem Erdboden muss die Mode ohnehin hinter dem Wohlbefinden zurückstehen. Tiffany sah an sich hinunter. Es war ein Größter. Er trug einen Helm der Stadtwache, anscheinend aus einem alten Salzstreuerdeckel zurechtgedengelt, einen ebenso kleinen Brustpanzer und, man glaubt es kaum, eine Hose und Stiefel. Stiefel an Größtenfüßen waren ein sehr seltener Anblick.

»Du bist der Kleine Irre Arthur, nicht wahr? Ich habe dich beim Königskopf gesehen! Du bist Polizist!«

»Och, doch!« Der Kleine Irre Arthur grinste ein unverkennbares Größtengrinsen. »Der Job is spannend, und er ernährt seinen Mann. Große Sprünge kann man natürlich nich machen, aber ich bin ja auch bloß ‘n kleiner Hüpfer.«

»Und jetzt willst du bei unseren Jungs für Ordnung sorgen? Hast du vor, für immer bei ihnen zu bleiben?«

»Nee, nee, wohl eher nich. Mir gefällts in der Stadt. Ich trink lieber Kaffee, der nich aus kleinen Eicheln gekocht wird, und ich geh gern ins Theater, inne Oper oder ins Ballett. « Der Besen wackelte. Tiffany hatte schon mal etwas vom Ballett gehört und in einem Buch sogar Bilder davon gesehen, aber es war ein Wort, das irgendwie nicht in einen Satz passte, in dem auch das Wort »Größte« vorkam.

»Ballett?«, brachte sie hervor. »Klaro, Ballett is toll! Erst letzte Woche hab ich mir den Schwan auf dem heißen Blechsee angeguckt, ‘n klassisches Thema inner Bearbeitung eines unsrer vielversprechendsten jungen Performancetänzer. Und am Tag drauf wurde in der Oper ne Neuinszenierung von Die Flabbergast gegeben. Dann hatten wir noch ne einwöchige Porzellanausstellung im Königlichen Kunstmuseum, mit nem kleinen Umtrunk: ‘n Fingerhut voll Sherry für jeden. Och, doch, Ankh-Morpork is ne Kulturstadt, keine Frage.«

»Und du weißt genau, dass du ein Größter bist?«, fragte Tiffany fasziniert.

»Muss wohl so sein. Es gibt aber doch hoffentlich kein Gesetz dagegen, dass ich mich für Kultur interessier, oder? Ich hab den Jungs schon gesagt, wenn ich wieder zurückgeh, nehm ich sie mal mit ins Ballett.«

Der Besen schien sich eine Zeitlang selbst zu steuern, während Tiffany ins Leere beziehungsweise auf ein Bild starrte, das vor ihrem geistigen Auge aufgestiegen war: Größte in einem Theater. Sie selbst war noch nie in einem gewesen, aber sie kannte es von Bildern, und der Gedanke an Größte unter Ballerinen war so undenkbar, dass es besser war, sich weiter keine darüber zu machen. Gerade noch rechtzeitig fiel ihr wieder ein, dass sie ja noch den Besen herunterbringen musste, und sie landete ihn sanft und sicher neben dem Erdhügel.

Zu ihrem Entsetzen musste sie sehen, dass Wachen davorstanden. Menschliche Wachen.

Sie traute ihren Augen nicht. Die Wachen des Barons kamen nie ins Hügelland herauf. Niemals! Das hatte es noch nie gegeben! Und... Wut stieg in ihr hoch – einer von ihnen hatte doch tatsächlich eine Schaufel in der Hand.

Sie sprang so schnell von ihrem Besen, dass er, während Größte von ihm herabregneten, noch ein gutes Stück weiter über die Wiese schoss, bis er schließlich gegen ein Hindernis prallte und auch die restlichen Kobolde abwarf, die sich bis zuletzt an ihm festgeklammert hatten.

»Wehe, du bewegst die Schaufel, Brian Roberts! «, schrie sie den Feldwebel der Wache an. »Nur ein Stich in den Rasen, und du wirst es bitter bereuen! Was untersteht ihr euch? Was habt ihr hier zu suchen? Und es wird auch keiner zerstückelt! Haben wir uns verstanden?«

Der letzte Befehl galt den Größten, die die Männer bereits mit ihren kleinen, aber dafür umso schärferen Schwertern umringt hatten. Ein Größtenschwert war so scharf, dass ein Mensch seine abgetrennten Beine möglicherweise erst vermisste, wenn er weitergehen wollte. Die Wachen guckten so dumm aus der Wäsche, als wäre ihnen – diesen großen starken Männern, die sie angeblich waren – plötzlich klar geworden, dass sie es hier mit Wesen zu tun hatten, gegen die mit »groß« und »stark« nicht viel auszurichten war. Natürlich kannten sie die Geschichten. Wer im Kreideland kannte sie nicht, die Geschichten über Tiffany Weh und ihre kleinen... Helfer? Doch das waren immer nur Geschichten gewesen. Bis jetzt. Und nun machten sie auch noch Anstalten, an den Hosenbeinen der Männer raufzuklettern.

Es wurde totenstill. Schwer atmend blickte Tiffany sich um. Alles beobachtete sie. Immer noch besser, als wenn alles kämpfte.

»Na schön«, sagte sie wie eine Lehrerin, die mit ihrer ungezogenen Klasse zumindest halbwegs zufrieden ist. Ergänzend hängte sie noch ein Schnauben an, was man normalerweise folgendermaßen übersetzen kann: Aber nur halbwegs , wohlgemerkt. Sie schnaubte noch einmal. »Na schön. Würde mir jetzt bitte mal jemand verraten, was hier los ist?«

Der Feldwebel meldete sich brav, wie ein Schüler. »Könnte ich wohl kurz unter vier Augen mit Ihnen sprechen, Fräulein?« Tiffany war beeindruckt, dass er überhaupt ein Wort hervorbrachte, nachdem sein Verstand doch noch voll und ganz damit beschäftigt war, sich einen Reim auf das zu machen, was ihm seine Augen meldeten.

»Also gut, komm mit.« Sie fuhr so jäh herum, dass sowohl Wachen als auch Größte erschrocken zusammenzuckten. »Niemand, und damit meine ich niemand, wird irgendeine Wohnhöhle ausgraben oder irgendwelche Beine abhacken, solange wir weg sind, verstanden? Ich sagte, verstanden?« Sie erntete ein allgemeines Gemurmel aus Jas und Klaros, nur einer – der, auf den sie hinuntersah – blieb stumm. Bebend vor Wut kauerte Rob Irgendwer sprungbereit am Boden. »Hast du gehört, Rob Irgendwer?«

Seine Augen sprühten Feuer. »In dieser Sache kann ich dir nix versprechen, auch wenn du die Hexe bist! Wo is meine Jeannie? Wo sind die andern? Die Lumpenhunde ham Schwerter! Was hatten die damit vor? Ich will ne Antwort!«

»Jetzt pass mal gut auf, Rob«, begann Tiffany. Sie brach ab. Rob Irgendwer liefen Tränen über das Gesicht, und er raufte sich verzweifelt den Bart angesichts der Schreckensbilder, die er sich ausmalte. Tiffany hatte das Gefühl, als ob bis zum Ausbruch eines offenen Kampfes nicht mehr viel fehlte.

»Rob Irgendwer! Ich bin die Hexe dieser Hügel, und ich nehme dir den Eid ab, diese Männer nicht zu töten, bis ich es dir sage! Verstanden?«

Mit einem lauten Plumps fiel eine der Wachen in Ohnmacht. Jetzt redete das Mädchen auch noch mit diesen Wesen! Darüber, dass die sie töten sollten! So etwas waren sie einfach nicht gewöhnt. Das Aufregendste, was ihnen üblicherweise passierte, war, dass die Schweine in den Gemüsegarten einbrachen.

Der Große Mann der Wir-sind-die-Größten zögerte, während sein rasender Verstand Tiffanys Befehl verarbeitete. Sicher, der Befehl lautete nicht, sofort jemanden zu töten, aber er enthielt immerhin die Möglichkeit, das schon sehr bald nachholen zu dürfen und sich von den fürchterlichen Bildern in seinem Kopf befreien zu können. Es war wie der Versuch, einen ausgehungerten Hund an einem Spinnenfaden zurückzuhalten – aber so gewann Tiffany wenigstens etwas Zeit.

»Du wirst gleich sehen, dass der Hügel nicht angerührt wurde«, sagte Tiffany. »Wie auch immer ihr Plan aussah, sie haben ihn nicht durchgeführt.« Sie wandte sich wieder dem erbleichten Feldwebel zu: »Brian, wenn dir etwas daran liegt, dass deine Männer mit sämtlichen Armen und Beinen weiterleben, befiehlst du ihnen auf der Stelle, und zwar ohne die Stimme zu erheben, die Waffen niederzulegen. Ihr Leben hängt von der Ehre eines einzigen Größten ab, der sich vor Grauen gerade selbst um den Verstand bringt. Also, schnell jetzt!«

Zu Tiffanys Erleichterung fügte er sich, und die Wachen – heilfroh, dass der Feldwebel ihnen genau den Befehl gab, den ihnen sämtliche Atome ihrer Körper als den einzig richtigen signalisierten – ließen schlotternd die Waffen fallen. Einer von ihnen hob sogar die Hände zum universellen Zeichen der Kapitulation. Tiffany nahm den Feldwebel ein Stück zur Seite, weg von den finster dreinblickenden Größten, und flüsterte: »Was sollte das denn werden, du hirnverbrannter Hornochse?«

»Befehl vom Baron, Tiff.«

»Vom Baron? Aber der Baron ist – «

»Am Leben. Er ist seit drei Stunden wieder da. Anscheinend sind sie die ganze Nacht durchgefahren. Und es gehen Gerüchte um.« Er senkte den Blick auf seine Stiefel. »Wir wurden... wir wurden, also, wir wurden hier raufgeschickt, um das Mädchen zu suchen, das du für die Feen geraubt hast. Tut mir leid, Tiff.«

»Geraubt? Geraubt?«

»Das hab ich nie behauptet, Tiff.« Der Feldwebel wich einen Schritt zurück. »Aber, na ja, man hört so allerlei Geschichten. Und wo Rauch ist, da ist doch auch Feuer, oder nicht?«

Geschichten, dachte Tiffany. Ja, genau, es war einmal eine böse alte Hexe... »Und du meinst, das trifft auch auf mich zu? Brenne ich schon, oder qualme ich noch?«

Der Feldwebel trat verlegen von einem Fuß auf den anderen, dann setzte er sich ins Gras. »Hör mal, ich bin doch bloß ein einfacher Feldwebel, okay? Der junge Baron hat mir einen Befehl gegeben, ja? Und sein Wort ist Gesetz, richtig? «

»Da unten mag sein Wort Gesetz sein, aber hier oben gilt, was ich sage. Schau mal dahin. Ja, da drüben. Was siehst du?«

Er folgte ihrem ausgestreckten Zeigefinger und wurde noch um einige Nuancen bleicher. Die alten gusseisernen Räder und der Kanonenofen waren trotz der Schafherde, die ringsherum zufrieden vor sich hingraste, deutlich zu erkennen. Er sprang auf, als hätte er auf einem Ameisennest gesessen.

»Ganz recht«, sagte Tiffany nicht ohne Genugtuung. »Oma Wehs Grab. Erinnerst du dich noch an sie? Man sagt ihr nach, sie sei eine weise Frau gewesen, aber wenigstens hatten die Leute genug Anstand im Leib, bessere Geschichten über sie zu erfinden! Ihr wolltet tatsächlich die Erde aufgraben? Mich wundert nur, dass Oma nicht aus der Erde steigt, um euch gehörig in den Hintern zu beißen! Du gehst jetzt mit deinen Männern ein Stück weit den Hügel runter, und ich regel hier, was es zu regeln gibt, verstanden? Wir wollen doch nicht, dass noch irgendwer nervös wird.«

Der Feldwebel nickte. Was blieb ihm auch anderes übrig? Während die Wachen mit ihrem bewusstlosen Kameraden in der Mitte abmarschierten, gaben sie sich alle Mühe, ihren ungeordneten Rückzug nicht allzu sehr wie die hastige Flucht aussehen zu lassen, die er in Wirklichkeit war. Tiffany kniete sich neben Rob Irgendwer und sagte mit gesenkter Stimme: »Hör zu, Rob, ich weiß Bescheid über die Geheimgänge.«

»Was fürn elender Hundsfott hat dir das denn verraten?«

»Ich bin die Hexe der Hügel, Rob«, antwortete Tiffany besänftigend. »Muss ich denn nicht über die Geheimgänge Bescheid wissen? Ihr seid Größte, und kein Größter würde jemals in einer Behausung schlafen, die nur einen Eingang hat. Stimmt’s?«

Der Größte beruhigte sich allmählich wieder. »Och doch, da is was dran.«

»Dürfte ich dann bitte vorschlagen, dass du jetzt Amber herholst? Niemand rührt euren Hügel an, versprochen.«

Nach einem letzten kurzen Zögern verschwand Rob Irgendwer im Eingangsloch. Das konnte eine Weile dauern, also nutzte Tiffany die günstige Gelegenheit, um den Feldwebel zurückzurufen und mit ihm gemeinsam die Waffen der Wachen aufzusammeln. Als Rob wieder auftauchte, wurde er von einer sehr großen Gruppe Größter und der Kelda begleitet. Sowie von einer etwas bockigen Amber, die im Tageslicht nervös blinzelte und »Oh, Potzblitz!« rief.

Tiffany setzte ein künstliches Lächeln auf und sagte: »Ich bringe dich wieder nach Hause, Amber.« Im Stillen fügte sie hinzu: »Na, wenigstens habe ich mir ein ›Ist das nicht schön?‹ verkniffen.«

Amber funkelte sie an. »Ich geh da nich wieder hin, und zwar nie nich«, verkündete sie. »Du kanns mich mal am Tüffel tuten!«

Ich versteh dich gut, dachte Tiffany. Aber weil ich nun mal inzwischen als Erwachsene durchgehe, muss ich leider auch wie eine daherreden.

»Überleg doch mal, was du deinen Eltern antust. Sie sind sicher ganz traurig und niedergeschlagen.«

Der verächtliche Blick des Mädchens ließ sie zusammenzucken.

»Niedergeschlagen? Die Einzigste, die hier niedergeschlagen wird, bin ja wohl ich, und zwar von dem alten Lumpenhund, meinem Vater.«

»Und wenn ich mitkomme? Vielleicht kann ich ihm ja helfen, sich zu ändern«, bot Tiffany ihr an, obwohl es ihr schwerfiel. Doch das Bild der schwieligen Finger mit den Pusteln von dem Brennnesselsträußchen ließ sie noch immer nicht los.

Diesmal konnte Amber sich nicht mehr beherrschen. Sie lachte laut. »Kannste vergessen, Meisterin. Dabei hat Jeannie gemeint, du wärst ne richtig Clevere.«

Was hatte Oma Wetterwachs einmal zu ihr gesagt? »Das Böse fängt da an, wo man anfängt, Menschen wie Sachen zu behandeln.« Und genau das würde in diesem Fall passieren, wenn sie sich einbildete, aus vier Sachen eine machen zu können: Man nehme Mutter, Vater, Tochter und Haus, rühre einmal kräftig um, und heraus kommt eine Sache, die »glückliche Familie« heißt.

Laut sagte sie: »Amber, ich möchte, dass du mich zum Baron begleitest, damit er sehen kann, dass es dir gut geht. Danach kannst du machen, was du willst. Das verspreche ich dir.«

Es klopfte an ihrem Stiefel, und als sie hinuntersah, blickte sie in das besorgte Gesicht der Kelda. »Könnte ich kurz mit dir reden?«, fragte Jeannie. Sogleich hockte Amber sich neben sie und nahm ihre Hand.

Dann sprach die Kelda, falls es denn Sprache war und nicht Gesang. Doch was könnte man singen, das still in der Luft verharrt, bis sich die nächste Note darumgeschlungen hat? Was könnte man singen, das wie ein lebendiger Klang ist, der sich selbst singt und wieder zum Sänger zurückkehrt?

Als der Gesang zu Ende war, blieben nichts als Leere und ein Gefühl des Verlusts.

»Das ist ein Kelda-Lied«, sagte Jeannie. »Amber hat gehört, wie ich es den Kleinen vorgesungen habe. Es ist Teil des Seelentrosts, und sie hat alles verstanden, Tiffany! Ganz ohne meine Hilfe hat sie es verstanden! Ich weiß, dass der Kröterich es dir schon gesagt hat. Aber hör gut zu, was ich dir jetzt sage. Amber erkennt Bedeutungen und merkt sie sich. Es fehlt nicht viel, und sie ist eine Kelda. Sie ist ein kostbarer Schatz, den man auf keinen Fall wegwerfen darf!«

Die sonst so sanfte Kelda stieß den letzten Satz ungewohnt heftig hervor. Tiffany verstand ihn als hilfreiche Information, die durch die Blume eine Drohung enthielt.

Sogar der Marsch von den Hügeln hinunter ins Dorf musste erst ausgehandelt werden. Tiffany, mit Amber an der Hand, schritt an den wartenden Wachen vorbei und setzte sich an die Spitze des Zuges, womit sie den Feldwebel in einige Verlegenheit stürzte. Wenn man losgeschickt wird, um jemanden aufzugreifen, steht man doch ziemlich dumm da, wenn sich dieser Jemand sozusagen selbst aufgreift. Wären Tiffany und Amber aber hinter den Wachen gegangen, hätte es so ausgesehen, als ob sie die Männer vor sich hertrieben. Schließlich gehörte dieses Land den Schafen, und jeder wusste, dass die Schafe vorne liefen und der Schäfer dahinter.

Zuletzt einigten sich alle auf einen etwas unbequemen Kompromiss, der so aussah, dass sie beim Gehen reihum die Position wechselten, wie beim Square-Dance. Tiffany musste Amber unterwegs dauernd ermahnen, nicht zu kichern.

So weit, so komisch. Leider war der komische Teil schon bald wieder vorbei.

»Ich sollte eigentlich nur das Mädchen abholen«, sagte der Feldwebel beschwörend zu Tiffany, als sie durch das Burgtor gingen. »Du musst nicht mit reinkommen.« Womit er im Klartext meinte: Bitte, bitte, misch dich nicht ein, und blamier mich nicht vor meinem neuen Chef. Aber es funktionierte nicht.

Auf der Burg herrschte hektische Betriebsamkeit. Es war ein einziges Eilen und Hasten, keine Spur von etwaigem Verweilen oder Rasten. Alles lief kreuz und quer durcheinander – und auch schon mal im Kreis. Zuerst stand das Begräbnis bevor und bald danach die Hochzeit. Um zwei derart wichtige Ereignisse so kurz hintereinander auf die Beine zu stellen, musste eine kleine Burg bis an ihre Grenzen gehen. Vor allem auch deshalb, weil die Gäste der einen Feierlichkeit wahrscheinlich gleich bis zur nächsten bleiben würden, womit sie sich eine Anreise sparten, allen anderen Beteiligten aber einiges an Mehrarbeit aufbürdeten. Tiffany freute sich trotzdem darüber, dass Fräulein Proper nicht mehr da war, diese durch und durch unangenehme Person. Die hätte sich sowieso nicht die Hände schmutzig gemacht.

Ein kaum zu lösendes, aber immer wiederkehrendes Problem stellte die Tischordnung dar. Nachdem es sich bei den meisten der geladenen Gäste um Adelige handelte, war es lebenswichtig, dass niemand neben jemandem zu sitzen kam, dessen Vorfahren irgendwann in grauer Vergangenheit einen der eigenen Ahnherren gemeuchelt hatte. Da zum einen die Vergangenheit sehr, sehr groß ist und zum anderen immer irgendein Vorfahr versucht hat, die Vorfahren der anderen unter die Erde zu bringen, sei es aus Land-oder Geldgier oder auch nur aus Langeweile, bedurfte es ausgeklügelter trigonometrischer Berechnungen, damit nicht ein weiteres Blutbad geschah, noch bevor die Gäste ihre Suppe ausgelöffelt hatten.

Die Dienstboten schienen sich weder für Tiffany und Amber noch für die Wachen sonderlich zu interessieren, auch wenn Tiffany einmal zu sehen glaubte, wie jemand unauffällig ein Bannzeichen gegen böse Mächte machte – hier, in ihrem Revier! Außerdem wurde sie das Gefühl nicht los, dass die Leute sie auf eine sehr entschiedene Weise nicht beachteten, als hätte ein Blick auf sie genügt, um ihnen und den Menschen in ihrer Umgebung erheblichen Schaden zuzufügen. Als Tiffany und Amber in die Studierstube des Barons geführt wurden, hatte es ganz den Anschein, als wollte der sie ebenfalls mit Missachtung strafen. Er beugte sich mit einem Bündel Buntstifte in der Hand über einen Bogen Papier, der den gesamten Schreibtisch bedeckte.

Der Feldwebel hüstelte, aber er hätte sich genauso gut die Lunge aus dem Hals husten können, so wenig ließ sich der Baron aus der Ruhe bringen. Schließlich hielt Tiffany es nicht mehr aus. Sie brüllte: »Roland!« Er fuhr herum, Schames-und auch einen Hauch Zornesröte im Gesicht.

»Ich bevorzuge die Anrede Hochwohlgeboren, Fräulein Weh«, sagte er spitz.

»Und ich bevorzuge die Anrede Tiffany, Roland«, gab Tiffany betont gelassen zurück, weil sie wusste, dass sie ihn damit ärgern konnte.

Klappernd landeten die Stifte auf dem Tisch. »Die Vergangenheit ist vergangen, Fräulein Weh. Und wir haben uns verändert. Es wäre durchaus angebracht, das nicht zu vergessen.«

»Die Vergangenheit war erst gestern«, sagte Tiffany. »Und es wäre ja wohl eher angebracht, wenn du nicht vergessen würdest, dass es einmal eine Zeit gegeben hat, in der ich dich Roland genannt habe und du mich Tiffany.« Sie hob die Hand und nahm die Halskette mit dem silbernen Pferd ab, die er ihr geschenkt hatte. Es kam ihr vor, als wäre das schon hundert Jahre her, aber die Kette war ihr einmal sehr wichtig gewesen. So wichtig sogar, dass sie sich deswegen mit Oma Wetterwachs angelegt hatte! Sie hielt sie ihm vorwurfsvoll hin. »Man darf die Vergangenheit nicht vergessen. Wenn man nicht weiß, wo man herkommt, weiß man auch nicht, wo man ist, und wenn man nicht weiß, wo man ist, weiß man nicht, wo man hingeht.«

Der Feldwebel blickte von einem zum anderen. Beflügelt von dem Überlebensinstinkt, den jeder Soldat spätestens bis zur Beförderung zum Feldwebel entwickelt, beschloss er, sich lieber aus dem Staub zu machen, bevor die ersten Gegenstände durch den Raum flogen.

»Ich geh dann mal eben und seh nach... ob... ob es was zu sehen gibt, wenn‘s recht ist, okay?«, murmelte er. Er war so schnell durch die Tür verschwunden, dass sie zeitgleich mit seiner letzten Silbe hinter ihm ins Schloss fiel. Roland starrte einen Augenblick darauf, dann drehte er sich um.

»Ich weiß, wo ich bin, Fräulein Weh. Ich stehe in den Fußstapfen meines Vaters. Und mein Vater ist tot. Ich verwalte unseren Besitz schon seit Jahren, aber alles, was ich getan habe, habe ich in seinem Namen getan. Warum ist er gestorben, Fräulein Weh? Er war doch noch gar nicht so alt. Ich dachte, Sie könnten zaubern!«

Tiffany warf einen Blick auf Amber, die gespannt die Ohren spitzte. »Sollten wir dieses Thema nicht auf später verschieben? «, fragte sie. »Du hast deinen Männern befohlen, dieses Mädchen herzuschaffen. Jetzt ist sie hier, unversehrt an Leib und Seele. Und ich habe sie nicht, wie du behauptest, für die Elfen geraubt: Sie war ein Gast der Wir-sind-die-Größten, die dir übrigens schon mehr als einmal aus der Klemme geholfen haben. Und sie ist aus freien Stücken zu ihnen zurückgegangen.« Sie musterte Roland mit forschendem Blick. »Ich glaube fast, du erinnerst dich nicht mehr an die Größten, oder?«

Sie sah ihm an, dass sie Recht hatte, aber sie merkte auch, wie es in ihm arbeitete. Anscheinend war ihm klar, dass es da tatsächlich etwas gab, woran er sich eigentlich erinnern müsste. Er ist ein Gefangener der Elfenkönigin gewesen, ermahnte Tiffany sich. Vergessen kann ein Segen sein. Aber ich frage mich, was für ein Grauen wohl in ihm wach geworden ist, als ihm die Mickers erzählt haben, ich hätte ihre Tochter zu den Größten gebracht. Zu den Elfen! Ich habe ja keine Ahnung, wie ihm da zumute gewesen sein muss.

Sie schlug einen etwas sanfteren Ton an. »Du hast vage Erinnerungen an Elfen, nicht wahr? Hoffentlich keine schlechten. Aber du siehst alles ganz verschwommen, so als wäre es aus einem Buch. Oder aus einer Geschichte, die man dir als Kind erzählt hat. Habe ich Recht?«

Er starrte sie finster an, aber das Schlupfwort, das er gerade noch zurückhalten konnte, verriet ihr, dass sie mit ihrer Vermutung richtig lag.

»Das nennen sie die letzte Gabe«, sagte sie. »Es ist ein Teil des Seelentrosts. Den bekommt man, wenn es für alle das Beste ist, dass man sowohl die unerträglich schlimmen als auch die unerträglich schönen Dinge vergisst. Das erzähle ich dir, Hochwohlgeboren, weil Roland noch immer irgendwo in dir steckt. Bis morgen wirst du sogar das wieder vergessen haben, was ich dir eben anvertraut habe. Wie es wirkt, weiß ich auch nicht, aber es wirkt bei fast jedem.«

»Sie haben den Eltern ihr Kind weggenommen! Als ich heute Morgen ankam, wollten mich die Mickers sofort sprechen! Alle wollten mich heute Morgen sofort sprechen! Haben Sie meinen Vater getötet? Haben Sie ihm Geld gestohlen? Haben Sie versucht, den alten Micker zu erdrosseln? Haben Sie ihn mit Brennnesseln geschlagen? Haben Sie ihm Dämonen ins Haus geschickt? Ich fasse es selbst nicht, dass ich Ihnen diese Frage stelle, aber Frau Micker scheint fest davon überzeugt zu sein! Ich für meinen Teil weiß überhaupt nicht mehr, was ich denken soll, vor allem, weil ja womöglich auch noch irgend so eine Elfenfrau in meinen Gedanken herumfuhrwerkt! Verstehen Sie das?«

Während Tiffany noch nach einer möglichst zusammenhängenden Antwort suchte, ließ er sich seufzend auf den uralten Schreibtischstuhl sinken.

»Man hat mir erzählt, Sie hätten sich mit einem Schürhaken in der Hand über meinen Vater gebeugt und Geld von ihm gefordert«, sagte er traurig.

»Das ist nicht wahr!«

»Würden Sie es mir denn sagen, wenn es so gewesen wäre?«

»Nein! Denn so ein ›wenn‹ würde es niemals geben! So etwas würde ich nie tun! Sicher, es kann schon sein, dass ich mich über ihn gebeugt habe...«

»Ah-ha!«

»Komm mir nicht mit einem Ah-ha, Roland! Komm mir ja nicht mit einem Ah-ha! Mir ist schon klar, dass man dir Sachen über mich zugetragen hat, aber die sind gelogen.«

»Haben Sie nicht gerade selbst zugegeben, dass Sie sich über ihn gebeugt haben, oder habe ich mich da etwa verhört? «

»Er wollte doch bloß, dass ich ihm zeige, wie ich meine Hände sauber halte!« Am liebsten hätte sie den Satz sofort wieder zurückgenommen. Natürlich war es die Wahrheit, doch was nützte das? Es klang nicht wahr. »Roland, ich verstehe ja – «

»Sie haben ihm keinen Beutel mit Geld gestohlen?«

»Nein!«

»Und Sie wissen auch nichts von einem Beutel mit Geld?«

»Doch, dein Vater hat mich gebeten, ihn aus der Eisentruhe zu nehmen. Er wollte – «

Roland fiel ihr ins Wort. »Wo ist das Geld abgeblieben?« Seine Stimme war kalt und ausdruckslos.

»Keine Ahnung«, antwortete Tiffany. Und als er weiterreden wollte, schrie sie ihn an: »Nein! Du hörst mir jetzt zu, verstanden? Du bleibst da sitzen und hörst mir zu! Ich habe deinen Vater fast zwei Jahre lang gepflegt. Ich mochte den alten Mann, und ich hätte ihm nie etwas angetan, genauso wenig wie dir. Er ist gestorben, weil es dafür an der Zeit war. Wenn diese Zeit gekommen ist, kann niemand mehr etwas tun.«

»Aber wozu ist die Magie dann gut?«

Tiffany schüttelte den Kopf. »Die Magie, wie du es nennst, hat ihm die Schmerzen genommen, und du kannst mir glauben, das hatte seinen Preis. Ich habe schon oft Menschen sterben sehen, und ich schwöre dir, dein Vater hatte einen schönen Tod. Er starb mit der Erinnerung an glückliche Zeiten. «

Roland liefen die Tränen über das Gesicht, und sie spürte, wie wütend es ihn machte, dass sie ihn so sah. Eine dumme Wut, als ob ihn seine Tränen als Mann und als Baron herabsetzten.

Er murmelte: »Können Sie mir diese Trauer nehmen?«

»Es tut mir leid«, sagte sie leise. »Das möchte jeder von mir. Aber ich würde es nicht tun, selbst wenn ich es könnte. Diese Trauer gehört zu dir. Nur die Zeit und die Tränen können sie lindern; dazu sind sie da.«

Sie stand auf und nahm Amber bei der Hand, die den Baron aufmerksam beobachtete.

»Ich bringe Amber zu meinen Eltern«, sagte Tiffany. »Und du solltest mal richtig ausschlafen.«

Sie bekam keine Antwort. Er saß da und starrte wie hypnotisiert auf den Bogen Papier. Dieses fürchterliche Weib von einer Pflegerin, dachte sie. Ich hätte mir denken können, dass sie Ärger machen würde. Hetze findet immer ein offenes Ohr. Aber bei Fräulein Proper hatte sie anscheinend nicht nur ein offenes Ohr gefunden, sondern zwei – und war wahrscheinlich auch noch mit offenen Armen empfangen worden. Und mit Fanfaren. Ja, die Pflegerin musste dem Tückischen Einlass gewährt haben. Sie war genau der Mensch, dem so etwas zuzutrauen war, der Mensch, der ihm Macht verleihen würde: die Macht des Neides, der Eifersucht, des Hochmuts. Aber ich weiß, dass ich nichts Unrechtes getan habe, sagte sie sich. Oder doch? Ich sehe mein Leben ja nur von innen, und von dieser Warte aus betrachtet, tut wohl niemand etwas Unrechtes. Ach, verflixt! Alle kommen mit ihren Problemen zur Hexe gelaufen! Aber ich kann den Tückischen nicht für alles verantwortlich machen, was die Leute gesagt haben. Ich wünschte, ich hätte außer Jeannie noch jemanden, mit dem ich reden kann, jemanden, den der spitze Hut nicht interessiert. Und was mache ich jetzt? Ja, was mache ich jetzt, Fräulein Weh? Was würdest du mir raten, Fräulein Weh, die so gut darin ist, anderen Leuten ihre Entscheidungen abzunehmen? Nun, ich würde dir raten, dich auch mal richtig auszuschlafen. Letzte Nacht hast du kaum ein Auge zugemacht, so rekordverdächtig wie Frau Prust geschnarcht hat, und seitdem ist viel geschehen. Außerdem kann ich mich nicht daran erinnern, wann du das letzte Mal eine warme Mahlzeit bekommen hast. Und dürfte ich dich auch noch darauf aufmerksam machen, dass du Selbstgespräche führst?

Sie blickte auf Roland hinunter, der wie ein Häufchen Elend auf seinem Stuhl hing und ins Leere blickte. »Ich sagte, ich nehme Amber erst einmal mit zu meinen Eltern.«

Roland zuckte mit den Schultern. »Ich kann Sie wohl kaum daran hindern, was?«, entgegnete er sarkastisch. »Schließlich sind Sie die Hexe.«

Tiffanys Mutter richtete Amber, ohne viel zu fragen, ein Bett her. Tiffany schlief in ihrem eigenen Bett auf der anderen Seite des großen Zimmers sofort ein.

Als sie aufwachte, brannte sie lichterloh. Der ganze Raum war erfüllt von Flammen, die rot und orangefarben flackerten, aber genauso harmlos waren wie die im Küchenofen. Rauch gab es keinen, und es war zwar warm, aber nichts schien zu brennen. Als wollte das Feuer nur auf einen Freundschaftsbesuch hereinschauen und nicht, um ernst zu machen. Seine Flammen knisterten.

Verzaubert hielt Tiffany einen Finger daran und hob ein kleines Flämmchen heraus, als wäre es so friedlich wie ein Küken. Als es erkalten wollte, blies sie hinein, und es züngelte fröhlich wieder empor.

Tiffany stand vorsichtig aus dem brennenden Bett auf. Wenn das ein Traum war, machte er das Klingeln und Klirren, das das alte Bett von jeher von sich gab, wirklich sehr überzeugend nach. Amber schlief friedlich unter einer Flammendecke. Während Tiffany noch zu ihr hinübersah, drehte sie sich auf die andere Seite, und die Flammen drehten sich mit.

Als Hexe lief man nicht gleich schreiend durchs Haus, nur weil das eigene Bett in Flammen stand. Und es war ja auch kein gewöhnliches Feuer, sondern eines, das keinen Schaden anrichtete. Dann ist es also in meinem Kopf, dachte sie. Feuer, das keinen Schaden anrichtet. Die Häsin läuft ins Feuer... Da will mir doch irgendeiner etwas sagen.

Leise verloschen die Flammen. Am Fenster nahm Tiffany den kleinsten Schatten einer Bewegung wahr. Sie seufzte. Die Größten gaben wirklich niemals auf. Seit ihrem neunten Lebensjahr wusste sie, dass die Kobolde nachts über sie wachten. Deshalb badete sie immer hinter einem Bettlaken in einer Sitzwanne. Sie fühlte sich einfach wohler dabei, auch wenn sie höchstwahrscheinlich nichts an sich hatte, was die Wir-sind-die-Größten ihr hätten weggucken wollen.

Die Häsin läuft ins Feuer... Es klang ohne Zweifel nach einer Nachricht, die sie entschlüsseln musste. Fragte sich bloß, von wem? Vielleicht von der geheimnisvollen Hexe, von der sie beobachtet wurde? Omen sind ja schön und gut, aber manchmal wäre es hilfreicher, wenn man seine Warnungen einfach auf einen Zettel schreiben würde! Allerdings rächte es sich, wenn man solche Eingebungen und Zufälle ignorierte: die plötzlichen Erinnerungen, die kleinen Launen. Nicht selten kamen sie aus einem verborgenen Winkel im eigenen Kopf und gaben sich die größte Mühe, einem eine Nachricht zukommen zu lassen – eine, die man vor lauter Geschäftigkeit übersehen hatte. Aber draußen war es helllichter Tag, und solche Rätsel konnten warten. Im Gegensatz zu anderen Aufgaben. Und die erste hatte sie auf der Burg zu erledigen.

»Mein Papa hat mich verprügelt, oder?«, fragte Amber sachlich, während sie auf die grauen Türme zugingen. »Ist mein Kind gestorben?«

»Ja.«

»Ach«, sagte Amber mit der gleichen ausdruckslosen Stimme.

»Ja«, sagte Tiffany. »Es tut mir leid.«

»Irgendwie kann ich mich daran erinnern, bloß nicht so richtig. Es ist alles ein bisschen... verschwommen.«

»Das macht der Seelentrost. Jeannie hat dir geholfen.«

»Ich verstehe.«

»Ja«, sagte Tiffany.

»Ja«, sagte Amber. »Und mein Papa, kriegt der jetzt Ärger?«

Worauf er sich verlassen könnte, wenn ich ausplaudern würde, wie ich dich gefunden habe, dachte Tiffany. Dafür würden die Frauen schon sorgen. Was die Bestrafung von Jungen anging, diesen Lausebengeln, die man hart an die Kandare nehmen musste, hatten die Dorfbewohner recht robuste Erziehungsvorstellungen. Aber ein Mädchen so brutal zu schlagen? Das ging entschieden zu weit. »Erzähl mir doch was über deinen Freund«, sagte sie stattdessen. »Er ist Schneider, richtig?«

Amber strahlte, und wenn Amber strahlte, ging ein Leuchten durch die Welt. »Oh ja! Er hat viel von seinem Opa gelernt, als der noch gelebt hat. Wenn mein William ein Stück Stoff in die Hände kriegt, kann er fast alles daraus machen. Im Dorf sagt jeder, wenn er einen Meister finden würde, der ihn in die Lehre nimmt, wäre er in wenigen Jahren selber Meister.« Sie zuckte mit den Schultern. »Aber die Lehrherren wollen Geld dafür, dass sie einem beibringen, was man wissen muss, und so viel kann seine Mama nie zusammenkratzen. Dabei hat mein William wahnsinnig geschickte Finger. Er hilft seiner Mutter, wenn sie ihre Mieder näht, und schneidert wunderschöne Hochzeitskleider, aus Satin und anderen edlen Stoffen«, sagte das Mädchen stolz. »Und Williams Mutter kriegt von allen Seiten Lob für ihre feinen Nähte!« Amber sonnte sich im Glanz der geborgten Anerkennung. Tiffany sah in ihr leuchtendes Gesicht, in dem die blauen Flecken trotz der heilenden Hände der Kelda noch immer deutlich zu sehen waren.

Ihr Freund ist also Schneider, dachte sie. Für einen massigen, kernigen Kerl wie Herrn Micker war so ein Bursche, der keine Schwielen an den Händen hatte und nicht einmal an der frischen Luft arbeitete, vermutlich sowieso kein richtiger Mann. Aber einer, der auch noch Frauenkleider nähte? Mit so einem würde die Tochter noch mehr Schande über die unglückliche kleine Familie bringen.

»Was möchtest du jetzt machen, Amber?«, fragte sie.

»Ich möchte zu meiner Mama«, antwortete das Mädchen, ohne zu zögern.

»Und wenn du deinem Vater begegnest«

Amber sah sie an. »Dann denke ich mir mein Teil... Aber Sie dürfen ihm nichts tun, ja? Nicht, dass Sie ihn in ein Schwein verwandeln oder so.«

Ein Tag als Schwein würde ihm vielleicht helfen, zur Einsicht zu kommen, dachte Tiffany. Aber Amber hatte fast wie eine Kelda geklungen. ›Dann denke ich mir mein Teil‹. Wie ein Licht in der Dunkelheit.

Tiffany hatte noch nie erlebt, dass das Burgtor geschlossen war, außer bei Nacht. Tagsüber glich die Burg einer Mischung aus Gemeindesaal, Schreinerei und Schmiede. Zudem diente sie bei Regen als Kinderspielplatz und, wenn die Scheunen überquollen, auch noch als Speicher für die Heu- und Weizenernte. Selbst im größten Bauernhaus war nicht viel Platz; wenn man Ruhe und Frieden suchte, ein stilles Plätzchen zum Nachdenken oder jemanden zum Reden, ging man einfach rüber auf die Burg. Das funktionierte immer.

Obwohl sich inzwischen der erste Schreck über die Rückkehr des neuen Barons ein wenig gelegt hatte, ging es in der Burg immer noch zu wie in einem Bienenstock. Aber die Stimmung war gedrückt, und es wurde nicht viel geredet. Der Grund dafür war möglicherweise die Herzogin, Rolands zukünftige Schwiegermutter, die im Rittersaal auf und ab schritt und die Dienstboten mit einem Stock antrieb. Beim ersten Mal glaubte Tiffany noch, sich versehen zu haben, doch dann geschah es erneut – eine Magd, die einen Wäschekorb trug, bekam den schwarzglänzenden Stock mit dem Silberknauf zu spüren. Erst jetzt bemerkte Tiffany auch Rolands Verlobte, die sich einige Schritte hinter ihrer Mutter hielt, als ob es ihr peinlich wäre, in nächster Nähe einer Person gesehen zu werden, die andere Leute mit einem Stock schikanierte.

Tiffany wollte sofort protestieren, aber dann überkam sie die Neugier. Sie trat ein paar Schritte zurück und ließ sich verschwinden. Es war ein Trick, den sie meisterlich beherrschte. Sie wurde nicht wirklich unsichtbar, sie war nur nicht mehr zu sehen. Unbemerkt näherte sie sich den beiden, bis sie belauschen konnte, was sie miteinander sprachen, beziehungsweise, was die Mutter sagte und was sich die Tochter anhören musste.

Die Herzogin lamentierte. »Diese Burg ist völlig verlottert. Höchste Zeit, dass hier mal ein Großreinemachen veranstaltet wird. In solchen Gemäuern darf man keine Schlamperei einreißen lassen. Man muss scharf durchgreifen. Weiß der Himmel, wieso die Familie die Zügel dermaßen hat schleifen lassen!«

Sie holte zwischendurch nur einmal kurz Luft, um ihren Stock mit einem Rumms! auf dem Rücken der nächsten Wäschemagd niedersausen zu lassen, die schnell, aber offenbar nicht schnell genug, einen schweren Korb an ihr vorbeischleppte.

»Du musst gewissenhaft deiner Verpflichtung nachkommen, dafür zu sorgen, dass sie ihren Verpflichtungen ebenso gewissenhaft nachkommen«, fuhr die Herzogin fort, während sie im Saal bereits nach dem nächsten Opfer Ausschau hielt. »Die Laxheit muss ein Ende haben. Verstehst du? Verstehst du? Sie werden es schon lernen. Du darfst nur nie nachlassen in deinem energischen Durchgreifen gegen jedwede Form von Nachlässigkeit, ob in ihrem Tun oder in ihrem Auftreten. Und du darfst keinerlei Vertraulichkeiten dulden! Darunter fällt auch jedes Lächeln. Ach, denkst du vielleicht, was kann denn an einem freundlichen Lächeln auszusetzen sein? Aber von einem unschuldigen Lächeln zu einem anzüglichen Grinsen ist es nur ein kleiner Schritt. Hörst du mir eigentlich zu?«

Tiffany staunte. Die Herzogin hatte im Alleingang etwas geschafft, das sie nie für möglich gehalten hätte: Tiffany empfand tatsächlich Mitleid mit der Braut, die inzwischen wie ein ungezogenes Kind vor ihrer Mutter stand.

Lätitias Hobby und möglicherweise überhaupt ihre einzige Beschäftigung im Leben war das Aquarellieren, und obwohl Tiffany sich bemühte, ihren niedersten Instinkten zum Trotz nicht allzu hart mit dem Mädchen ins Gericht zu gehen, ließ sich nicht bestreiten, dass es selbst wie ein Aquarell aussah – und zwar wie eines, das von jemandem gemalt worden war, dem nicht viel Farbe, aber dafür umso mehr Wasser zur Verfügung gestanden hatte, wodurch sie nicht nur farblos, sondern auch einigermaßen klamm wirkte. Darüber hinaus war sie eine so mickrige halbe Portion, dass es nicht verwunderlich gewesen wäre, wenn sie ein etwas stärkerer Windhauch einfach davonpustet hätte. Obwohl niemand sie sehen konnte, bekam Tiffany bei diesem Gedanken einen klitzekleinen Gewissensbiss, und sie hörte auf, sich noch mehr gehässige Dinge auszudenken. Zu allem Überfluss keimte in ihr sogar Mitgefühl auf. Das konnte sie nun wirklich nicht brauchen.

»Und jetzt, Lätitia, trägst du mir noch einmal das Gedichtlein vor, das ich dir beigebracht habe«, sagte die Herzogin.

Die Braut – nicht nur hold errötend, sondern vor Verlegenheit und Scham fast vergehend – blickte sich um wie ein Mäuschen, das mitten auf einem unendlich großen Fußboden die Katze entdeckt hat und nicht weiß, wohin es flüchten soll.

»Wer die«, soufflierte ihre Mutter gereizt und trieb sie mit dem Stock an.

Stammelnd begann das Mädchen zu rezitieren:

»Wer die... wer die... wer die

Biene bang berühret,

kriegt ’nen Stich, trotz Imkerhut.

Nur wer sich nicht lange zieret

und mit Qualm narkotisieret

ihre wimmelnd freche Brut,

kriegt den Honig. Also Mut!

Wie mit Bienen, so mit Menschen,

Nettigkeit hat ihren Preis,

doch mit Feuer unterm Hintern

steigert sich enorm ihr Fleiß.«

Während das wässrige dünne Stimmchen verklang, herrschte Totenstille im Saal. Alle Augen waren gebannt auf die Vortragende geheftet. Tiffany hoffte, dass sich irgendwer dazu hinreißen lassen würde, Beifall zu klatschen – auch wenn das vermutlich das Ende der Welt bedeutet hätte. Die Braut warf einen Blick in die sprachlos gaffende Runde und trat schluchzend die Flucht an, so schnell ihre teuren, aber extrem unpraktischen Schuhe sie tragen wollten. Unter lautem Geklapper hetzte sie die Treppe hinauf. Oben fiel knallend eine Tür ins Schloss.

Tiffany wanderte langsam weiter, für jeden, der nicht genau hinsah, nur ein luftiges Schattengespinst. Sie schüttelte den Kopf. Warum hatte er das getan? Warum um alles in der Welt hatte Roland sich für sie entschieden? Er hätte jede heiraten können! Bis auf Tiffany natürlich, aber musste es denn ausgerechnet dieses – nun, seien wir gnädig – dieses magere Hühnchen sein?

Der Vater ein Herzog, die Mutter eine Herzogin, die Tochter ein Hühnchen – beziehungsweise ein Entlein. Es ließ sich nämlich, bei aller Großmütigkeit, einfach nicht bestreiten, dass sie watschelte. Doch, wirklich. Wenn man ganz genau hinsah, erkannte man, dass sie die Fußspitzen nach außen drehte.

Und noch etwas – für den, der auf so etwas Wert legt: Die furchtbare Mutter und ihre weinerliche Tochter waren auch noch von höherem Stand als Roland! Sie durften ihn also nach allen Regeln der Etikette herumkommandieren!

Der alte Baron dagegen, ja, der war von einem ganz anderen Schlag gewesen. Sicher, er hatte es gern, wenn die Kinder auf der Straße einen Diener oder Knicks vor ihm machten, aber dafür wusste er auch ihre Namen und bei den allermeisten sogar, wann sie Geburtstag hatten. Und er war immer höflich. Tiffany erinnerte sich daran, wie er sie einmal im Dorf angesprochen und zu ihr gesagt hatte: »Wärst du bitte so freundlich, deinen Vater zu bitten, mich aufzusuchen?« Was für ein Feingefühl für einen so mächtigen Mann.

Ihre Eltern waren seinetwegen oft aneinandergeraten, wenn sie glaubten, dass ihre Tochter tief und fest schlief. In den Pausen der Bettfedernsymphonie konnte Tiffany mit anhören, wie sie ihre Meinungsverschiedenheit manchmal fast bis zum handfesten Streit austrugen. Aber nur fast. Von ihrem Vater kamen dann Sätze wie: »Klar kannst du ihm seine Großzügigkeit hoch anrechnen, aber woher hat er denn das viele Geld? Daher, dass seine Vorfahren die Armen geknechtet haben.« Worauf ihre Mutter antwortete: »Ich hab ihn noch nie irgendwen knechten sehen! Außerdem ist das alles so lange her, dass es schon gar nicht mehr wahr ist. Wir brauchen jemanden, der uns beschützt. Das liegt doch auf der Hand!« Darauf die Retourkutsche ihres Vaters: »Und vor wem soll er uns beschützen? Einem anderen Kerl mit einem Schwert? Ich schätze, das schaffen wir auch alleine!«

Doch dann beruhigten sich die Gemüter auch schon wieder, weil ihre Eltern sich auf eine kuschelige Art und Weise nach wie vor liebten und es ihnen sowieso lieber war, wenn alles beim Alten blieb.

Während Tiffany sich im Saal umblickte, wollte es ihr so scheinen, als wäre es gar nicht nötig, die Armen zu knechten, wenn man ihnen nur beibrachte, sich selber zu knechten.

Das war ein schwindelerregender Gedanke, und er traf sie wie ein Schlag. Sie würde ihn so bald nicht wieder vergessen. Die Wachen stammten alle aus der näheren Umgebung oder waren mit Frauen aus dem Dorf verheiratet. Was würde passieren, wenn sich die ganze Gemeinschaft zusammentat und dem neuen Baron sagte: »Geht schon in Ordnung, dass du hier wohnen bleibst. Du kannst sogar das große Schlafzimmer haben, und wir bringen dir natürlich auch das Essen und wedeln bei Gelegenheit mal mit dem Staubtuch durch die Bude, aber das Land gehört jetzt uns, kapiert?« Würde das funktionieren?

Wohl eher nicht. Doch dann fiel ihr ein, dass sie ihren Vater gebeten hatte, die alte steinerne Scheune herzurichten. Das wäre auf jeden Fall ein Anfang. Sie hatte nämlich etwas vor mit der alten Scheune.

»Du da! Ja, du! Die sich da im Schatten herumdrückt! Was trödelst du hier rum?«

Vor lauter Nachdenken hatte Tiffany sich nicht genug auf ihren kleinen Seh-mich-nicht-Trick konzentriert. Sie trat aus dem Schatten, sodass auch der spitze schwarze Hut nicht mehr vom Dunkel verschluckt wurde. Die Herzogin musterte ihn mit Verachtung.

Dann wollte sie mal versuchen, das Eis zu brechen, auch wenn es so dick war, dass man dafür eine Axt gebraucht hätte. Höflich sagte sie: »Entschuldigung, gnädige Frau, aber ich trödele nicht.«

»Wie bitte? Was hast du gesagt? Wie hast du mich genannt?«

Die Leute im Rittersaal erwiesen sich als sehr lernfähig, denn sie brachten sich so schnell wie möglich aus der Gefahrenzone, bevor das Donnerwetter losbrach, das sich im Ton der Herzogin unmissverständlich ankündigte.

Tiffany packte der Zorn. Sie hatte sich nichts zuschulden kommen lassen, was eine derartige Anfuhr gerechtfertigt hätte. Sie sagte: »Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber ich kann mich beim besten Willen nicht entsinnen, Sie irgendetwas genannt zu haben.«

Ihre Antwort machte die Sache auch nicht besser. Die Herzogin kniff die Augen zusammen. »Ach, dich kenne ich doch. Die Hexe – das Hexengör, das uns mit weiß Gott welchen finsteren Absichten in die Stadt verfolgt hat. Wo ich herkomme, kennen wir uns mit Hexen aus! Mischen sich überall ein, säen Zweifel, schüren Unzufriedenheit, haben keine Moral und sind obendrein noch Scharlatane!«

Die Herzogin baute sich vor ihr auf und machte ein Gesicht, als ob sie gerade einen entscheidenden Sieg errungen hätte. Sie klopfte mit ihrem Stock auf den Boden.

Tiffany sagte kein Wort, was schwieriger war, als viele zu machen. Sie spürte, dass sie von den Dienstboten, die hinter Vorhängen, Säulen und halb offenen Türen hervorlugten, gespannt beobachtet wurde. Die Frau grinste höhnisch, und dieses Grinsen musste man ihr dringend aus dem Gesicht wischen. Tiffany war es allen Hexen schuldig, der Welt zu zeigen, dass eine Hexe so nicht mit sich umspringen ließ. Aber wenn sie ihr gehörig die Meinung geigte, würde die Herzogin ihre Wut mit Sicherheit an den Bediensteten auslassen. Es kam also auf eine sorgsame Wortwahl an. Doch dazu sollte es gar nicht mehr kommen, da die alte Schrulle mit einem fiesen Kichern sagte: »Und? Willst du mich denn nicht in irgend so eine hässliche Schreckensgestalt verwandeln? «

Tiffany versuchte es. Sie gab wirklich ihr Bestes. Aber manchmal ist zu viel eben doch zu viel. Sie holte tief Luft.

»Ich denke, darauf kann ich verzichten, gnädige Frau. Die Arbeit haben Sie mir schon längst abgenommen!«

In die jäh lautlose Stille mischten sich leise Geräusche, wie zum Beispiel das Klatschen, mit dem sich hinter einer Säule ein Wachmann die Hand vor den Mund schlug, damit man sein erschrockenes Lachen nicht hörte, und das Prusten, mit dem einer Magd – auf der anderen Seite eines Vorhangs – beinahe das gleiche Kunststück geglückt wäre. Doch es war das leise Klicken einer Tür von oben, das Tiffany im Gedächtnis blieb. War das Lätitia? Hatte sie gelauscht? Egal, es spielte keine Rolle. Die Herzogin sonnte sich in ihrem Triumph: Jetzt hatte sie Tiffany völlig in der Hand.

Tiffany hätte sich von den dummen Beleidigungen nicht reizen lassen dürfen. Ganz egal, ob es Ohrenzeugen gab oder nicht. Die Herzogin würde genüsslich dafür sorgen, dass sie Ärger bekam. Und nicht nur sie, sondern alle, die sie kannte, und vermutlich auch alle, die sie jemals gekannt hatte.

Tiffany lief der kalte Schweiß den Rücken hinunter. So etwas hatte sie noch nie erlebt – nicht einmal mit dem Winterschmied oder mit Annagramma, wenn die mit dem falschen Fuß zuerst aufgestanden war, und noch nicht einmal mit der Elfenkönigin, die eine Meisterin der Gehässigkeit war. Die Herzogin übertraf sie alle: Sie war eine Tyrannin, und zwar eine von der Sorte, die ihr Opfer zur Gegenwehr zwingt, was ihr wiederum einen Rechtfertigungsgrund für weitere und noch hässlichere Schikanen liefert, bei denen es zu Kollateralschäden bei unbeteiligten Außenstehenden kommt, welche dann von der Tyrannin angestachelt werden, die Schuld an ihrem Unglück auf das Opfer zu schieben.

Die Herzogin ließ den Blick durch den Saal schweifen. »Ist hier ein Wachmann?« Sie legte eine gehässige Kunstpause ein. »Ich weiß doch, dass hier irgendwo ein Wachmann ist!«

Zögernde Schritte waren zu hören. Preston, der noch in der Ausbildung war, tauchte aus einer dunklen Ecke auf und ging vorsichtig auf Tiffany und die Herzogin zu. Natürlich musste es ausgerechnet Preston treffen, wen sonst?, dachte Tiffany. Die anderen Wachen waren zu erfahren, um sich vom Zorn der Herzogin einen Nachschlag abzuholen. Und er lächelte auch noch nervös! Keine gute Idee, wenn man mit Leuten vom Kaliber dieser Frau zu tun hatte. Wenigstens war er klug genug zu salutieren, als er vor ihr stand, und wenn man bedachte, dass er das Salutieren nie richtig gelernt hatte und ohnehin nur selten dazu kam, es zu üben, fiel der Gruß gar nicht mal so übel aus.

Die Herzogin schauderte angewidert zurück. »Was grinst du so, Bürschchen?«

Preston ließ sich die Antwort gründlich durch den Kopf gehen. »Weil die Sonne scheint, gnädige Frau, und weil ich mich freue, dass ich ein Wachmann bin.«

»Das Grinsen verbitte ich mir! Lächeln führt zu Vertraulichkeiten, und so etwas dulde ich unter gar keinen Umständen. Wo ist der Baron?«

Preston trat von einem Fuß auf den anderen. »In der Gruft, gnädige Frau. Er verabschiedet sich von seinem Vater.«

»Gnädige Frau!? Das verbitte ich mir! Das ist die Anrede für eine Krämersfrau! ›Mylady‹ verbitte ich mir ebenfalls. So spricht man die Frauen von Rittern und ähnlichem Gesindel an. Ich bin Herzogin, und demzufolge lautet mein Titel ›Durchlaucht‹. Verstanden?«

»Ja... gnä... Durchlaucht!« Zum Selbstschutz salutierte Preston lieber gleich noch einmal.

Einen Augenblick lang wirkte die Herzogin zufrieden, aber es war ein ungemein kurzer Augenblick.

»Schön. Und jetzt wirst du diese Kreatur« – sie deutete mit einer abfälligen Handbewegung auf Tiffany – »in euer Verlies werfen. Hast du verstanden?«

Erschrocken warf Preston einen ratsuchenden Blick auf Tiffany. Die zwinkerte, um ihn aufzumuntern. Er wandte sich wieder der Herzogin zu. »Ich soll sie ins Verlies werfen?«

Die Herzogin funkelte in böse an. »So lautet mein Befehl! «

Preston runzelte die Stirn. »Im Ernst? Aber dann müssen wir erst einen andern Platz für die Ziegen suchen.«

»Junger Mann, es interessiert mich einen feuchten Kehricht, was du mit deinen Ziegen anfängst! Ich befehle dir, diese Hexe auf der Stelle einzukerkern. Wird‘s bald? Sonst sorge ich dafür, dass du die längste Zeit Wachmann gewesen bist.«

Tiffany, die von Preston schon jetzt schwer beeindruckt war, hätte ihm für seine nächste Antwort am liebsten einen Orden verliehen. »Kann ich nicht machen«, sagte er. »Wegen dem Aas. Der Spieß hat mir das ganz genau erklärt. Wegen dem Rabenaas. Rabenaas Korbaas. Das bedeutet, man kann keinen einsperren, wenn der kein Gesetz gebrochen hat. Rabenaas Korbaas. Steht alles geschrieben. Rabenaas Korbaas«, wiederholte er noch einmal zum besseren Verständnis.

Angesichts einer solchen Aufsässigkeit schien die Wut der Herzogin einem faszinierten Grauen Platz zu machen. Dieses jugendliche Pickelgesicht in seiner schlackernden Rüstung wollte sich ihr mit irgendwelchen albernen Worten widersetzen? So etwas war ihr noch nie passiert. Als hätte man herausgefunden, dass Frösche sprechen können. Was gewiss recht interessant war, aber nichts daran änderte, dass auch ein sprechender Frosch früher oder später zertreten werden musste.

»Du wirst auf der Stelle die Rüstung ablegen und diese Burg verlassen, verstanden? Du bist gefeuert. Deine Stellung bist du los, und ich werde mich nach Kräften dafür einsetzen, dass du als Wachmann nie wieder irgendwo einen Fuß auf den Boden bekommst, Bürschchen.«

Preston schüttelte den Kopf. »Können Sie nicht machen, gnädige Durchlaucht. Wegen dem Aas. Was hat der Spieß zu mir gesagt? ›Preston‹, hat er gesagt, ›halte du dich nur immer schön an Rabenaas Korbaas. Das Aas ist dein Freund. Auf das Aas ist Verlass.‹«

Die Herzogin starrte Tiffany an. Da sie deren Schweigen offenbar noch mehr erboste als alles, was sie hätte sagen können, schwieg Tiffany weiter, in der stillen Hoffnung, dass Rolands zukünftige Schwiegermutter vielleicht vor Wut platzen würde. Stattdessen, und wie nicht anders zu erwarten, ging sie erneut auf Preston los.

»Was erdreistest du dich, mir Widerworte zu geben, du Hundsfott!« Sie hob den schwarzglänzenden Stock mit dem Silberknauf. Aber plötzlich ließ er sich nicht mehr bewegen.

»Sie werden ihn nicht schlagen, gnädige Frau«, sagte Tiffany mit ruhiger Stimme. »Eher bricht Ihnen der Arm, dafür werde ich sorgen. Auf dieser Burg wird nicht geprügelt.«

Knurrend riss die Herzogin an dem Stock, doch der rührte sich nicht, genauso wenig wie ihr Arm.

»Gleich gebe ich den Stock wieder frei«, sagte Tiffany. »Sollten Sie noch einmal versuchen, jemanden damit zu schlagen, breche ich ihn entzwei. Und bitte denken Sie daran: Das ist keine Warnung, das ist eine Prophezeiung.«

Die Herzogin kochte vor Wut, aber anscheinend konnte sie in Tiffanys Miene etwas lesen, das selbst ihr in ihrer unerschütterlichen Dummheit zu denken gab. Sie ließ den Stock los, und er fiel klappernd zu Boden. »Das hat noch ein Nachspiel, du Hexengör.«

»Hexe reicht, gnädige Frau. Hexe reicht«, antwortete Tiffany, während die Herzogin bereits aus dem Saal rauschte.

»Kriegen wir jetzt Ärger?«, fragte Preston leise.

Tiffany schüttelte den Kopf. »Du nicht, lass das nur meine Sorge sein.« In Gedanken ergänzte sie: und die des Feldwebels. Um den werde ich mich schon kümmern. Als sie sich im Saal umblickte, wandten sich die Dienstboten verängstigt von ihr ab. Dabei war das gar keine Zauberei, dachte sie. Ich habe ihr nur standgehalten. Man darf nicht wanken und nicht weichen. Nicht in seinem eigenen Revier.

»Ich dachte schon, Sie verwandeln sie in eine Kakerlake und treten sie tot«, sagte Preston. »Hexen sollen so was ja draufhaben«, fügte er hoffnungsvoll hinzu.

»Das ließe sich bestimmt einrichten«, antwortete Tiffany. »Bloß, eine Hexe macht so etwas nicht. Außerdem bringt es praktische Probleme mit sich.«

Preston nickte ernst. »Ja, das glaub ich gern. Zum einen die unterschiedlichen Körpermassen. Man hätte hinterher entweder eine einzige menschengroße Kakerlake, die vermutlich unter ihrem Eigengewicht zusammenbrechen würde, oder Dutzende, wenn nicht gar Hunderte menschenförmige Kakerlaken. Der Haken daran wäre allerdings, dass sie eine ziemlich eingeschränkte Gehirnfunktion hätten – es sei denn, man hätte die richtigen Zaubersprüche auf Lager. Dann könnte man alle menschlichen Teile, die nicht in die Kakerlaken passen, in einen großen Eimer hexen, damit sie jederzeit darauf zurückgreifen können, wenn sie keine Lust mehr haben, klein zu sein. Nur, was macht man, wenn zum Beispiel ein hungriger Hund vorbeikommt, und der Deckel ist nicht drauf? Dann steht man ganz schön dumm da. Entschuldigung, habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Äh, nein. Äh, sag mal, Preston, bist du nicht ein bisschen zu klug für einen Wachmann?«

Preston zuckte mit den Schultern. »Meine Kameraden halten nicht viel von mir«, antwortete er unbekümmert. »Sie finden, dass mit einem, der das Wort ›fantastisch‹ aussprechen kann, ohne sich dabei die Zunge abzubrechen, irgendwas nicht stimmt.«

»Aber Preston... ich sehe doch, dass du sehr intelligent und sprachlich so versiert bist, dass du verstehst, was mit sprachlich versiert gemeint ist. Warum stellst du dich dann manchmal dumm? Ich sage nur ›Doktriniertitel‹ oder ›Rabenaas Korbaas‹.«

Preston grinste. »Leider wurde ich klug geboren, Fräulein, aber ich habe gelernt, dass es hin und wieder klüger ist, nicht ganz so klug zu sein. Das macht das Leben leichter. «

Tiffany kam der Gedanke, dass es momentan wahrscheinlich das Klügste wäre, sich so schnell wie möglich aus dem Rittersaal fortzumachen. Aber konnte das grässliche Weib wirklich so viel Schaden anrichten? Andererseits hatte Roland sich so seltsam benommen und sie behandelt, als ob sie nie Freunde gewesen wären. Als glaubte er jede Anschuldigung, die gegen sie erhoben wurde... So war er noch nie gewesen. Ja, gewiss... er trauerte. Trotzdem kam es ihr vor... als wäre er nicht er selbst. Und der fürchterliche alte Drachen war einfach losgestürmt, um ihn zu bedrängen, während er in der kühlen Gruft von seinem Vater Abschied nahm und versuchte, die Worte zu finden, für die im Leben nie genügend Zeit gewesen war. Während er alles tat, um das viel zu tiefe Schweigen zu überwinden, um das Gestern zurückzuholen und fest im Heute zu verankern.

So war es immer. Tiffany hatte schon an einigen Totenbetten gesessen. Wenn der Sterbende eine anständige alte Seele gewesen war und die Last der Jahre von sich warf, konnte es regelrecht heiter dabei zugehen. Tragisch war es, wenn der Tod sich hatte bücken müssen, um Ernte zu halten. Und manchmal war es auch einfach, nun ja, ganz normal – traurig, aber nicht unerwartet, wie das Erlöschen eines Lichts am Sternenhimmel. Und während Tiffany Tee kochte und die Angehörigen tröstete und sich von Menschen – in denen sich viele ungesagt gebliebene Dinge angestaut hatten – tränenreiche Geschichten aus alten Zeiten anhörte, war sie zu dem Schluss gekommen, dass diese Dinge von vornherein nicht dafür bestimmt gewesen waren, ausgesprochen zu werden, sondern dafür, im Hier und Jetzt in Erinnerung zu bleiben.

»Wie finden Sie das Wort ›paradox‹?«

Tiffany, den Kopf noch immer voll ungesagter Worte, starrte Preston verwundert an. »Was hast du da gerade gesagt? «, fragte sie.

»Das Wort ›paradox‹«, wiederholte Preston bereitwillig. »Finden Sie nicht auch, dass es, sobald man es ausspricht, im Kopf wie eine kupferfarbene Schlange aussieht, die sich zum Schlafen zusammengerollt hat?«

Okay, dachte Tiffany. An einem Tag wie diesem würde jede Nicht-Hexe eine solche Aussage als bloßen Firlefanz abtun. Was bedeutet, dass ich sie ernst nehmen muss.

Preston war der am schlechtesten ausstaffierte Wachmann in der ganzen Burg; das waren die Auszubildenden immer. Sie bekamen Kettenhosen, die zum größten Teil aus Löchern[[25]](#footnote-25) bestanden und zu der Vermutung Anlass gaben, dass sich Motten – im Gegensatz zu allem, was wir über sie zu wissen glauben – doch durch Stahl hindurchfressen können, und dazu einen Helm, der ihnen, egal, welchen Kopfumfang sie hatten, über die Augen rutschte und ihnen Segelohren verpasste. Nicht zu vergessen den Brustharnisch, der dermaßen durchlöchert war, dass man ihn sinnvoller als Suppensieb hätte benutzen können.

Doch sein Blick war hellwach und so scharf, dass den anderen Leuten unbehaglich wurde. Preston machte die Augen auf. Er machte die Augen so weit auf, dass sich die Dinge, die er ansah, hinterher tatsächlich angesehen fühlten . Tiffany hatte keine Ahnung, was in ihm vor sich ging, aber es würde sie nicht wundern, wenn in seinem Kopf ein ziemliches Gedränge herrschte.

»Tja, ich muss zugeben, dass ich mir über das Wort ›paradox‹ noch nie Gedanken gemacht habe«, sagte sie bedächtig. »Aber metallisch und glatt klingt es auf jeden Fall.«

»Ich mag Wörter«, sagte Preston. »›Vergebung‹: Hört sich das nicht genauso an wie das, was es ausdrückt? Klingt es nicht wie ein seidenes Taschentuch, das zu Boden schwebt? Oder auch ›raunen‹. Finden Sie nicht auch, dass Verschwörungen und Geheimnisse darin mitschwingen?... Entschuldigung, stimmt was nicht?«

»Das könnte durchaus der Fall sein«, antwortete Tiffany und sah ihn nachdenklich an. »Raunen« war ihr Lieblingswort, und bis jetzt hatte sie noch nie einen Menschen getroffen, der es auch nur kannte. »Warum bist du Wachmann geworden, Preston?«

»Für Schafe habe ich nicht allzu viel übrig, und zum Pflügen bin ich nicht kräftig genug. Um Schneider zu werden bin ich zu ungeschickt, und ich habe zu viel Angst vor dem Ertrinken, um von zu Hause wegzulaufen und auf dem nächstbesten Schiff anzuheuern. Meine Mutter hat mir gegen den Wunsch meines Vaters Lesen und Schreiben beigebracht. Und weil ich damit für jede anständige Arbeit überqualifiziert war, haben sie mich bei einem Priester der Omnianischen Kirche in die Lehre gegeben. Da hat es mir ganz gut gefallen, und ich habe massenhaft interessante Wörter gelernt, aber zum Schluss haben sie mich rausgeschmissen, weil ich zu viele Fragen gestellt habe. Wie zum Beispiel: ›Ist das wirklich wahr?‹« Brian zuckte mit den Schultern. »Wachmann zu sein ist gar nicht so übel.« Er zog ein Buch aus seinem Brustharnisch, in dem er mühelos die Bestände einer kleineren Bibliothek hätte unterbringen können. »Wenn man aufpasst und sich nicht erwischen lässt, hat man viel Zeit zum Lesen. Aber die Arbeit ist auch unter metaphysischen Gesichtspunkten nicht uninteressant. «

Tiffany blinzelte. »Da komme ich jetzt leider nicht mehr mit.«

»Ehrlich nicht?«, sagte der Junge. »Na, wenn ich zum Beispiel Nachtwache habe und jemand ans Tor kommt, muss ich ihn fragen: ›Wer da? Freund oder Feind?‹ Worauf es natürlich nur eine richtige Antwort gibt: ›Ja.‹«

Tiffany, bei der der Groschen erst nach einigen Sekunden fiel, begriff allmählich, warum Preston beruflich auf keinen grünen Zweig kam. Er fuhr fort: »Paradox wird es erst, wenn der Mensch vor dem Tor ›Freund‹ sagt; er könnte schließlich lügen. Aber die Jungs, die nachts rausmüssen, haben sich auf meine Frage ein eigenes Schibboleth zurechtgetüftelt, und das geht so: ›Nimm die Nase aus dem Buch, Preston, und lass uns sofort rein!‹«

»Und ein ›Schibboleth‹ wäre...?« Der Junge war wirklich faszinierend. Man lernte nicht oft jemanden kennen, der aus Unsinn Sinn spinnen konnte.

»Eine Art Kennwort«, sagte Preston. »Genau genommen ist es ein Wort, das ein Feind niemals aussprechen könnte. Im Falle der Herzogin würde sich als Schibboleth zum Beispiel ›bitte‹ anbieten.«

Tiffany musste sich ein Lachen verbeißen. »Sei lieber vorsichtig, Preston. Sonst bringt dich dein Kopf noch mal ganz schön in die Bredouille.«

»Dann ist er ja wenigstens für etwas zu gebrauchen.«

Aus der abgelegenen Burgküche gellte ein Entsetzensschrei. In der Reaktion auf ein solches Ereignis zeigt sich der Unterschied zwischen Mensch und Tier: Der Mensch läuft hin und sucht das Opfer, das Tier läuft weg und sucht das Weite. Obwohl Tiffany nur Sekunden hinter Preston am Ort des Geschehens eintraf, waren sie trotzdem nicht die Ersten. Frau Pamps, die Köchin, saß schluchzend auf einem Stuhl und wurde bereits von einigen Küchenmägden getröstet, während ihr ein anderes Mädchen den Arm mit einem Geschirrtuch verband. Vom Fußboden stieg Dampf auf, und ein schwarzer Kessel lag umgekippt auf der Seite.

»Glaubt es mir, sie waren da!«, brachte die Köchin stockend hervor. »Wie sie gezappelt haben! Das werde ich mein Lebtag nicht mehr vergessen. Und gestrampelt haben sie und ›Mama!‹ gerufen. Ich werde ihre kleinen Gesichtchen bis ans Ende meiner Tage vor mir sehen!« Und wieder brach sie in Schluchzen aus, so krampfhaft, dass sie kaum noch Luft bekam. Als Tiffany die ihr am nächsten stehende Küchenmagd zu sich winkte, fuhr diese zurück und duckte sich wie unter einem Schlag.

»Würde mir bitte irgendeiner sagen, was hier...« Tiffany unterbrach sich. »Was willst du mit dem Eimer?« Der Ausruf galt einem Mädchen, das soeben einen schweren Kübel aus dem Keller heraufgeschleppt hatte und ihn – erschrocken über den barschen Befehlston inmitten der allgemeinen Aufregung – prompt fallen ließ. Eissplitter verteilten sich auf dem Boden. Tiffany atmete tief durch. »Meine Damen, man behandelt eine Verbrühung nicht mit Eis, auch wenn es einem noch so einleuchtend vorkommt. Baden Sie ihren Arm mindestens eine Viertelstunde lang in abgekühltem Tee, aber auf gar keinen Fall in kaltem. Haben das alle verstanden? Gut. Und jetzt möchte ich wissen, was passiert ist.«

»Da waren lauter Frösche drin!«, kreischte die Köchin. »Erst waren es noch Serviettenknödel, und ich hab sie in siedendes Wasser gegeben, und als ich den Deckel abgenommen hab, hatten sie sich in kleine Frösche verwandelt, die nach ihrer Mutter riefen. Ich hab’s ja gleich gesagt, aber auf mich hört ja keiner. Eine Hochzeit und eine Beerdigung unter einem Dach, das bringt Unglück und sonst gar nichts. Das ist Hexerei!« Mit einem erschrockenen Japsen schlug sie sich die Hand vor den Mund.

Tiffany verzog keine Miene. Sie sah in den Kessel, sie sah sich den Fußboden an. Von Fröschen keine Spur. Lediglich zwei dicke, fette Serviettenknödel auf dem Grund des Kessels. Als sie die noch sehr heißen Knödel vorsichtig herausnahm und auf den Tisch legte, wichen die Küchenmägde ängstlich davor zurück.

»Ganz normale Knödel«, verkündete sie fröhlich. »Kein Grund zur Beunruhigung.«

»Mir ist schön öfter aufgefallen«, sagte Preston, »dass siedendes Wasser auf höchst merkwürdige Weise wallen kann. Wenn zum Beispiel die kleinen Tröpfchen über der Wasseroberfläche auf- und abhüpfen. Das könnte durchaus ein Grund dafür sein, warum Frau Pamps glaubt, sie hätte Frösche gesehen.« Er beugte sich zu Tiffany und flüsterte: »Ein anderer Grund könnte die Flasche Sherry dort drüben auf dem Regal sein, die mir fast leer zu sein scheint. Diesen Schluss legt auch das Glas nahe, das da so ganz allein in der Spülschüssel steht.« Tiffany war beeindruckt; das Glas war ihr gar nicht aufgefallen.

Aller Augen waren auf sie geheftet. Jetzt hätte eigentlich irgendjemand etwas sagen müssen, aber alles schwieg. Da war es wohl besser, sie nahm die Sache selbst in die Hand.

»Der Tod des Barons hat uns alle sehr mitgenommen«, begann Tiffany, doch weiter kam sie nicht, denn die Köchin fuhr bolzengerade auf ihrem Stuhl hoch und zeigte zitternd mit dem Finger auf sie.

»Uns alle, bloß dich nicht, du Scheusal!«, keifte sie. »Ich hab dich gesehen, jawohl, ich hab dich gesehen! Alle haben sich die Augen ausgeweint, nur du nicht! Du nicht! Du bist rumstolziert und hast uns rumkommandiert – Leute, die deine Eltern sein könnten! Genau wie deine Oma! Uns kannst du nichts vormachen! Du warst in den jungen Baron verschossen, und als er dir den Laufpass gegeben hat, hast du aus Rache den alten Baron umgebracht! Dafür gibt es Zeugen! Ja, und jetzt ist der arme Junge ganz aufgelöst vor Kummer, und seine Braut weint sich die Augen aus dem Kopf und kommt nicht mehr aus ihrem Zimmer. Und du? Du lachst dir klammheimlich ins Fäustchen! Manche sagen sogar schon, dass die Hochzeit verschoben werden sollte! Das käme dir gerade recht, was? Wahrscheinlich ziehst du vor dir selbst deinen spitzen schwarzen Hexenhut. Darauf möchte ich wetten. Ich kann mich gut erinnern; als du noch ein kleines Mädchen warst, bist du in die Berge gegangen, wo lauter fremdländische wilde Leute leben. Und wie bist du wieder zurückgekommen? Als was bist du wieder zurückgekommen? Als neunmalkluge, eingebildete Person, die uns wie den letzten Dreck behandelt und einen jungen Mann ins Unglück stürzt. Und das ist noch nicht mal das Schlimmste! Da braucht man bloß Frau Micker zu fragen! Und über Frösche lasse ich mir von dir schon gleich gar nichts erzählen! Ich werde ja wohl noch einen Frosch erkennen, wenn ich einen sehe! Und ich habe Frösche gesehen! Die müssen – «

Tiffany trat aus ihrem Körper heraus. Sie wurde immer besser darin. Manchmal übte sie den Trick vor Tieren, weil die sich nicht so schnell täuschen ließen. Doch auch die Tiere wurden nervös und liefen weg, sobald sie spürten, dass sie offenbar nur einen losgelösten Verstand vor sich hatten. Aber die Menschen? Die Menschen konnte man leicht an der Nase herumführen. Solange nur der Körper da blieb, wo man ihn abgestellt hatte, hin und wieder mit den Augen blinzelte, immer schön weiteratmete, die Balance hielt und die ganzen anderen kleinen Aufgaben erledigte, zu denen ein Körper seinen Besitzer nicht braucht, glaubten die Leute, man wäre noch da.

Langsam glitt sie auf die betrunkene Köchin zu, die nicht aufhörte zu keifen und zu geifern, die Gift und Galle spie – und Speicheltröpfchen, die ihr an ihren zahlreichen Kinnen hängen blieben.

Und da roch Tiffany den Gestank. Schwach nur, aber unverkennbar. Ob sie in ein Gesicht mit zwei Löchern blicken würde, wenn sie sich umdrehte? Nein, so schlimm konnte es noch nicht sein. Vielleicht dachte der Tückische nur an sie. Sollte sie davonlaufen? Nein. Das hätte keinen Sinn, denn er konnte überall sein. Aber sie musste wenigstens versuchen, das Unheil hier in der Küche einzudämmen.

Tiffany achtete immer sehr darauf, nicht durch andere Menschen hindurchzugehen. Es war zwar möglich, aber obwohl sie theoretisch ebenso wesenlos war wie ein Gedanke, fühlte es sich an, als wate man durch einen Sumpf – klebrig, eklig und dunkel.

An den Küchenmägden, die wie hypnotisiert dastanden, war sie bereits vorbei. Wenn sie sich außerhalb ihres Körpers befand, schien die Zeit langsamer zu vergehen.

Ja, die Flasche Sherry war so gut wie leer, und hinter einem Sack Kartoffeln lugte auch noch eine zweite, restlos ausgetrunkene hervor. Und Frau Pamps hatte eine Fahne. Sie war einem Gläschen Sherry oder auch zweien schon von jeher sehr zugetan gewesen; vielleicht war das eine Berufskrankheit bei Köchinnen, genau wie das wabbelige Dreifachkinn. Aber woher kamen ihre wüsten Beleidigungen? Hatte die Köchin sie schon immer mal aussprechen wollen, oder hatte er sie ihr in den Mund gelegt?

Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen, dachte sie. Es konnte nicht schaden, sich diesen Satz fest einzuprägen. Aber ich bin auch dumm gewesen, und das sollte ich mir ebenfalls gut merken.

Die Frau, die mit ihren Schmähreden die Mägde noch immer in ihren Bann zog, sah in der verlangsamten Welt abgrundtief hässlich aus: Ihr Gesicht glühte rot, und wenn sie den Mund aufmachte, quollen üble Gerüche hervor. Zwischen ihren ungeputzten Zähnen steckte ein Essensrest. Tiffany machte einen kleinen Schritt zur Seite. Ob es wohl möglich wäre, mit der unsichtbaren Hand in ihren derben, plumpen Körper zu greifen und ihr Herz anzuhalten?

Ein solcher Gedanke war ihr noch nie zuvor gekommen. Natürlich konnte man, wenn man sich außerhalb seines Körpers befand, nichts anfassen. Aber galt das auch, wenn man versuchte, ein schwaches Fließen zu unterbinden, ein Fünkchen zu ersticken? Sogar ein dralles Trampeltier wie die Köchin konnte mit einer winzigkleinen Störung zu Fall gebracht werden. Dann würde das dumme rote Gesicht erschlaffen, der Pesthauch aus ihrem Hals würde versiegen, und der geifernde Mund würde für immer –

Erste Gedanken, Zweite Gedanken, Dritte Gedanken und die äußerst seltenen Vierten Gedanken reihten sich in ihrem Kopf wie Planeten auf und schrien aus einem Mund: Das sind nicht wir! Pass auf, was du denkst!

Tiffany fuhr derart rüde wieder in ihren Körper, dass sie um ein Haar umgekippt wäre, wenn Preston, der direkt hinter ihr stand, sie nicht aufgefangen hätte.

Schnell! Erinnere dich daran, dass Frau Pamps erst vor sieben Monaten ihren Mann verloren hat, befahl sie sich. Und denk daran, dass sie dir, als du noch klein warst, immer Plätzchen geschenkt hat. Vergiss nicht, dass sie sich mit ihrer Schwiegertochter zerstritten hat und ihre Enkelkinder nicht mehr sehen darf. Wenn du dich darauf besinnst, siehst du eine arme alte Frau vor dir, die zu viel getrunken und zu viele Klatschgeschichten gehört hat – von diesem unangenehmen Fräulein Proper, um nur eine zu nennen. Das darfst du nicht vergessen, denn wenn du es ihr mit gleicher Münze heimzahlst, wirst du genauso, wie er dich haben will! Lass nicht zu, dass er dir wieder in den Kopf kriecht!

Preston gab ein Brummen von sich. »Ich weiß ja, dass man so etwas zu einer Dame nicht sagt, aber Sie schwitzen wie ein Schwein, Fräulein.«

Tiffany, die noch dabei war, ihre zersplitterten Gedanken zusammenzuklauben, murmelte: »Meine Mutter hat immer gesagt, Pferde dampfen, Männer schwitzen, und Damen transpirieren...«

»Tatsache?«, sagte Preston fröhlich. »Tja, Fräulein, dann transpirieren Sie wie ein Schwein.«

Worauf die Küchenmägde, durch das Wüten der Köchin mit den Nerven völlig am Ende, in hysterisches Gekicher ausbrachen. Aber jedes Lachen war gesünder als dieser Unflat, was womöglich ganz in Prestons Sinne war.

Inzwischen hatte Frau Pamps sich von ihrem Stuhl hochgerappelt und drohte Tiffany mit dem Zeigefinger. Allerdings stand sie so wackelig auf den Beinen, dass sie – je nachdem, in welche Richtung sie schwankte – abwechselnd auch Preston, den Mägden oder dem Käseregal drohte.

»Du kannst mir nichts vormachen, du hinterhältiges kleines Luder«, knurrte sie. »Jeder weiß, dass du den alten Baron auf dem Gewissen hast! Die Pflegerin hat dich gesehen! Wie kannst du es wagen, dich überhaupt noch hier blicken zu lassen? Früher oder später machst du uns allen den Garaus, aber nicht, wenn ich es verhindern kann! Ich hoffe, der Erdboden tut sich auf und verschluckt dich!« Sie taumelte nach hinten. Ein dumpfes Dröhnen war zu hören, ein Poltern und ganz kurz – bis sie erstarben – die Anfänge eines Schreis, als die Köchin rückwärts in den Keller fiel.

10

Ein schmelzendes Mädchen

»Fräulein Weh, ich muss Sie auffordern, das Kreideland zu verlassen!«, sagte Roland, sein Gesicht eine hölzerne Maske.

»Niemals!«

Der Baron verzog keine Miene. Tiffany kannte seine Halsstarrigkeit, aber so stur wie heute hatte sie ihn noch nie erlebt. Die Herzogin hatte nicht nur darauf bestanden, bei der Befragung in der Studierstube zugegen zu sein, sondern auch noch zwei ihrer eigenen Wachen mitzubringen – zusätzlich zu den beiden Männern der Burgwache. Damit war der Raum so gut wie voll. In herzlicher Feindschaft verbunden duellierten sich die konkurrierenden Wachmannpärchen mit vernichtenden Blicken.

»Das ist mein Land, Fräulein Weh!«

»Und ich habe Rechte!«

Roland nickte, wie ein Richter. »Ich bin froh, dass Sie diesen Punkt ansprechen, Fräulein Weh. Bedauerlicherweise haben Sie hier nämlich überhaupt keine Rechte. Sie sind keine Pächterin, Sie sind keine Lehensfrau, Sie sind keine Grundeigentümerin. Kurz gesagt, Sie besitzen nichts, worauf sich irgendwelche Rechte gründen würden«, sagte er, ohne den Blick auch nur einmal von dem Bogen Kanzleipapier zu erheben, der vor ihm lag.

Blitzschnell streckte Tiffany die Hand aus und riss ihm das Blatt aus den Händen. Bevor die Wachen eingreifen konnten, saß sie wieder auf ihrem Stuhl. »Wie kannst du so mit mir sprechen, ohne mir dabei in die Augen zu sehen?!« Aber sie wusste, was seine Worte bedeuteten. Ihr Vater bewirtschaftete die Farm als Lehen. Er hatte Rechte. Sie hatte keine. »Du kannst mich nicht einfach wegjagen«, sagte sie. »Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen.«

Roland seufzte. »Ich hatte wirklich gehofft, man könnte vernünftig mit Ihnen reden, Fräulein Weh, aber nachdem Sie jede Schuld von sich weisen, muss ich wohl deutlicher werden. Hier die Tatsachen: Punkt eins – Sie geben zu, dass Sie das Kind Amber Micker ihren Eltern entzogen und zu dem Elfenvolk verbracht haben, das in Erdhöhlen haust. Dachten Sie, das sei der richtige Aufenthaltsort für ein junges Mädchen? Laut Aussage meiner Männer herrscht dort eine regelrechte Schneckenplage.«

»Nicht so schnell, Roland – «

»Du wirst meinen zukünftigen Schwiegersohn mit ›Hochwohlgeboren‹ anreden«, blaffte die Herzogin.

»Und wenn nicht? Schlagen Sie mich dann mit Ihrem Stock, Durchlaucht? Machen Sie mir Feuer unterm Hintern? «

»Was unterstehst du dich!«, empörte sich die Herzogin mit flammendem Blick. »Und du, Roland, willst du es etwa zulassen, dass sich deine Gäste derart beleidigen lassen müssen?«

Seine Verwunderung wirkte echt. »Ich habe leider nicht die leiseste Ahnung, worum es hier eigentlich geht«, antwortete er.

Tiffany zeigte mit dem Finger auf die Herzogin, worauf deren Wachen zu den Waffen griffen, worauf die Wachen des Barons, um sich nicht ausstechen zu lassen, ebenfalls die Waffen zückten. Als die Schwerter endlich wieder auseinandersortiert und sicher verstaut waren, ging die Herzogin zum Gegenangriff über. »Du darfst dir eine solche Insubordination nicht bieten lassen, mein Junge! Du bist der Baron, und du hast dieser... dieser Kreatur befohlen, dein Land zu verlassen. Sie stört die öffentliche Ordnung. Muss ich dich, wenn sie sich weiterhin mutwillig weigert zu gehen, erst daran erinnern, dass ihre Eltern deine Lehensleute sind?«

Tiffany, in der es bereits wegen der »Kreatur« brodelte, war überrascht, als der junge Baron den Kopf schüttelte und sagte: »Nein, ich kann gute Lehensleute nicht dafür bestrafen, dass sie eine missratene Tochter haben.«

Missraten? Das war ja noch schlimmer als Kreatur! Wie konnte er es wagen... Und ihre Gedanken überschlugen sich. Er würde es nicht wagen. Seit sie sich kannten, hatte er sich noch nie etwas getraut, in all der Zeit, die sie für ihn Tiffany und er für sie Roland gewesen war. Es war eine seltsame Beziehung gewesen, vor allem deshalb, weil es eigentlich gar keine war. Sie hatten sich nicht zueinander hingezogen gefühlt, sondern eher, wie vom Lauf der Welt zueinander hingeschubst. Sie war eine Hexe und damit automatisch anders als die anderen Dorfkinder; er war der Sohn des Barons und damit automatisch anders als die anderen Dorfkinder.

Und dann hatten sie den Fehler gemacht, sich einzubilden, dass zwei Dinge, die anders waren, ein Gleiches ergeben würden. Es war für beide nicht angenehm gewesen, einsehen zu müssen, dass diese Rechnung nicht aufging, und auf beiden Seiten waren Worte gefallen, die besser ungesagt geblieben wären. Und vorbei war es damit auch nicht, weil es ja nie angefangen hatte, jedenfalls nicht richtig. Aber so war es für beide das Beste. Natürlich. Bestimmt. Ja, ja.

Doch in dieser ganzen Zeit war er nie so gewesen wie jetzt, nie so kalt, nie so dumm und kleinkariert. Aber Tiffany konnte sein Benehmen auch nicht einfach der grässlichen Herzogin in die Schuhe schieben, so gern sie das getan hätte. Nein, hier ging noch etwas anderes vor. Sie musste auf der Hut sein. Und während sie beobachtete, wie die anderen sie beobachteten, verstand sie auf einmal, dass ein Mensch dumm und klug zugleich sein konnte.

Sie hob ihren Stuhl hoch, stellte ihn genau vor seinen Schreibtisch, setzte sich hin, faltete die Hände und sagte: »Ich bitte vielmals um Verzeihung, Hochwohlgeboren.« Sie wandte sich der Herzogin zu und verneigte sich: »Und bei Ihnen ebenfalls, Durchlaucht. Mein Benehmen war unziemlich. Es wird nicht noch einmal vorkommen. Vielen Dank.«

Die Herzogin gab lediglich ein Knurren von sich. Obwohl Tiffany ohnehin keine hohe Meinung von ihr hatte, sank sie mit dieser Reaktion in ihrer Achtung noch ein gutes Stück tiefer. Ein Knurren? Nach einer Kapitulation auf der ganzen Linie? Dafür, dass sie eine aufmüpfige junge Hexe gedemütigt hatte, hätte sie sich wirklich etwas Besseres einfallen lassen können – eine auf die Spitze getriebene Spitze beispielsweise. Wäre das etwa zu viel verlangt gewesen?

Der Blick, mit dem Roland Tiffany anstarrte, war schon nicht mehr perplex: Er war multiplex. Und als sie ihm gleich darauf auch noch mit den Worten »Möchten Sie jetzt die anderen Punkte abhandeln, Hochwohlgeboren?« das leicht zerknitterte Papier zurückgab, kam er aus dem Staunen gar nicht mehr heraus.

Nachdem er den Bogen umständlich auf dem Schreibtisch glattgestrichen hatte, sagte er: »Da wären noch Punkt zwei: der Tod meines Vaters, und Punkt drei: der Diebstahl des Geldes aus seiner Schatulle.«

Tiffany verstörte ihn mit einem aufmunternden Lächeln. »Sonst noch etwas, Hochwohlgeboren? Mir ist sehr daran gelegen, dass alles auf den Tisch kommt.«

»Roland, sie führt was im Schilde«, sagte die Herzogin. »Sieh dich vor.« Sie winkte den Wachen. »Und ihr seht zu, dass ihr euch ebenfalls vorseht.«

Die kühnen Recken, die nicht recht begriffen, wie sie noch wachsamer sein sollten, wo sie doch vor lauter Nervosität schon jetzt wachsamer waren als je zuvor, drückten den Rücken durch und nahmen die Schultern zurück.

Roland räusperte sich. »Ä-hem – dann wäre da noch Punkt vier: der Tod der Köchin, die ziemlich genau in dem Augenblick zu Tode stürzte, als Sie von ihr beleidigt wurden. Haben Sie diese Anklagepunkte verstanden?«

»Nein«, antwortete Tiffany.

Roland schwieg einen Augenblick. »Äh, und warum nicht?«

»Weil es keine Anklagepunkte sind, Hochwohlgeboren. Sie bezichtigen mich nicht offen des Diebstahls oder der Schuld am Tod Ihres Vaters und Ihrer Köchin. Sie knallen mir diese Vorwürfe einfach nur an den Kopf und hoffen wahrscheinlich, dass ich in Tränen ausbreche. Aber Hexen weinen nicht, und ich verlange etwas, das vermutlich noch keine Hexe je verlangt hat: Ich will eine Verhandlung. Ein ordnungsgemäßes Gerichtsverfahren. Mit Beweisen. Mit Zeugen. Damit die Leute, die etwas über mich zu sagen haben, es vor allen sagen müssen. Ich verlange eine Verhandlung mit Geschworenen von meinem Stand, das heißt, mit einer Jury aus Leuten wie mir. Und das heißt Habeas Corpus. Bitte sehr. Danke sehr.« Sie stand auf und wandte sich zur Tür, die von einem Knäuel rangelnder Wachen blockiert wurde. Sie drehte sich wieder zu Roland um und deutete einen Knicks an. »Ich gehe dann jetzt, Hochwohlgeboren. Es sei denn, Sie wären sich Ihrer Sache so sicher, dass Sie mich festnehmen lassen wollen.«

Ungläubig starrten Roland und die Herzogin hinter ihr her, als sie zu den Wachen trat.

»Guten Abend, Feldwebel, guten Abend, Preston, guten Abend, meine Herren. Ich will nicht lange stören. Dürfte ich vielleicht kurz vorbei? Ich gehe.« Preston zwinkerte ihr zu, als sie sich an seinem Schwert vorbeischob. Dann hörte sie nur noch, wie das Kartenhaus aus Wachen krachend in sich zusammenfiel.

Sie ging in den Rittersaal. In dem praktisch zimmergroßen Kamin brannte ein riesiges Feuer. Ein Torffeuer. Viel Wärme bekam der Saal, in dem man sogar im Hochsommer fröstelte, nicht ab, aber direkt davor war es schön gemütlich, und wenn man schon Qualm einatmen musste, dann gab es nichts Besseres als Torfrauch, der in den Schornstein emporstieg und sich wie ein warmer Nebel um die Speckseiten legte, die darin zum Räuchern aufgehängt waren.

Früher oder später würden die Schwierigkeiten sie wieder einholen, aber bis dahin konnte Tiffany erst einmal ein bisschen vor dem Kamin sitzen, um sich auszuruhen und bei der Gelegenheit auch mal mit sich selbst ins Gericht zu gehen. Wie hatte sie nur so dumm sein können? Wie viel Gift konnte der Tückische ihnen einträufeln? Wie viel Hetze war nötig?

Das war das Problem mit der Hexerei: Obwohl alle die Hexen brauchten, schienen sie es zu hassen, dass sie sie brauchten. Und irgendwie verwandelte sich der Hass auf die Tatsache in Hass auf die Person. Dann fingen die Leute an zu denken: Wie kommst du dazu, solche Fähigkeiten zu besitzen? Wie kommst du dazu, solche Sachen zu wissen? Wie kommst du dazu, dir einzubilden, du wärst besser als wir? Aber Tiffany bildete sich nicht ein, etwas Besseres zu sein. Sie konnte besser hexen, das stimmte, aber sie konnte keinen Strumpf stricken, sie konnte kein Pferd beschlagen, und obwohl ihr beim Käsemachen so leicht keiner etwas vormachte, brauchte sie beim Brotbacken drei Versuche, bevor ihr ein Laib gelang, an dem man sich nicht die Zähne ausbiss. Jeder hatte irgendeine besondere Fähigkeit. Das Schlimme war nur, dass man sie manchmal nicht rechtzeitig erkannte.

Da nichts besser staubt als Torf, war es kein Wunder, dass auf dem Boden des Kamins eine feine Staubschicht lag – in der sich urplötzlich kleine Fußabdrücke abzeichneten.

»Raus damit«, sagte sie. »Was habt ihr mit den Wachen gemacht?«

Ein Horde Größter landete neben ihr im Sessel.

»Och«, antwortete Rob Irgendwer. »Ich persönlich hätt diese wandelnden Blechbüchsen ja am liebsten ausgezogen bis aufs Kettenhemd, weil sie unsern Erdhügel aufgraben wollten, aber dann hättste noch mehr Ärger gekriegt, und deswegen ham wir bloß ihre Schnürsenkel zusammengeknotet. Vielleicht denkense ja, das warn die Mäuse.«

»Aber ihr sollt doch keinem etwas antun. Die Wachen müssen ihre Befehle befolgen.«

»Nee, müssense nich«, sagte Rob verächtlich. »Das is keine Aufgabe fürn Krieger, nach irgendjemands Pfeife zu tanzen. Und was hättense wohl mit dir gemacht, wennse ihre Befehle befolgt hätten? Die alte Schabracke von einer Schwiegermutter hat dich die ganze Zeit mit Blicken aufgespießt, Jauche auf ihr Haupt! Hah! Die kann sich heut Abend schon mal auf ihr Badewasser freun!«

Sein Unterton ließ bei Tiffany alle Alarmglocken schrillen. »Ihr sollt keinem etwas tun, hast du verstanden? Keinem, Rob.«

Der Große Mann grummelte. »Schon klar, Meisterin. Ich habs mir hinter die Löffel geschrieben.«

»Und du schwörst mir bei deiner Ehre als Größter, dass das nicht bedeutet ›hinter den Löffeln, aus dem Sinn‹, sobald ich dir den Rücken zukehre?«

Rob Irgendwer schimpfte vor sich hin, in prasselnden Wörtern der Größtensprache, die sie noch nie gehört hatte. Sie klangen wie Flüche, und während er sie ausspie, kamen Rauch und Funken mit heraus. Außerdem stampfte er mit den Füßen – immer ein sicheres Zeichen dafür, dass ein Größter mit seiner Geduld am Ende ist. »Sie kamen bewaffnet mit scharfem Stahl, um mein Zuhause aufzugraben, meinen Clan und meine Familie.« Sein Vorwurf klang umso bedrohlicher, weil er ihn vollkommen ruhig und nüchtern aussprach. Zuletzt schleuderte er noch einen kurzen Satz ins Feuer, das in der Sekunde, als die Wörter in die Flammen stürzten, giftig grün aufloderte.

»Ich werd der Hexe der Hügel gehorchen, das weißt du, aber lass dir ein für allemal gesagt sein: Wenn uns noch mal ne Schaufel zu nah kommt, dann schieb ich sie ihrem Besitzer untern Kilt, und zwar mit dem stumpfen Ende voraus, damit er sich beim Rausziehn die Hände aufschneidet. Aber danach kommts erst richtig dicke! Und ich schwör dir auf meine Gürteltasche, wenn hier irgendwer irgendwen verjagt, dann sind wir das!« Er stampfte noch ein paar Mal auf den Fußboden, dann fügte er unvermittelt hinzu: »Und was soll das überhaupt heißen, dasste dich aufs Gesetz berufst? Das Gesetz und wir sind keine Freunde, das weißte.«

»Und was ist mit dem Kleinen Irren Arthur?«, fragte Tiffany.

Obwohl es in der Regel unmöglich war, einen Größten so dumm dastehen zu lassen wie ein Schaf, sah Rob Irgendwer plötzlich aus, als ob er sich ein »Mäh!« nur mit Mühe verkneifen konnte. »Ja, echt schlimm, was diese Gnome aus ihm gemacht haben«, sagte er traurig. »Wussteste schon, dass er sich jeden Tag das Gesicht wäscht? Klar, kann man schon mal machen, wenn die Dreckkruste zu dick wird, aber jeden Tag? Ich frag dich, wie soll ‘n Mann so was aushalten? «

Dann hörte Tiffany nur noch ein leises Wusch! und sah sich im nächsten Augenblick, von allen guten Größten verlassen, allein einem Trupp Wachen gegenüber. Zum Glück handelte sich nur um den Feldwebel und Preston, die scheppernd strammstanden. Der Feldwebel räusperte sich. »Spreche ich mit Fräulein Tiffany Weh?«, fragte er.

»Sieht mir ganz danach aus, Brian«, antwortete Tiffany. »Aber das musst du selbst beurteilen.«

Der Feldwebel blickte sich ängstlich um und beugte sich zu ihr. »Bitte, Tiff«, flüsterte er. »Das ist jetzt kein Spaß mehr.« Er richtete sich schnell wieder auf und sagte um einiges lauter als nötig: »Fräulein Tiffany Weh! Auf Befehl meines Herrn, des Barons, setze ich Sie hiermit in Kenntnis, dass Sie laut seinem Befehl die Burg und ihren Unk-Reis nicht verlassen dürfen.«

»Ihren was?«, fragte Tiffany.

Wortlos, mit Blick zur Decke, reichte ihr der Feldwebel ein Pergament.

»Ach so, du meinst Umkreis«, sagte sie. »Das bedeutet die Burg und alles, was darum herum liegt«, erläuterte sie. »Aber ich dachte, der Baron will, dass ich gehe?«

»Ich weiß bloß, was hier steht, Tiff, und ich habe den Befehl, deinen Besen ins Verlies zu sperren.«

»Da hast du ja einen sehr beeindruckenden Auftrag zu erfüllen, Feldwebel. Bitte, bedien dich, er lehnt da vorne an der Wand.«

Der Feldwebel machte ein erleichtertes Gesicht. »Dann machst du... uns keinen Ärger?«

Tiffany schüttelte den Kopf. »Nicht den Geringsten, Feldwebel. Ich werde mich doch nicht mit einem Mann anlegen, der nur seine Pflicht tut.«

Der Feldwebel bewegte sich vorsichtig auf den Besen zu. Sie kannten ihn alle, natürlich; sie sahen ihn ja fast jeden Tag, wenn er – haarscharf – über sie hinwegflog. Die Hand schon danach ausgestreckt, blieb Brian stehen. »Und was passiert, wenn ich ihn anfasse?«, fragte er.

»Dann ist er startklar«, antwortete Tiffany.

Sehr, sehr langsam trat die Hand des Feldwebels den Rückzug aus der näheren Umgebung und vielleicht auch aus dem Umkreis des Besens an. »Aber er würde doch nicht mit mir losfliegen, oder?« In seiner flehenden Stimme schwang Flugangst mit.

»Wahrscheinlich nicht sehr weit und nicht sehr hoch«, sagte Tiffany, ohne sich umzudrehen. Der Feldwebel war bekannt dafür, dass ihm schon schwindelig wurde, wenn er nur auf einen Stuhl stieg. Sie ging zu ihm hinüber und nahm den Besen an sich. »Brian, wie lauten deine Befehle für den Fall, dass ich deine Befehle missachte?«

»Dann soll ich dich verhaften!«

»Ach ja? Und mich ins Verlies sperren?«

Der Feldwebel zuckte zusammen. »Du weißt, dass ich das nicht machen wollen würde, Tiff«, antwortete er. »Manche Leute haben nämlich nicht vergessen, was Dankbarkeit ist. Und wir wissen doch alle, dass die arme alte Frau Pamps blau wie ein Veilchen war.«

»Dann will ich dir das ersparen«, sagte Tiffany. »Soll ich den Besen, wenn er dir solche Sorgen macht, nicht einfach selber runter ins Verlies bringen und ihn einsperren? Dann kann ich nicht mehr wegfliegen. Was meinst du?«

Man konnte regelrecht hören, wie dem Feldwebel ein Stein vom Herzen fiel. Während sie die Treppe zum Verlies hinunterstiegen, sagte er mit gesenkter Stimme: »Ich kann nichts dafür, das musst du verstehen. Die da oben sind schuld. Anscheinend bestimmt jetzt die Durchlaucht, wo‘s langgeht.« Tiffany hatte noch nicht sehr viele Verliese gesehen, doch das Verlies der heimischen Burg genoss einen recht guten Ruf. Es hieß, dass es wahrscheinlich mindestens fünf eiserne Fußfesseln an der Eisenkette einheimsen würde, falls jemand auf die Idee kommen sollte, einen Verlies- und Kerkerführer zu verfassen. Es war großzügig geschnitten und hatte funktionsfähige sanitäre Anlagen – will sagen, eine praktische Rinne in der Mitte des Fußbodens, die in dem unvermeidlichen runden Loch endete, aus dem es angeblich halbwegs erträglich roch, wie Kenner berüch-, äh, berichteten.

Das Gleiche galt auch für die Ziegen, die sich von ihren gemütlichen Strohlagern erhoben und Tiffany aus ihren geschlitzten Augen gespannt beobachteten, für den Fall, dass sie irgendetwas Interessantes zu tun gedachte – wie zum Beispiel, sie zu füttern. Währenddessen ließen sie sich beim Kauen nicht stören, denn da sie Ziegen waren, fraßen sie ihr Abendessen bereits zum zweiten Mal.

Das Verlies hatte zwei Eingänge. Der eine führte direkt nach draußen: Wahrscheinlich hatte er in der guten alten Zeit dazu gedient, die Gefangenen hereinzuschleppen, damit man sie nicht durch den Rittersaal schleifen musste. Man wollte sich ja schließlich nicht den Boden mit Lehm und Blut verdrecken.

Heutzutage wurde das Verlies hauptsächlich als Ziegenstall genutzt und als Lagerplatz für Äpfel – sicherheitshalber auf hoch oben an der Wand angebrachten Borden, sodass höchstens eine zu allem entschlossene Ziege herangekommen wäre.

Tiffany legte den Besen auf das unterste Brett, während der Feldwebel eine Ziege streichelte, um nicht hinsehen zu müssen – sonst wäre ihm schwindelig geworden. Deshalb traf es ihn auch vollkommen unvorbereitet, als Tiffany ihn plötzlich rückwärts zur Tür hinausschob, den Schlüssel aus dem Schloss zog, selbst wieder ins Verlies schlüpfte und von innen absperrte.

»Doch, Brian, du kannst sehr wohl etwas dafür. Natürlich bist nicht du allein schuld, wahrscheinlich bist du noch nicht mal besonders mitschuldig, und es tut mir auch leid, dass ich dich so übertölpelt habe, aber wenn ich schon wie eine Verbrecherin behandelt werde, kann ich mich auch genauso gut wie eine benehmen.«

Brian schüttelte den Kopf. »Wir haben noch einen Ersatzschlüssel. «

»Und was willst du damit anfangen, wenn von innen schon ein Schlüssel steckt und du ihn nicht umdrehen kannst?«, fragte Tiffany. »Aber du musst es auch mal positiv sehen. Ich sitze hinter Schloss und Riegel, was einigen Leuten wahrscheinlich gar nicht mal unlieb ist, also mach dir um diesen kleinen Schönheitsfehler nicht so viele Gedanken. Weißt du, ich glaube, du siehst das Ganze einfach falsch rum. Ich bin weggesperrt, das schon. Aber nicht zu eurer Sicherheit, sondern zu meiner eigenen.« Brian schien den Tränen nah, und sie dachte: Nein, ich kann das nicht. Er war immer anständig zu mir. Er versucht sogar jetzt noch, anständig zu sein. Nur, weil ich klüger bin als er, soll er nicht seine Stelle verlieren. Außerdem weiß ich schon, wie ich hier rauskomme. Das ist das Problem mit Leuten, die ein Verlies besitzen; sie verbringen selbst nicht genug Zeit darin. Tiffany gab ihm die Schlüssel zurück.

Schlagartig hellte sich seine Miene wieder auf. »Du bekommst natürlich Wasser und Brot!«, sagte er. »Du kannst ja nicht nur von Äpfeln leben.«

Tiffany setzte sich ins Stroh. »Eigentlich ist es ganz heimelig hier drin. Das mag ich so an Ziegenrülpsern: Sie machen alles schön warm und gemütlich. Nein, die Äpfel esse ich nicht, aber ich glaube, ein paar von ihnen müssen mal umgedreht werden, damit sie nicht faulen. Darum kümmere ich mich, während ich hier drin bin. Allerdings: Solange ich hier drin bin, kann ich natürlich nicht draußen sein. Ich kann keine Arznei zubereiten. Ich kann keine Zehennägel schneiden. Ich kann nicht helfen. Wie geht es eigentlich dem Bein von deiner Mutter? Hoffentlich ist es nicht wieder schlimmer geworden. Würdest du jetzt bitte gehen? Ich muss mal aufs Loch.«

Seine Stiefel verhallten auf der Treppe. Sie war ein bisschen gemein zu ihm gewesen, aber was blieb ihr denn anderes übrig? Sie blickte sich um und hob ein sehr altes, sehr dreckiges Strohbüschel hoch, das seit Ewigkeiten niemand mehr angerührt hatte. Alles mögliche Geziefer krabbelte, hüpfte oder glitschte davon. Nachdem die Luft wieder rein war, tauchten rings um sie herum Größten-Köpfe auf, von denen Strohhalme rieselten.

»Holt mir meinen Anwalt«, sagte Tiffany fröhlich. »Ich glaube, dieser Arbeitsplatz könnte ihm gefallen.«

Für einen Anwalt, der wusste, dass sein Honorar aus Käfern bestehen würde, legte der Kröterich großen Elan an den Tag.

»Am besten fangen wir mit widerrechtlicher Festnahme an. So etwas sehen die Richter gar nicht gern. Wenn irgendwer ins Gefängnis befördert wird, möchten sie das lieber selbst besorgen.«

»Hm, aber eigentlich habe ich mich selber eingesperrt«, sagte Tiffany. »Zählt das auch?«

»Darüber würde ich mir momentan nicht den Kopf zerbrechen. Sie befanden sich in einem Nötigungsnotstand, Ihre Bewegungsfreiheit war stark eingeschränkt, und man hat Sie in Angst und Schrecken versetzt.«

»Ich hatte weder Angst noch Schrecken! Ich hatte eine Stinkwut!«

Der Kröterich patschte mit der Hand auf einen davontrippelnden Tausendfüßler. »Aber Sie wurden in Anwesenheit vierer bewaffneter Männer von zwei Mitgliedern des Adels verhört? Ohne Vorwarnung? Ohne Verlesung Ihrer Rechte? Und der Baron glaubt, Sie hätten seinen Vater ermordet und eine größere Geldsumme entwendet?«

»Ich denke, Roland will das gar nicht glauben«, sagte Tiffany. »Jemand hat mich verleumdet.«

»Dann müssen wir dagegen vorgehen, unbedingt. Er darf Sie nicht ohne jegliche Beweise in aller Öffentlichkeit des Mordes bezichtigen. Damit kann er sich in ernsthafte Schwierigkeiten bringen!«

»Oh«, sagte Tiffany. »Aber ich möchte nicht, dass er Ärger bekommt!« Da man bei einem Kröterich nur schwer erkennen kann, wann er schmunzelt, musste Tiffany es sich eben denken. »Hab ich etwas Komisches gesagt?«

»Nein, nichts Komisches, nein, nicht per se. Aber etwas Trauriges und in gewisser Hinsicht Drolliges«, antwortete der Kröterich. »Wobei mit ›drollig‹ in diesem Fall ›bittersüß‹ gemeint ist. Dieser junge Mann erhebt Anschuldigungen gegen Sie, für die Sie – falls sie der Wahrheit entsprächen – in vielen Ländern dieser Welt zum Tode verurteilt werden würden, und trotzdem möchten Sie ihn schonen?«

»Ich weiß ja, dass das ein bisschen gefühlsduselig ist, aber ihm sitzt die ganze Zeit die Herzogin im Nacken, und dieses Mädchen, das er heiraten will, ist ein waschlappiges Jammerläppchen...« Sie verstummte. Schritte kamen die steinerne Treppe herunter, die vom Rittersaal ins Verlies führte, und sie klangen definitiv nicht nach dem Poltern von beschlagenen Stiefeln, wie sie die Wachen trugen.

Es war Lätitia, Rolands Braut, ganz in Weiß gewandet und in Tränen aufgelöst. Sie blieb vor Tiffanys Zelle stehen, klammerte sich an die Gitterstäbe und weinte und weinte: kein bitterliches Schluchzen, nur ein nicht enden wollendes Flennen und Schiefen und im-Ärmel-nach-dem-sowiesoschon-triefnassen-Spitzentaschentüchlein-suchendes-Weinen.

Dabei sah sie Tiffany nicht einmal richtig an, sondern weinte nur auf Verdacht in ihre Richtung. »Es tut mir so leid! Es tut mir ja so leid! Was müssen Sie nur von mir denken?«

Und so sah sich Tiffany plötzlich dem personifizierten Pferdefuß des Hexenberufs gegenüber. Dem Menschen, dessen bloße Existenz sie eines Abends auf die Idee gebracht hatte, ein Wachspüppchen mit Stecknadeln zu durchbohren. Sie hatte der Versuchung aus mehreren Gründen widerstanden: weil man so etwas einfach nicht machte, weil Hexen solche Praktiken ablehnten und weil es grausam und gefährlich war – aber vor allem auch, weil sie keine Stecknadeln finden konnte.

Und jetzt war derselbe Mensch nur noch ein Häuflein Elend und derart verzweifelt, dass Anstand und Würde von einem Schwall kullernder Tränen davongespült wurden. Wie hätte der Hass dieser Flut standhalten sollen? Obwohl... richtiger Hass war es von Anfang an nicht gewesen, eher ein schmollender Groll. Tiffany war schon immer klar gewesen, dass sie für die Rolle der Prinzessin nicht in Frage kam, nicht ohne die langen blonden Haare. So etwas war im Märchenbuch einfach nicht vorgesehen. Sie konnte es bloß nicht leiden, wenn man sie mit der Nase darauf stieß.

»Ich habe nie gewollt, dass es so kommt!«, blubberte Lätitia. »Es tut mir so leid, so unendlich leid. Was hab ich mir nur dabei gedacht?« Der nächste Tränenstrom ergoss sich auf ihr albernes Rüschenkleidchen und – oh nein, auch das noch: An der Spitze ihres perfekt geschnittenen Näsleins blähte sich ein kugelrunder Rotzballon.

Mit fasziniertem Grauen sah Tiffany zu, wie sich das weinende Mädchen unter lautem Gepruste die Nase putzte und – oh nein. Bitte nicht! Oh doch, sie tat es. Sie wrang über dem ohnehin schon tränennassen Boden auch noch das triefende Taschentuch aus.

»So schlimm wird es schon nicht sein«, sagte Tiffany laut, um nicht mit anhören zu müssen, wie der Guss auf die Pflastersteine platschte. »Vielleicht kann ich Ihnen ja helfen, Sie müssten nur mal kurz mit dem Weinen aufhören.«

Prompt sprudelten die Tränen noch heftiger hervor, begleitet von einem echten, altmodischen Schluchzen, wie es Tiffany – bis heute – im wahren Leben noch nie begegnet war. In Büchern machten die Leute beim Weinen bu-huh, aber doch nicht in Wirklichkeit. Lätitia schon. Sie bu-huhte sich die Seele aus dem Leib, sodass einige Tränen als Querschläger bis zur Treppe spritzten. Doch in das Schluchzen mischte sich noch etwas anderes – Schlupfwörter, die, gut durchgefeuchtet, in Tiffanys Kopf landeten.

Sie dachte: Ach, tatsächlich? Doch bevor sie etwas sagen konnte, klapperte es auf den Stufen. Roland, die Herzogin und eine ihrer Wachen kamen eilig die Treppe heruntergelaufen, gefolgt von Brian, der ganz offensichtlich nicht die Absicht hatte, sich beim Klappern auf seinen eigenen Stufen von anderer Leute Wachmänner übertrumpfen zu lassen.

Roland, der in der Pfütze kurz ins Schlittern geriet, schlang schützend die Arme um die klamme Lätitia. Hinter ihnen warf sich die Herzogin so raumgreifend bedrohlich in Pose, dass den beiden Wachen für eigene Drohposen kaum noch Platz blieb und sie sich damit begnügen mussten, einander mit bösen Blicken zu durchbohren.

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«, herrschte Roland Tiffany an. »Wie haben Sie sie hier runtergelockt?«

Der Kröterich räusperte sich, um etwas zu sagen, was Tiffany kurzerhand mit einem Stiefelstupser unterband. »Kein Wort, du Amphibie«, zischelte sie. Sicher, er war ihr Anwalt, aber wenn die Herzogin sah, dass sie sich juristisch von einem Kröterich vertreten ließ, würde das ihre Lage nur noch verschlimmern.

Vielleicht wäre es allerdings besser gewesen, die Herzogin hätte den Kröterich doch gesehen, denn das böse Ende folgte auf dem Fuße. »Hast du das gehört? Das ist ja wohl der Gipfel der Unverschämtheit! Sie hat mich eine Amphibie genannt!«, empörte sie sich.

Tiffany lag der Satz »Ich meinte nicht dich, ich meinte die andere« bereits auf der Zunge, aber sie schluckte ihn hinunter. Stattdessen setzte sie sich hin, schaufelte unauffällig eine Handvoll Stroh auf den Kröterich und wandte sich Roland zu. »Welche dieser Fragen soll ich als erste nicht beantworten? «

»Meine Leute wissen, wie man jemanden wie dich zum Sprechen bringt!«, rief die Herzogin über seine Schulter hinweg.

»Vielen Dank, aber ich kann schon sprechen«, sagte Tiffany. »Anfangs dachte ich, die pure Schadenfreude hätte sie hergetrieben, aber inzwischen glaube ich, dass diese trockene Erklärung nicht ausreicht.«

»Sie kann hier doch nicht raus, oder?«, fragte Roland den Feldwebel.

Der salutierte zackig und antwortete: »Nein, gnädiger Herr. Ich habe die Schlüssel beider Türen sicher in meiner Tasche verwahrt, gnädiger Herr.« Dabei warf er dem Wachmann der Herzogin einen selbstzufriedenen Blick zu, der sagen sollte: Jetzt kannst du mal sehen, wer hier die wichtigen Fragen gestellt kriegt und wessen prompte und präzise Antworten gefragt sind. So!

Die Wirkung wurde ein wenig dadurch getrübt, dass die Herzogin sagte: »Dieser Mann hat dich zweimal mit ›gnädiger Herr‹ statt mit ›Hochwohlgeboren‹ angeredet, Roland. Du darfst dir von den niederen Ständen solche Vertraulichkeiten nicht bieten lassen! Wie oft muss ich dir das noch sagen?«

Tiffany hätte Roland am liebsten einen Tritt verpasst, weil er dieses Biest nicht sofort mit ein paar ausgesuchten Worten in die Schranken wies. Brian hatte ihm das Reiten beigebracht und das Fechten und das Jagen. Vielleicht hätte er ihm auch ein paar Manieren beibringen sollen.

»Eine Frage«, sagte sie bissig. »Soll ich bis in alle Ewigkeit hier eingekerkert bleiben? Dann bräuchte ich nämlich ein paar Strümpfe und Kleider zum Wechseln und natürlich – Entschuldigung, dass ich es ausspreche – saubere Unaussprechliche. «

Möglicherweise war es das Wort ›Unaussprechliche‹, das dem jungen Baron momentan die Sprache verschlug. Aber er berappelte sich erstaunlich schnell und antwortete: »Wir sind, äh... will sagen, ich bin, äh... der Ansicht, dass es besser wäre, Sie bis nach der Hochzeit auf humane Art und Weise aus dem Verkehr zu ziehen. In jüngster Zeit scheinen Sie ja regelrecht unter einem Unstern zu stehen. Es tut mir leid.«

Tiffany schwieg lieber gleich. Es hätte sich einfach nicht gehört, nach einer derart pathetischen, albernen Rede laut loszuprusten.

Mit einem gequälten Lächeln fuhr er fort: »Es soll Ihnen an nichts fehlen, und wenn Sie möchten, schaffen wir auch die Ziegen hinaus.«

»Mir wäre es lieber, wenn sie bleiben«, sagte Tiffany. »Ich fühle mich in ihrer Gesellschaft schon richtig wohl. Aber dürfte ich noch etwas fragen?«

»Nur zu.«

»Diese ganze Geschichte läuft doch hoffentlich nicht auf Spindeln hinaus, oder?« Das schien ihr die einzig plausible Erklärung für seine verschrobenen Gedankengänge.

»Wie bitte?«, gab Roland zurück.

Die Herzogin stieß ein triumphierendes Lachen aus. »Ja, das ist ihr zuzutrauen, dieser unverschämten, selbstherrlichen Person, dass sie uns mit ihren finsteren Absichten auch noch verhöhnt. Wie viele Spinnräder haben wir hier auf der Burg, Roland?«

Der junge Mann machte ein erschrockenes Gesicht. Wie immer, wenn seine zukünftige Schwiegermutter das Wort an ihn richtete. »Äh, das kann ich nicht sagen. Ich glaube, die Beschließerin hat eins, und im hohen Turm steht immer noch das Spinnrad meiner Mutter... Es dürften schon so einige sein. Mein Vater hat – hatte – es immer gern, wenn die Leute sich sinnvoll mit den Händen beschäftigen. Aber genau weiß ich es wirklich nicht.«

»Ich werde den Männern befehlen, die Burg zu durchsuchen und alle Spinnräder – und vor allem die Spindeln – zu zerstören! Dann muss diese Person Farbe bekennen. Es weiß schließlich jeder, wozu eine wie sie mit einer Spindel fähig ist. Ein einziger Stich in den Finger, und wir fallen alle in einen hundertjährigen Tiefschlaf!«

Lätitia, die bis jetzt stumm dabeigestanden hatte, brachte schniefend hervor: »Mutter, du weißt doch, dass ich noch nie ein Spinnrad anrühren durfte.«

»Und das wirst du auch in Zukunft nicht, Lätitia, niemals, nur über meine Leiche. Solche Gerätschaften sind für die arbeitende Bevölkerung da. Du bist eine Dame. Zum Spinnen hat man seine Dienstboten.«

Roland hatte einen roten Kopf bekommen. »Meine Mutter hat gesponnen«, sagte er betont deutlich. »Ich habe ihr manchmal zugesehen, wenn sie im hohen Turm am Spinnrad saß. Es hatte Intarsien aus Perlmutt. Und es bleibt, wo es ist.« Für Tiffany, die sich die Szene durch die Gitterstäbe betrachtete, stand fest, dass an dieser Stelle jeder, der auch nur ein halbes Herz, einen Rest Menschlichkeit und ein Fünkchen gesunden Menschenverstand besaß, die Angelegenheit damit auf sich hätte beruhen lassen. Jeder andere, aber nicht die Herzogin. Denn Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, und sie war natürlich über alles Bürgerliche erhaben.

»Ich bestehe darauf – « begann sie.

»Nein.« Roland wurde nicht laut. Er sagte es so nachdrücklich leise, dass es lauter als ein Schrei hallte, inklusive Unter- und Obertönen, die ausgereicht hätten, eine wild gewordene Elefantenherde wie angewurzelt stehen bleiben zu lassen. Beziehungsweise eine wild gewordene Herzogin zum Schweigen zu bringen. Aber er handelte sich dafür einen Blick ein, der ihm nichts Gutes verhieß.

Aus Mitleid sagte Tiffany: »Die Bemerkung mit den Spindeln und Spinnrädern war doch sarkastisch gemeint. Solche Sachen passieren heutzutage längst nicht mehr. Und ob es sie früher wirklich gegeben hat? Ich weiß nicht. Man muss sich das bloß mal plastisch vorstellen. Leute, die hundert Jahre schlafen, während die Bäume und die anderen Pflanzen den ganzen Palast überwuchern? Wie soll das gehen? Wieso schlafen die Pflanzen nicht auch? Sonst würden den Leuten doch irgendwann die Dornenranken in die Nasenlöcher wachsen, und ich wette, spätestens davon würde jeder aufwachen. Und was war, wenn es geschneit hat?« Während sie redete, konzentrierte sie sich auf Lätitia, der gerade ein höchst interessantes Schlupfwort entfuhr, das Tiffany sich erst einmal in Gedanken zurücklegte, um es später genauer zu betrachten.

»Wie auch immer. Es steht jedenfalls fest, dass Hexen auf Schritt und Tritt Unruhe stiften«, sagte die Herzogin. »Und deshalb bleibst du hier bis auf Weiteres in Gewahrsam, obwohl du, wenn es nach mir ginge, noch etwas ganz anderes verdient hättest.«

»Und was wollen Sie meinem Vater sagen, Hochwohlgeboren? «, säuselte Tiffany.

Er sah aus, als hätte sie ihm einen Schlag in die Magengrube verpasst, ein kleiner Vorgeschmack auf das, was ihn vermutlich erwartete, sobald Herr Weh von dieser Sache Wind bekam. Er würde so viele Wachen brauchen, wie er nur kriegen konnte, wenn Tiffanys Vater erfuhr, dass seine jüngste Tochter zusammen mit Ziegen eingekerkert war.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte Tiffany. »Erzählen Sie ihm doch einfach, dass ich etwas länger auf der Burg bleibe, weil ich noch einige wichtige Angelegenheiten zu erledigen habe. Der Feldwebel kann meinem Vater diese Nachricht sicher überbringen, ohne ihn unnötig zu beunruhigen? « Den letzten Satz hatte sie als Frage formuliert, doch während Roland schon mit dem Kopf nickte, konnte die Herzogin erneut nicht an sich halten.

»Dein Vater ist der Lehensmann des Barons und hat zu tun, was man von ihm verlangt!«

Roland wand sich vor Verlegenheit. Herr Weh und der alte Baron hatten sich als Männer von Welt auf ein vernünftiges Übereinkommen verständigt, welches so aussah, dass Herr Weh alles tat, was der Baron von ihm verlangte. Vorausgesetzt, der Baron verlangte nur das von ihm, was unbedingt getan werden musste und was Herr Weh auch tun wollte.

So etwas nennt man Loyalität, hatte Tiffanys Vater ihr eines Tages erklärt. Es bedeutete, dass die unterschiedlichsten Menschen gut zusammenarbeiten konnten, solange beide Seiten verstanden, dass auch die kleinen Leute nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte hatten – und Würde. Ihre Würde war den Leuten umso wichtiger, weil sie, abgesehen von Bettzeug, Töpfen und Pfannen, Werkzeug und Besteck, so ziemlich das Einzige war, was sie überhaupt besaßen. Über diese Abmachung brauchte man nicht viele Worte zu verlieren, weil jeder vernünftige Mensch wusste, wie sie funktionierte: Sei du ein guter Herr, dann bin ich ein guter Knecht. Ich halte dir die Treue, wenn du mir die Treue hältst, und solange dieser Kreislauf sich ungestört vollzieht, geht alles so weiter, wie es immer war.

Roland war gerade auf dem besten Weg, den Kreislauf zu unterbrechen. Zumindest hinderte er die Herzogin nicht daran, ihn ins Stocken zu bringen. Seine Familie regierte seit einigen hundert Jahren im Kreideland und konnte ihren Herrschaftsanspruch urkundlich belegen. Im Gegensatz dazu gab es keinerlei Aufzeichnungen darüber, wann der oder die erste Weh das Kreideland betreten hatte; damals war Papier noch nicht einmal erfunden worden.

Zwar erfreuten Hexen sich momentan nicht der größten Beliebtheit im Land – die Leute waren aufgewühlt und verwirrt – , trotzdem war das Letzte, was Roland gebrauchen konnte, eine Konfrontation mit Herrn Weh. Obwohl er schon die ersten grauen Haare auf dem Kopf hatte, konnte Herr Weh so stur sein wie ein junger Bock. Ich muss auf jeden Fall hierbleiben, dachte Tiffany. Ich habe gerade einen losen Faden gefunden. Und was macht man damit? Man zieht daran. Laut sagte sie: »Ich bleibe gern noch ein bisschen. Wir wollen doch alle keinen Ärger.«

Roland machte ein erleichtertes Gesicht, aber die Herzogin fuhr zum Feldwebel herum und fragte: »Und sie kann das Verlies ganz bestimmt nicht verlassen?«

Brian drückte die Brust noch ein bisschen weiter raus, sodass nicht mehr viel fehlte, und er hätte ausgesehen wie ein Flitzebogen. »Jawohl, gnä – Durchlaucht, es gibt für jede Tür nur einen Schlüssel, und die habe ich beide an mich genommen. « Er klopfte auf seine rechte Tasche. Das Klirren schien die Herzogin zufriedenzustellen, denn sie sagte: »Dann können wir heute Nacht wohl alle etwas unbesorgter in unseren Betten schlafen, Feldwebel. Komm, Roland, und achte ein bisschen auf Lätitia. Ich fürchte, sie braucht wieder ihre Medizin. Gott weiß, was diese schreckliche Person zu ihr gesagt hat.«

Tiffany sah ihnen nach. Nur der Feldwebel blieb zurück, dem man immerhin zugutehalten konnte, dass ihm die ganze Geschichte ehrlich peinlich war. »Würdest du mal kurz zu mir rüberkommen, Brian?«

Seufzend trat er etwas näher an das Gitter heran. »Du machst mir doch keine Scherereien, Tiff?«

»Ach was, Brian. Aber du mir auch nicht, oder? Das will ich jedenfalls schwer hoffen.«

Der Feldwebel schloss die Augen und stöhnte. »Du führst doch etwas im Schilde, nicht wahr? Ich wusste es!«

»Lass es mich mal so formulieren«, sagte Tiffany. »Für wie wahrscheinlich hältst du es, dass ich diese Nacht in der Zelle verbringen werde?«

Brian klopfte sich auf die Tasche. »Tja, aber vergiss nicht, ich habe die – « Seine Miene veränderte sich. Es war ein herzzerreißender Anblick. Plötzlich stand er so bedröppelt da wie ein junger Hund, der gerade eine gepfefferte Standpauke bekommen hat. »Du hast mich beklaut!« Als Nächstes sah er sie so flehend an wie ein junger Hund, der sich auf eine noch viel gepfeffertere Standpauke gefasst macht.

Entgeisterung paarte sich mit Ehrfurcht, als Tiffany ihm mit einem Lächeln die Schlüssel zurückgab. »Glaubst du etwa im Ernst, dass eine Hexe einen Schlüssel braucht? Ich verspreche dir aber, dass ich morgen früh um sieben wieder zurück bin. Findest du nicht auch, dass uns unter den gegebenen Umständen mit dieser Regelung beiden geholfen ist? Vor allem, weil ich deiner Mutter ja auch irgendwann das Bein mal wieder frisch verbinden will.«

Sein Blick sagte alles. Hastig steckte er die Schlüssel ein. »Ich frag dich wohl besser nicht, wie du hier rauskommen willst?«, sagte er hoffnungsvoll.

»Ich denke, unter den gegebenen Umständen solltest du dir diese Frage tatsächlich lieber verkneifen.«

Er zögerte kurz, dann grinste er. »Danke, dass du dir das Bein von meiner Mutter ansehen willst«, sagte er. »Es ist ein bisschen lila geworden.«

Tiffany holte tief Luft. »Leider ist es so, Brian, dass wir zwei, du und ich, die Einzigen sind, die sich Gedanken um das Bein deiner Mutter machen. Da draußen gibt es alte Leutchen, die ohne fremde Hilfe weder in einen Badezuber rein- noch aus einem Badezuber wieder rauskommen. Und irgendwer muss Pillen drehen und Tränke brauen und sie den Kranken bringen, die weitab vom Schuss leben. Oder denk nur an Herrn Brecher, der ohne mein Einreibemittel kaum einen Fuß vor den anderen setzen kann.« Sie zückte ihren Kalender, der mit Bindfäden und Gummibändern zusammengehalten wurde, und hielt ihn dem Feldwebel unter die Nase. »Das sind alles Sachen, die ich erledigen muss, weil ich die Hexe bin. Wer soll sie machen, wenn ich sie nicht mache? Die junge Frau Buhlin wird bald Mutter – zum allerersten Mal. Und es werden auch noch Zwillinge, da bin ich mir sicher, das höre ich an den unterschiedlichen Herztönen. Sie hat jetzt schon panische Angst, und die nächste Hebamme lebt nicht nur zehn Meilen entfernt, sie ist leider auch noch vergesslich und ein bisschen kurzsichtig. Du bist Offizier, Brian. Offiziere sind bekannt dafür, dass sie entschlossen zupacken können. Wenn die arme junge Frau sich in ihrer Not also an dich wendet, weißt du bestimmt, was du tun musst.«

Sie durfte mit ansehen, wie sein Gesicht fast jegliche Farbe verlor. Bevor er jedoch eine Antwort stottern konnte, fuhr sie fort: »Aber ich kann dir dann nicht helfen, weil die böse Hexe ja eingesperrt gehört, damit sie sich nicht etwa an einem Spinnrad vergreifen kann! Eingesperrt wegen eines Märchens! Ich befürchte sogar, dass jemand ums Leben kommen könnte. Und wenn ich diesen Menschen sterben lasse, bin ich eine böse Hexe. Aber ich muss ja sowieso eine böse Hexe sein, sonst hättet ihr mich wohl kaum eingesperrt. «

Trotz allem tat er ihr leid. Er war nicht Feldwebel geworden, um sich mit solchen Problemen zu belasten; seine taktischen Erfahrungen beschränkten sich fast ausschließlich auf das Einfangen ausgebüxter Schweine. Durfte sie ihn dafür verurteilen, dass er Befehle befolgte? Schließlich konnte man auch dem Hammer nicht vorwerfen, was der Schreiner mit ihm machte. Aber Brian hatte ein Hirn, der Hammer nicht. Vielleicht sollte er mal versuchen, es zu benutzen.

Tiffany wartete, bis ihr das Poltern seiner Stiefel signalisierte, dass er sich – vernünftigerweise – dafür entschieden hatte, an diesem Abend lieber einen möglichst großen Abstand zwischen sich und der Zelle zu wahren und sich vielleicht außerdem noch ein paar Gedanken über seine Zukunft zu machen. Und schon kamen aus allen Ritzen Größte hervor, die einen untrüglichen Instinkt dafür hatten, wann die Luft rein war.

»Ihr hättet ihm nicht die Schlüssel stibitzen dürfen«, sagte sie, während Rob Irgendwer einen Strohhalm ausspuckte.

»Ach nee? Der will dich doch weiter hier schmorn lassen! «

»Ja, ich weiß, aber er ist ein anständiger Kerl.« Ihre Antwort klang alles andere als überzeugend, was auch Rob Irgendwer nicht entging.

»Aber klaro doch, ’n anständiger Kerl, der dich einbuchtet, weil es ihm irgend so ne alte Hutschachtel befiehlt?«, stieß er wütend hervor. »Und was sagste zu der großen kleinen Triefnase in dem weißen Fummel? Ich dacht schon, wir müssten ihr ne Dachrinne untern Zinken montiern.«

»War das ne Wassernymphe?«, fragte der Doofe Wullie. Doch die Mehrheitsmeinung tendierte dahin, dass man ein schmelzendes Mädchen aus Eis vor sich gehabt hatte. Am Fuß der Treppe paddelte noch immer eine Maus um ihr Leben.

Tiffanys Hand wanderte fast wie von selbst in ihre Tasche, zog ein Stück Schnur heraus und legte es erst einmal auf Rob Irgendwers Kopf ab. Als Nächstes förderte sie ein interessantes Schlüsselchen zutage, das sie vor drei Wochen am Straßenrand gefunden hatte, ein leeres Blumensamentütchen und einen kleinen Stein mit einem Loch darin. Tiffany sammelte kleine Steine mit Loch immer auf, weil sie Glück brachten; sie trug sie so lange in ihrer Tasche mit sich herum, bis der Stoff durchgewetzt war und sie herausfielen, sodass nur noch die Löcher zurückblieben. So, das musste für einen improvisierten Wirrwarr reichen, bloß brauchte sie eigentlich noch etwas Lebendiges. Da sämtliche Käfer längst im Magen ihres Anwalts verschwunden waren, griff sie stattdessen auf ihn selbst zurück und band ihn behutsam in das Muster ein. Seine Drohungen, gerichtliche Schritte gegen sie einzuleiten, überhörte sie geflissentlich.

»Ich begreife nicht, warum Sie nicht einen von den Größten dafür hernehmen«, beklagte sich der Kröterich. »Denen gefällt so was!«

»Ja, aber hinterher zeigt mir der Wirrwarr meistens nur den Weg zur nächsten Kneipe an. Also lass dich – und mich – nicht hängen, okay?«

Die Ziegen kauten ungerührt weiter, während Tiffany den Wirrwarr hin und her schob und nach einem Anhaltspunkt suchte. Lätitia war nicht nur in Tränen aufgelöst, sondern auch am Boden zerstört gewesen. Sie hatte nicht den Mut gehabt, ihren letzten Gedanken laut auszusprechen, allerdings auch nicht verhindern können, dass er sich in Schlupfwörter verwandelte: »Das wollte ich nicht!«

Niemand wusste, wie ein Wirrwarr funktionierte. Aber dass er funktionierte, wusste jeder. Vielleicht allein dadurch, dass er einen zum Nachdenken brachte. Eventuell, indem er den Augen etwas zu tun gab, während man nachdachte, und Tiffany dachte: Es gibt auf dieser Burg noch jemanden, der magisch veranlagt ist. Der Wirrwarr verdrehte sich, die Kröte beschwerte sich, und der silberne Faden einer Schlussfolgerung wehte durch Tiffanys Zweite Gedanken. Sie blickte zur Decke. Der silberne Faden glitzerte, und sie dachte: Irgendjemand auf dieser Burg benutzt Magie. Jemand, dem das sehr leidtut.

Konnte es sein, dass dieses dauerblasse, dauerklamme Aquarellwesen Lätitia eine Hexe war? Eigentlich unvorstellbar. Doch wozu lange herumrätseln, wenn man sich auch einfach Gewissheit verschaffen konnte?

Es war ein netter Gedanke, dass die Barone des Kreidelandes im Laufe der Jahre mit so vielen Leuten so gut ausgekommen waren, dass sie ganz vergessen hatten, wie man jemanden richtig einsperrt. Das Verlies war zum Ziegenstall umfunktioniert worden, und der Unterschied zwischen einem Verlies und einem Ziegenstall ist der, dass man in einem Ziegenstall kein Feuer braucht, weil sich die Ziegen recht gut selber warm halten können. Aber in einem Verlies braucht man Feuer, wenn man will, dass es die Gefangenen angenehm warm haben, und wenn man seine Gefangenen nicht leiden kann, braucht man ebenfalls Feuer, damit sie es unangenehm warm haben. Um ihnen tüchtig einzuheizen. Oma Weh hatte Tiffany erzählt, dass es, als sie selbst noch ein kleines Mädchen gewesen war, im Verlies alle möglichen schrecklichen Werkzeuge aus Eisen gegeben hatte, die zum größten Teil dazu gedacht waren, die Gefangenen Stück für Stück auseinanderzunehmen. Allerdings war kein Gefangener so böse gewesen, als dass man sie an ihm ausprobiert hätte. Außerdem war auf der Burg auch niemand versessen darauf, sie zu gebrauchen, weil man sich, wenn man nicht aufpasste, die Finger darin klemmen konnte. Also wurden sie allesamt an den Schmied zurückgeschickt und zu sinnvolleren Dingen wie Schaufeln und Messern umgearbeitet. Bloß die Eiserne Jungfrau hatte man behalten, denn sie eignete sich, bis irgendwann der Deckel abfiel, vorzüglich zum Einlagern von Steckrüben.

Nachdem sich auf der Burg also noch nie irgendjemand sonderlich für das Verlies hatte begeistern können, war der darin befindliche Kamin allmählich in Vergessenheit geraten. Und als Tiffany einen Blick nach oben warf, sah sie hoch über sich den kleinen Flecken Blau, den ein Gefangener »Himmel« nennt, den sie selbst jedoch, komme die Dunkelheit, »Ausgang« zu nennen gedachte.

Das Hinauskommen gestaltete sich etwas schwieriger als erhofft, weil der Kamin zu eng war, um auf dem Besen sitzend hinaufzufliegen. Deshalb musste sie sich an den Borsten festhalten und nach oben ziehen lassen, wobei sie sich mit den Stiefeln immer wieder von den Wänden abstieß.

Wenigstens kannte sie sich hier oben aus. Wie alle Dorfkinder. Es gab wohl keinen Jungen im ganzen Kreideland, der sich nicht mit seinem eingekratzten Namen im Bleidach verewigt hatte, womöglich direkt neben seinem Vater, seinem Großvater, seinem Urgroßvater und sogar seinem Ururgroßvater, bis sich die Namen in den Ritzungen verloren.

Da der eigentliche Sinn und Zweck einer Burg darin besteht, niemanden hereinzulassen, den man nicht drinnen haben will, hatten nur die obersten Etagen, wo die besten Zimmer lagen, Fenster. Roland bewohnte schon seit längerem die Gemächer seines Vaters – das wusste Tiffany deshalb so genau, weil sie ihm beim Umzug geholfen hatte, nachdem der alte Baron einsehen musste, dass er für das Treppensteigen zu gebrechlich geworden war. Die Herzogin hatte sich bestimmt im großen Gästezimmer einquartiert, genau zwischen Rolands Zimmer und dem Jungfernturm – der hieß tatsächlich so –, wo Lätitia schlief. Es verstand sich von selbst, dass diese Art der Unterbringung, zumindest für die Mutter der Braut, eine äußerst praktische war. Zur einen Seite das Zimmer des Bräutigams, zur anderen das der Braut, konnte sie permanent die Ohren spitzen, um jegliches Getechtel oder gar Gemechtel bereits im Ansatz zu unterbinden.

Tiffany schlich auf Zehenspitzen durch den dunklen Korridor. Als sie Schritte die Treppe heraufkommen hörte, drückte sie sich blitzschnell in einen Alkoven. Es war eine Zofe mit einem Tablett, auf dem ein Krug stand. Dieser geriet gefährlich ins Rutschen, als plötzlich eine Tür aufflog und die Herzogin ihre grimmige Miene herausstreckte, um sich persönlich davon zu überzeugen, dass nichts Verdächtiges im Gange war. Sobald die Zofe ihren Weg fortsetzte, folgte Tiffany ihr heimlich, still und – unsichtbar. Der Wachmann, der neben Lätitias Tür saß, blickte hoffnungsfroh auf, als das Tablett an ihm vorbeischwebte, doch er erntete nur einen scharfen Anpfiff, sich sein Abendessen gefälligst selbst aus der Küche zu holen. Die Zofe trat ins Zimmer und stellte das Tablett neben dem Himmelbett ab. Als sie wieder hinausging, glaubte sie sekundenlang, ihre Augen spielten ihr einen Streich.

Lätitia sah aus, als schliefe sie unter einer frisch gefallenen Schneedecke, ein Eindruck, der nur so lange ein malerischer war, bis man erkannte, dass es sich zum größten Teil um zerknüllte Papiertaschentücher handelte. Und noch dazu um gebrauchte! Papiertaschentücher waren eine echte Rarität im Kreideland. Wer ein solches Luxusgut sein Eigen nannte, verstieß keineswegs gegen die Etikette, wenn er es zur abermaligen Verwendung am Feuer trocknete. Tiffanys Vater behauptete immer, er hätte sich als kleiner Junge die Nase mit Mäusen putzen müssen, aber das sagte er wahrscheinlich bloß, damit sie quiekte.

Lätitia schnäuzte sich mit einem äußerst undamenhaften Tröten und ließ ihren Blick, Tiffany glaubte es kaum, misstrauisch durch das Zimmer schweifen. Sie fragte sogar: »Hallo? Ist da wer?« – eine Frage, die, wenn man ehrlich ist, noch niemanden sonderlich weit gebracht hat.

Tiffany duckte sich tiefer in den Schatten. Wenn sie besonders gut drauf war, gelang es ihr manchmal sogar, Oma Wetterwachs zu täuschen. Es konnte doch wohl nicht wahr sein, dass diese Prinzessin der Tränendrüsen ihre Anwesenheit erahnte!

»Ich kann auch schreien.« Lätitia drehte forschend den Kopf hin und her. »Direkt vor meiner Tür sitzt ein Wachmann! «

»Der ist in der Küche und holt sich sein Abendessen«, sagte Tiffany. »Was ich im Übrigen für äußerst unprofessionell halte. Er hätte warten müssen, bis er abgelöst wird. Ich glaube, Ihre Mutter gibt mehr auf das Erscheinungsbild ihrer Wachen als auf deren Verstand. Sogar der junge Preston ist für den Job besser geeignet als diese Kerle. Manchmal bemerken die Leute ihn erst, wenn er ihnen auf die Schulter tippt. Wussten Sie eigentlich, dass kaum jemand zu schreien anfängt, solange man auf ihn einredet? Keine Ahnung, warum. Wahrscheinlich, weil man uns zur Höflichkeit erzogen hat. Und falls Sie jetzt immer noch mit dem Gedanken spielen, tatsächlich um Hilfe zu rufen, möchte ich Sie darauf hinweisen, dass ich Sie, wenn ich Ihnen etwas antun wollte, schon längst hätte erledigen können. Meinen Sie nicht auch?«

Die Pause fiel um einiges länger aus, als es Tiffany behagte. Dann sagte Lätitia: »Es ist Ihr gutes Recht, wütend zu sein. Sie sind doch wütend, oder?«

»Augenblicklich nicht. Aber hören Sie, wollen Sie nicht Ihre Milch trinken, bevor sie kalt wird?«

»Ehrlich gesagt, kippe ich sie immer ins Klosett. Ich weiß, dass man gute Lebensmittel nicht umkommen lassen soll und dass sich viele hungrige Kinder über ein Glas warme Milch vor dem Schlafengehen riesig freuen würden, aber auf meine müssen sie sowieso verzichten, weil meine Mutter mir immer ein Schlafmittel hineinrühren lässt.«

»Wie bitte?«, fragte Tiffany ungläubig.

»Sie denkt, ich brauche es. Aber das stimmt nicht. Sie haben ja keine Ahnung, wie es mir geht. Ich komme mir vor wie eine Gefangene.«

»Na, wie es einem als Gefangene geht, weiß ich jetzt wohl«, antwortete Tiffany. Worauf das Mädchen im Bett prompt wieder zu weinen anfing und Tiffany sie mit einem Schscht! zum Schweigen brachte.

»Ich wollte nicht, dass es dermaßen aus dem Ruder läuft«, sagte Lätitia und trompetete in ihr Taschentuch. »Ich wollte doch nur, dass Roland Sie nicht mehr so gern hat. Sie können sich nicht vorstellen, wie es ist, ich zu sein! Ich darf überhaupt nichts, außer malen. Und auch bloß Aquarelle. Noch nicht mal Kohlezeichnungen!«

»Das war mir auch schon aufgefallen«, sagte Tiffany geistesabwesend. »Roland hat sich mal eine Zeitlang mit Jod, der Tochter von Lord Taucher, geschrieben. Die war auch dauernd am Aquarellieren. Ich dachte damals, es wäre vielleicht eine Art Strafe.«

Aber Lätitia hörte ihr gar nicht zu. »Sie brauchen nicht rumzuhocken und Bilder zu malen. Sie können die ganze Zeit frei durch die Gegend fliegen«, sagte sie. »Leute rumkommandieren, interessante Sachen machen. Ja-ha, als Kind wollte ich auch Hexe werden. Aber Pustekuchen. Mit meinen langen blonden Haaren, dem blassen Teint und einem schwerreichen Vater? Wie sollte das gehen? Solche Mädchen können keine Hexe werden!«

Tiffany lächelte. Endlich kamen sie der Wahrheit näher. Jetzt hieß es, hilfsbereit und freundlich zu bleiben, damit der Damm nicht erneut brach und sie beide weggespült wurden. »Hatten Sie als Kind ein Märchenbuch?«

Lätitia schnäuzte sich. »Natürlich.«

»War auf Seite sieben zufälligerweise ein Bild von einem schrecklichen Kobold? Ich hab immer die Augen zugemacht, wenn ich bis zu ihm durchgeblättert hatte.«

»Ich hab ihn mit einem schwarzen Stift total zugekrakelt«, sagte Lätitia leise. Sie schien froh zu sein, mit jemandem darüber reden zu können.

»Sie konnten mich nicht leiden. Und deshalb haben Sie beschlossen, Magie gegen mich einzusetzen...« Tiffany tastete sich äußerst behutsam vor, um ja nicht den nächsten Sturzbach auszulösen. Und es schien zu funktionieren. Lätitia griff zwar erneut nach einem Taschentuch, aber sie fing wenigstens nicht sofort wieder an zu weinen – sondern erst... gefühlte zwei Sekunden später.

»Es tut mir so leid! Ich konnte das ja nicht wissen, sonst hätte ich doch nie – «

»Vielleicht sollte ich Ihnen erklären«, sagte Tiffany, »dass Roland und ich... nun ja, Freunde waren. Mehr oder weniger die einzigen, die wir hatten. Aber irgendwie war es die falsche Art von Freundschaft. Wir haben uns nicht zusammengetan, wir wurden eher durch die Ereignisse zusammengewürfelt. Doch das haben wir nicht gemerkt. Er war der Sohn des Barons. Und wenn man erst weiß, dass man der Sohn des Barons ist, und wenn alle Kinder wissen, wie sie sich dem Sohn des Barons gegenüber zu verhalten haben, bleiben nicht mehr viele Leute übrig, mit denen man reden kann. Und bei mir war es genauso. Ich war die Streberin, die eine Hexe geworden war. Und ein Beruf wie meiner lässt einem nicht viel Zeit, seine sozialen Kontakte zu pflegen. Wenn Sie so wollen, waren wir zwei Außenseiter, die geglaubt haben, sie wären gleich. Das sehe ich heute. Leider hat Roland es als Erster erkannt. Und das ist die ganze Wahrheit. Ich bin die Hexe, er ist der Baron. Sie werden die Baronin sein und sollten sich keine Gedanken darüber machen, wenn sich der Baron und die Hexe gut verstehen. Es ist zum Nutzen aller. Und mehr gibt es zu diesem ›Thema‹ nicht zu sagen. Falls dieser Begriff nicht überhaupt viel zu hoch gegriffen ist. Es ist allerhöchstens der Geist von einem Thema.«

Lätitias Züge hellten sich auf, als wäre das Licht der aufgehenden Sonne darüber gehuscht.

»So, das war meine Wahrheit, und jetzt würde ich gern die Ihre hören. Aber wie wäre es, wenn wir uns woanders weiterunterhalten? Ich habe Angst, dass jeden Moment die Wachen reingestürmt kommen und mich irgendwo einsperren, wo ich nicht wieder rauskomme.«

Tiffany schaffte es, Lätitia mit auf den Besen zu nehmen. Als er sich sanft von den Burgzinnen erhob, legte sich die zappelige Unruhe des Mädchens und verwandelte sich, während sie über das Dorf hinwegglitten und schließlich auf einem Feld landeten, in verzücktes Staunen.

»Haben Sie die ganzen Fledermäuse gesehen?«, fragte sie.

»Ja, wenn man nicht so schnell ist, schwirren sie gern um den Besen herum«, antwortete Tiffany. »Eigentlich sollte man meinen, dass sie ihm aus dem Weg fliegen würden. Na ja. So, Fräuleinchen, hier sind wir ganz unter uns. Und jetzt erzählen Sie mir, wie Sie es hinbekommen haben, dass mich die Leute hassen.«

Lätitia stand die Angst ins Gesicht geschrieben.

»Nein, ich will Ihnen nichts tun«, sagte Tiffany. »Sonst hätten Sie es schon längst gemerkt. Aber ich möchte mein Leben wieder in den Griff bekommen. Sagen Sie mir, was Sie getan haben.«

»Ich hab den Straußentrick angewendet«, antwortete Lätitia wie aus der Pistole geschossen. »Das nennt sich Antipathiemagie: Man bastelt sich eine Figur von der Person, die man nicht leiden kann, und steckt sie kopfüber in einen Eimer Sand. Es tut mir leid, es tut mir so leid...«

»Ja, ja, das sagten Sie schon. Von diesem Trick habe ich noch nie etwas gehört. Ich kann mir auch nicht vorstellen, wie das funktionieren sollte. Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn.«

Bei mir hat es trotzdem gewirkt, dachte sie. Dieses Mädchen ist keine Hexe, und was sie da auch immer ausprobiert hat, war keine echte Magie. Und trotzdem hat es bei mir gewirkt.

»Wenn es Zauberei ist, muss es ja auch gar keinen Sinn ergeben«, sagte Lätitia hoffnungsvoll.

»Doch. Ganz ohne geht es leider nicht.« Tiffany blickte zu den aufgehenden Sternen hinauf.

»Ich habe den Trick jedenfalls aus dem Buch Zauberei für Liebende von Anathema Gezieferlos, falls Ihnen das weiterhilft. «

»Vorne drauf ist ein Bild von der Autorin, nicht wahr? Wie sie auf einem Besen sitzt?«, sagte Tiffany. »Wie sie falsch rum auf einem Besen sitzt, wie ich anmerken könnte. Der noch nicht mal einen Sicherheitsgurt hat. Und ich habe auch noch nie eine Hexe kennengelernt, die eine Schutzbrille trägt. Und dass sie ihre Katze auf dem Besen mitnimmt, daran darf ich gar nicht erst denken. Ihr Name ist auch erfunden. Ich habe das Buch im Boffo-Katalog gesehen. Es ist Schrott. Firlefanz für versponnene Gören, die glauben, man bräuchte bloß einen sündteuren Stab mit einem draufgepappten Halbedelstein, um zaubern zu können. Nichts für ungut, aber da kann man sich genauso gut den erstbesten Stock aus einer Hecke klauben und behaupten, er wäre ein Zauberstab.«

Lätitia ging wortlos bis zur Hecke, die das Feld von der Straße trennte. Wer ein bisschen sucht, findet unter einer Hecke immer einen brauchbaren Stock. Sie fuchtelte ein bisschen damit herum, und er zog eine leuchtend blaue Linie hinter sich her.

»So ungefähr?«, fragte sie. Eine Zeitlang herrschte tiefe Stille, unterbrochen nur gelegentlich vom Schrei einer Eule oder – aber nur für den, der mit einem wirklich guten Gehör ausgestattet war – dem Flattern der Fledermäuse.

»Ich finde, es wird langsam Zeit, dass wir uns mal richtig unterhalten«, sagte Tiffany schließlich. »Was meinst du?«

11

Fegefeuer für Hexen

»Ich hab dir doch erzählt, dass ich schon immer Hexe werden wollte«, sagte Lätitia. »Du hast ja keine Ahnung, wie schwierig das ist, wenn deine Familie in einem riesigen Schloss wohnt und so alt ist, dass sogar das Wappen einen Bart hat. Dagegen kommt man natürlich kaum an. Nimm mir das bitte nicht übel, aber ich wünschte, ich wäre ebenso unterprivilegiert aufgewachsen wie du. Den Boffo-Katalog habe ich überhaupt nur entdeckt, weil ich einmal zwei Mägde dabei erwischt habe, wie sie unter lautem Gekicher darin herumblätterten, als ich in die Küche kam. Sie sind weggelaufen, aber den Katalog haben sie liegen lassen. Leider kann ich nicht so viel bestellen, wie ich gern möchte, weil mir meine Zofe nachspioniert und mich bei Mutter verpetzt. Aber die Köchin ist auf meiner Seite. Ich gebe ihr das Geld und die Bestellnummern, und sie lässt sich die Sachen zu ihrer Schwester nach Ham-am-Egg liefern. Allerdings kann ich keine großen Teile kaufen, weil die Hausmädchen beim Putzen und Abstauben in alle Ecken kommen. Dabei hätte ich so gern einen Kessel, der grün blubbern kann, aber du sagst ja, der ist auch nur ein Scherzartikel.«

Lätitia hatte noch ein paar Stöcke aus der Hecke geholt und sie vor sich in die Erde gesteckt. Auf allen Spitzen leuchtete ein blaues Licht.

»Für jeden anderen ist es auch ein Scherzartikel«, antwortete Tiffany. »Aber bei dir würden wahrscheinlich Brathähnchen herauskommen.«

»Denkst du wirklich?«, fragte Lätitia eifrig.

»Keine Ahnung, ob ich überhaupt noch denken kann, seit ich mit dem Kopf im Sand stecke. Weißt du was? Das klingt für mich ein bisschen nach Zauberermagie. Und dieser Trick... den hattest du aus dem Buch von Frau Gezieferlos? Ich sag’s nicht gern, aber das ist alles bloß Hokuspokus. Fauler Zauber. Es ist für Leute gedacht, die glauben, dass es beim Hexen nur um Blumen und Liebestränke geht und darum, dass man ohne Schlüpfer tanzt – was ich mir bei einer richtigen Hexe im Leben nicht vorstellen könnte...« Tiffany zögerte, und weil sie von Natur aus ein ehrlicher Mensch wahr, fügte sie hinzu: »Höchstens bei Nanny Ogg, wenn sie mal wieder der Hafer sticht. Das ist Hexerei ohne Ecken und Kanten, aber die echte Hexenkunst besteht nur aus Ecken und Kanten! Und du hast einen ihrer albernen Zaubertricks für kichernde Küchenmägde gegen mich verwendet, und er hat funktioniert! Gibt es eine richtige Hexe in deiner Familie?«

Lätitia schüttelte den Kopf; ihr langes blondes Haar glänzte sogar im Mondschein. »Nicht, dass ich wüsste. Mein Großvater war Alchemist – aber natürlich nicht beruflich. Seinetwegen hat das Schloss keinen Ostflügel mehr. Und Mutter... also, ich kann mir nicht vorstellen, dass sie zaubert. Du etwa?«

»Deine Mutter? Auf jeden Fall!«

»Wenn ja, hab ich noch nie etwas davon mitbekommen. Aber sie meint es doch nur gut. Sie will für mich immer das Beste. Ihre gesamte Familie ist bei einem Brand umgekommen. Sie hat alles verloren«, sagte Lätitia.

Tiffany schaffte es einfach nicht, Lätitia nicht zu mögen. Genauso gut hätte man versuchen können, ein ratloses Hündchen nicht zu mögen. Eine Bemerkung konnte sie sich trotzdem nicht verkneifen: »Und du? Hast du es auch nur gut gemeint? Als du dir eine Figur von mir gebastelt und mich kopfüber in einen Eimer Sand gesteckt hast?«

Lätitias Tränenvorräte waren offensichtlich noch immer nicht erschöpft. Der nächste Ausbruch konnte jeden Augenblick erfolgen.

»Hör zu«, fuhr Tiffany schnell fort. »Ich bin dir nicht böse, wirklich nicht. Ich befürchte nur, dass noch viel mehr dahintersteckt. Nimm mich einfach wieder raus aus dem Sand, und Schwamm drüber. Aber fang bitte nicht wieder an zu weinen; sonst stehen wir gleich knöcheltief im Matsch.«

Lätitia zog die Nase hoch. »Ja, gut. Bloß hab ich es leider nicht hier gemacht, sondern bei mir zu Hause. Der Eimer steht in der Schlossbibliothek.«

Das letzte Wort dieses Satzes ließ bei Tiffany ein Glöckchen klingeln. »Eine Bibliothek? Mit Büchern?« Hexen galten gemeinhin nicht als besonders lesefreudig, aber Tiffany verschlang jedes Buch, das ihr in die Finger kam. Man wusste ja nie, was man aus einem Buch herausholen konnte. »Es ist eine sehr warme Nacht für diese Jahreszeit«, sagte sie. »Und bis zu dir nach Hause ist es nicht so weit, oder? In ein paar Stunden könntest du schon wieder in deinem Himmelbett im Jungfernturm liegen.«

Zum ersten Mal, seit Tiffany sie kannte, lächelte Lätitia. Ein echtes, befreites Lächeln. »Darf ich diesmal vorne sitzen? «, fragte sie.

Tiffany glitt im Tiefflug über die Hügel.

Der fast volle Mond war ein echter Erntemond, kupferrot wie Blut. Das kam vom Rauch der abgeflämmten Stoppelfelder, der noch in der Luft hing. Wie blauer Rauch, der von brennenden Weizenhalmen aufsteigt, den Mond rot färben konnte, wusste Tiffany nicht. Aber sie hatte auch nicht vor, hinzufliegen und es herauszufinden.

Lätitia fühlte sich offensichtlich wie im siebenten Himmel. Sie plapperte ununterbrochen vor sich hin, doch das war allemal angenehmer als ihr Dauerflennen. Sie war nur acht Tage jünger als Tiffany. Das wusste Tiffany deshalb so genau, weil sie keine Mühen gescheut hatte, es herauszubekommen. Aber was waren schon acht Tage? Tiffany fühlte sich alt genug, um ihre Mutter zu sein. Es war seltsam, aber Petulia und Annagramma und die anderen oben in den Bergen hatten ihr das auch schon erzählt: Hexen altern innerlich. Man tat, was getan werden musste, auch wenn es einem den Magen umdrehte. Man sah, was niemand je sehen sollte. Und was man tat, weil es getan werden musste, tat man meistens allein und oft im Dunkeln. Wenn draußen in einem abgelegenen Dorf eine Frau ein Kind bekam und dabei ernste Probleme auftraten, hoffte man, dass es in der Nähe eine alte Hebamme gab, die einem wenigstens moralische Unterstützung geben konnte. Aber wenn es darauf ankam, wenn eine Entscheidung über Leben und Tod getroffen werden musste, dann blieb sie einem selbst überlassen, weil man die Hexe war. Und dabei ging es auch nicht immer um eine Entscheidung zwischen Richtig und Falsch, denn manchmal blieb einem nur die Wahl zwischen Falsch und Falsch. Dann gab es keine richtige Wahl mehr... sondern nur noch eine Wahl.

Unter ihnen huschte etwas über die mondbeschienenen Felder, so schnell, dass es leicht mit dem Besen mithalten konnte. Nach einigen Minuten wirbelte es mit einem Sprung zurück in den Mondschatten.

Die Häsin läuft ins Feuer, dachte Tiffany. Und ich habe das Gefühl, da muss ich auch hin.

Avec Souvenir lag – buchstäblich – am Ende des Kreidelandes; dahinter gab es nur noch Lehm und Kies. Tiffany sah einen Park und hohe Bäume – ganze Wälder davon – und mehrere Springbrunnen direkt vor dem Schloss, für das die Bezeichnung »Schloss« fast schon zu klein gegriffen war, ähnelte es doch mit seinen zahlreichen Wirtschaftsge-bäuden und Flügeln eher einem halben Dutzend aneinandergepappter Paläste. Es hatte einen seegroßen Zierteich und eine Wetterfahne in Form eines Fischreihers, mit der Tiffany um ein Haar zusammengeprallt wäre. »Wie viele Menschen wohnen denn hier?«, stieß sie hervor, während sie in den Sinkflug ging. Statt auf einem gepflegten Rasen, wie sie erwartet hatte, landete sie auf einer fünf Fuß hohen Schicht aus vertrocknetem Gras. Aufgescheucht durch die Eindringlinge aus der Luft, stoben unzählige Kaninchen in heller Aufregung davon.

»Nur noch Mutter und ich«, antwortete Lätitia. Das tote Gras raschelte unter ihren Füßen, als sie vom Besen sprang. »Und natürlich die Dienstboten. Davon haben wir ziemlich viele. Aber keine Bange, die liegen längst alle im Bett.«

»Wie viele Dienstboten braucht man denn für zwei Personen? «, fragte Tiffany.

»Ungefähr zweihundertfünfzig.«

»Das glaub ich dir nicht.«

Lätitia, die bereits einen Nebeneingang ansteuerte, drehte sich um. »Na ja, einschließlich der Familien sind es allein auf der Farm schon ungefähr vierzig und dann noch mal zwanzig in der Molkerei; vierundzwanzig sind für den Park zuständig und fünfundsiebzig für die Gärten, samt Bananenhaus, den Ananaskästen, dem Melonenhaus, dem Seerosenhaus und den Forellenteichen. Die anderen arbeiten im Haus und in den Altgedingezimmern.«

»Und was sind Altgedingezimmer?«

Mit der Hand auf dem Türknauf aus angelaufenem Messing, hielt Lätitia inne. »Du hältst meine Mutter für furchtbar unhöflich und herrisch, nicht wahr?«

Tiffany sah keine andere Möglichkeit, als die Wahrheit zu sagen, selbst auf die Gefahr einer mitternächtlichen Tränenflut hin. »Ja.«

»Und du hast Recht damit.« Lätitia mühte sich mit dem Knauf ab. »Aber denen, die uns treu ergeben sind, hält sie ebenfalls die Treue. So haben wir es schon immer gehalten. Bei uns wird niemand entlassen, weil er zu alt, zu krank oder zu wunderlich geworden ist. Wenn sie in ihren Katen nicht mehr allein zurechtkommen, bringen wir sie in einem der Schlossflügel unter. Im Grunde sind bei uns die meisten Dienstboten mit der Pflege der alten Dienstboten beschäftigt. Wir mögen altmodisch und ein bisschen snobistisch sein, und wir leben vielleicht auch hinterm Mond, aber keiner, der den Souvenirs dient, wird sich am Ende seines Lebens jemals sein Essen zusammenbetteln müssen.«

Endlich reagierte der störrische Knauf, die Tür ging auf, und vor ihnen lag ein langer Gang – dort roch es irgendwie... es roch... irgendwie alt. Anders ließ es sich nicht beschreiben, es sei denn, man hätte genug Zeit, um darüber nachzudenken. Dann würde man wahrscheinlich sagen, es war eine Geruchsmischung aus trockenem Schimmelpilz, modrigem Holz, Staub, Mäusen, toter Zeit und alten Büchern, die ein ganz eigenes faszinierendes Aroma verströmen. Genau das ist’s, dachte Tiffany. Hier waren die Tage und Stunden still und leise verschieden, ohne dass irgendjemand etwas davon mitbekommen hatte.

Lätitia ertastete auf einem Bord hinter der Tür eine Lampe und zündete sie an. »Heutzutage bin ich die Einzige, die noch in diesen Teil des Schlosses kommt«, sagte sie. »Weil es hier Gespenster gibt.«

»Ja«, stellte Tiffany möglichst nüchtern fest. »Zum Beispiel eine kopflose Frau mit einem Kürbis unterm Arm. Sie kommt gerade genau auf uns zu.«

Was hatte sie erwartet? Einen Schreckensschrei? Oder Tränen? Mit Sicherheit nicht, dass Lätitia sagte: »Das ist Mavis. Ich muss ihr unbedingt einen neuen Kürbis geben, wenn die Ernte reif ist. Früher oder später werden die Dinger unappetitlich.« Sie hob die Stimme. »Ich bin’s bloß, Mavis. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Mit einem Geräusch, das an ein Seufzen erinnerte, drehte sich die Kopflose um und glitt wieder zurück durch den Gang.

»Der Kürbis war meine Idee«, fuhr Lätitia im Plauderton fort. »Vorher war sie nicht zum Aushalten. Sie hat die ganze Zeit nach ihrem Kopf gesucht. Der Kürbis spendet ihr ein bisschen Trost. Außerdem glaube ich ehrlich nicht, dass sie den Unterschied noch merkt, die arme Seele. Sie wurde übrigens nicht hingerichtet, und ich glaube, sie möchte, dass jeder das weiß. Es war nur ein kurioser Unfall mit einer Treppe, einer Katze und einer Sense.«

Ist das noch dieselbe Lätitia, die sonst beim geringsten Anlass vor Tränen zerfließt?, dachte Tiffany. Andererseits ist sie in diesem Schloss zu Hause. Laut fragte sie: »Hast du noch mehr Gespenster auf Lager, falls ich mir noch mal vor Angst in die Hose machen möchte?«

»Momentan eigentlich nicht«, antwortete Lätitia und marschierte voran. »Das kreischende Gerippe hat aufgehört zu kreischen, seit ich ihm einen alten Teddybären geschenkt habe, auch wenn ich nicht genau weiß, wieso das funktioniert hat. Und, ach ja, der Geist des ersten Herzogs spukt heutzutage ausschließlich in der Toilette neben dem Speisesaal, den wir nur sehr selten benutzen. Er hat die Angewohnheit, im unpassendsten Moment die Spülung zu betätigen, aber das ist immer noch besser als die Ströme von Blut, die er früher hat regnen lassen.«

»Du bist eine Hexe.« Die Worte kamen Tiffany ganz von selbst über die Lippen. Sie hielten es in ihrem Kopf einfach nicht mehr aus.

Lätitia sah sie erstaunt an. »Red keinen Quatsch«, sagte sie. »Wir kennen doch beide die Regeln, oder nicht? Langes blondes Haar, schneeweiße Haut, von einigermaßen edlem Geblüt und reich – zumindest auf dem Papier. So jemand taugt nur für die Rolle der Prinzessin.«

»Weißt du was?«, sagte Tiffany. »Vielleicht ist es falsch, seine Zukunft von einem Märchen abhängig zu machen. Wer zur Sorte Prinzessin gehört, hilft normalerweise keinem kopflosen Geist, indem er ihm einen Kürbis schenkt. Noch mehr imponiert mir, dass du das kreischende Gerippe mit einem Teddy vom Kreischen geheilt hast. Oma Wetterwachs nennt so etwas Kopfologie. Die Hexerei besteht hauptsächlich aus Kopfologie. Aus Kopfologie und Hokuspokus.«

Lätitia sah gleichermaßen verwirrt wie dankbar aus, und ihr weißes Gesicht bedeckte sich mit rosa Flecken. Tiffany musste zugeben, dass es das ideale Gesicht war, um damit an einem Turmfenster zu sitzen und auf einen Ritter zu warten, der nichts Besseres zu tun hatte, als dieses Antlitz und dessen Trägerin vor Drachen und Ungeheuern zu retten – oder im Notfall auch vor Langeweile.

»Du brauchst überhaupt nichts dafür zu tun«, sagte Tiffany. »Der spitze Hut ist nicht vorgeschrieben. Aber wenn Fräulein Tick jetzt da wäre, würde sie dir unbedingt raten, dich beruflich in diese Richtung zu orientieren. Für eine Hexe ist es nicht gut, ganz auf sich allein gestellt zu sein.«

Sie waren am Ende des Gangs angekommen. Lätitia drehte den nächsten knirschenden Knauf, der genauso widerspenstig war wie die dazugehörige Tür. »Das habe ich inzwischen auch schon gemerkt«, sagte sie. »Und Fräulein Tick ist...?«

»Sie reist durchs Land und sucht nach Mädchen, die für unser Handwerk Talent haben«, antwortete Tiffany. »Man sagt, dass einen die Hexenkunst ganz von allein findet. Und zwar normalerweise in Form von Fräulein Tick, die einem plötzlich von hinten auf die Schulter tippt. Sie ist eine Hexensucherin, aber ich kann mir gut vorstellen, dass sie sich nicht gern in ein Schloss begibt. Schlösser machen Hexen nervös. Du meine Güte!« Lätitia hatte eine Öllampe angezündet. Die gewaltige Bibliothek war voll mit Regalen, und alle Bücher, die darin standen, schimmerten. Es waren keine billigen, modernen Bücher, sondern in Leder gebundene Wälzer – und zwar nicht in irgendein Leder, sondern in das von klugen Kühen, die nach einem glücklichen Dasein auf den saftigsten Weiden ihr Leben für die Literatur hingegeben hatten. Die Bücher leuchteten auf, als Lätitia in dem Saal Lampe um Lampe anzündete und an langen Ketten hochzog, sodass sie leise unter der Decke hin und her schwangen. Der Schimmer der Bücher mischte sich mit dem Glanz der Messingbeschläge, bis der ganze Raum wie altes Gold erstrahlte.

Lätitia freute sich sehr über Tiffanys sprachlose Verblüffung, das sah man ihr an. »Mein Urgroßvater war ein leidenschaftlicher Sammler«, sagte sie. »Siehst du die blank polierten Messingbeschläge? Die sind nicht zum Angeben, die sind für den Null-acht-Schrägstrich-fünfzehn-Bücherwurm, der so schnell ist, dass er sich im Bruchteil einer Sekunde durch eine ganze Regalreihe Bücher bohren kann. Ha, aber nicht, wenn er mit Schallgeschwindigkeit voll gegen eine massive Messingplatte knallt! Früher war die Bibliothek noch größer, aber mein Onkel Charlie hat sich mit einer ganzen Ladung Bücher einfach aus dem Staub gemacht. Sie handelten alle von... Ich glaube, es hieß Erotika, aber so genau weiß ich das auch nicht mehr. Auf den Landkarten kann ich es jedenfalls nicht finden. Mutter meint, Lesen macht die Leute zappelig. Entschuldige, aber was schnupperst du so? Hoffentlich ist hier drin nicht schon wieder eine Maus gestorben. «

Irgendetwas stimmt nicht mit dieser Bibliothek, dachte Tiffany. Sie spürte einen... Druck, eine... Spannung. Vielleicht war es das viele Wissen in den Büchern, das raus wollte. Sie hatte gehört, dass die Bücher in der Bibliothek der Unsichtbaren Universität angeblich ein Eigenleben besaßen. Sie waren so eng in Raum und Zeit zusammengepfercht, dass sie, wie man munkelte, des Nachts miteinander redeten, während Blitze von Buch zu Buch zuckten. Zu viele Bücher in einem Raum, wer weiß, was die alles anrichten konnten? Fräulein Tick hatte einmal zu ihr gesagt: »Wissen ist Macht, Macht ist Energie, Energie ist Materie, Materie ist Masse, und Masse verändert Zeit und Raum.« Aber Lätitia sah so glücklich aus zwischen den Regalen und Tischen, dass Tiffany es nicht übers Herz brachte, ihr die gute Laune zu verderben.

Das Mädchen winkte sie zu sich herüber. »Und hier mache ich immer meine magischen Versuche«, sagte sie. Dabei klang sie so erwartungsvoll, als ob sie Tiffany ihr Puppenhaus zeigen wollte.

Tiffany schwitzte; die feinen Härchen auf ihrer Haut hatten sich leise bebend aufgerichtet, für sie ein sicheres Zeichen, dass es höchste Zeit war, das Weite zu suchen. Währenddessen schnatterte Lätitia fröhlich vor sich hin, ohne zu bemerken, dass Tiffany gegen einen Brechreiz ankämpfte.

Der Gestank war unbeschreiblich. Als wäre ein halb verwester Wal an die Oberfläche gestiegen, zum Bersten gefüllt mit Gasen und Fäulnis.

Tiffany blickte verzweifelt um sich. Sie musste unbedingt dieses Bild loswerden. Frau Prust und Derek hatten mit Lätitia Souvenir gute Geschäfte gemacht. Sie besaß das gesamte Boffo-Sortiment, inklusive Warzen.

»Aber bis jetzt begnüge ich mich mit den Warzen. Sie gehören irgendwie dazu und sind nicht so übertrieben. Findest du nicht auch?«, fragte sie.

»Ich hab mich noch nie mit Warzen abgegeben«, antwortete Tiffany matt.

Lätitia zog das Näschen kraus. »Was für ein Gestank! Du musst entschuldigen. Ich glaube, das sind die Mäuse. Sie fressen den Leim aus den Büchern. Aber diesmal haben sie anscheinend ein besonders schwer verdauliches Exemplar erwischt.«

Tiffany hielt es in der Bibliothek kaum noch aus. Es war wie... Womit konnte man das Gefühl vergleichen? Als wäre man mitten in der Nacht aufgewacht, um festzustellen, dass sich eine ganze Tigerfamilie ins Zimmer verirrt hat und am Fußende des Bettes eingeschlafen ist: Noch war alles friedlich, doch im nächsten Augenblick würde jemand einen Arm verlieren. Da waren die Boffo-Artikel, Hexenbedarf für Möchtegernhexen. Damit konnte man Leute beeindrucken, und möglicherweise halfen sie einer Anfängerin sogar, sich aufs Hexen einzustimmen. Aber Frau Prust würde doch auf gar keinen Fall Sachen verschicken, die tatsächlich wirkten, oder?

Hinter ihr klapperte es. Lätitia kam mit einem schweren Eimer hinter einem Bücherregal hervor, und als sie ihn auf den Boden wuchtete, schwappte eine Ladung Sand heraus. Sie steckte die Hände in den Eimer und tastete darin herum. »Ah, da haben wir dich ja schon.« Sie zog etwas heraus, das wie eine Karotte aussah, die von einer nicht sonderlich hungrigen Maus angeknabbert worden war.

»Und das soll ich sein?«, fragte Tiffany.

»Holzschnitzerei ist leider nicht meine Stärke«, antwortete Lätitia. »Aber im Buch steht, es kommt viel mehr darauf an, was man dabei denkt?« Die nervös vorgebrachte Feststellung, die in einer kratzigen kleinen Frage endete, schien einen erneuten Weinkrampf einläuten zu wollen.

»Tut mir leid«, sagte Tiffany. »Das Buch irrt. So einfach ist es nicht. Es kommt darauf an, was man tut. Wenn man jemanden verhexen will, braucht man etwas, das ihm gehört hat – Haare oder vielleicht auch einen Zahn. Aber du solltest lieber gar nicht erst damit anfangen. Es ist nicht schön, und man kann dabei leicht danebenliegen.« Sie sah sich die stümperhaft geschnitzte Hexe genauer an. »Und wie ich sehe, hast du mit Bleistift ›Hexe‹ draufgeschrieben. Äh... weißt du, als ich gesagt habe, dass man dabei leicht mal danebenliegen kann? Na ja, manchmal kann man dabei aber auch so großes Unheil anrichten, dass ›danebenliegen‹ gar kein Ausdruck mehr dafür ist.«

Lätitia nickte. Ihre Unterlippe zitterte.

Der Druck in Tiffanys Kopf wurde immer unerträglicher. Der bestialische Gestank war so stark, dass sie ihn fast mit Händen greifen konnte. Sie versuchte, sich auf den kleinen Bücherstapel zu konzentrieren, der auf dem Bibliothekstisch auslag – traurige kleine Heftchen, die Nanny Ogg, wenn sie in einer untypisch bissigen Stimmung war, »rosarote Simsalabimbobücher« nannte: Firlefanz für Mädchen, die gern Hexe spielen.

Aber wenigstens war Lätitia fleißig gewesen; auf dem Lesepult, das den ganzen Tisch dominierte, lagen mehrere Notizbücher. Tiffany wollte sich zu ihr drehen, um eine Bemerkung darüber zu machen, aber ihr Kopf wollte nicht. Ihre Zweiten Gedanken drehten ihn immer wieder zurück. Dann hob sich langsam und wie von selbst ihre Hand und schob die albernen Heftchen beiseite. Was Tiffany für die Ablagefläche des Lesepults gehalten hatte, war in Wirklichkeit ein großes Buch – so dick und dunkel, dass es mit dem Holz zu verschmelzen schien. Eisiges Grauen breitete sich in ihr aus, zäh wie schwarzer Sirup, und es mündete im Befehl zur Flucht. Weglaufen sollte sie und... Nein, das war schon alles. Einfach nur weglaufen und nie wieder stehen bleiben. Nie wieder.

»Kannst du mir etwas über das Buch da sagen?«, fragte sie so gefasst wie möglich.

Lätitia sah über ihre Schulter. »Es ist uralt. Ich kenne noch nicht mal die Schrift. Aber ein toller Einband. Und weißt du, was das Komische daran ist? Es fühlt sich immer ein bisschen warm an.«

Hier und jetzt, dachte Tiffany. Hier und jetzt muss ich mich ihm stellen. Von Eskarina weiß ich, dass er ein Buch geschrieben hat. Ob dies vielleicht eine Abschrift davon ist? Aber ein Buch kann doch wohl niemandem schaden, oder? Andererseits enthalten Bücher Ideen, und Ideen können gefährlich sein.

In diesem Augenblick schlug sich das Buch auf dem Pult von selbst auf. Mit einem ledernen Knarzen und einem leisen Flapp! öffnete sich der Deckel. Die Seiten raschelten wie ein auffliegender Taubenschwarm, und dann strahlte es ihr entgegen: ein einzelnes Blatt, das den mitternächtlichen Saal mit gleißendem Sonnenlicht erfüllte. Und durch diese sengende Sonnenglut, durch die brennend heiße Wüste kam eine Figur auf sie zugelaufen, eine Figur in Schwarz...

Instinktiv knallte Tiffany das Buch zu und hielt es mit beiden Händen fest im Arm, wie ein Schulmädchen. Er hat mich gesehen, dachte sie. Ich weiß es. Wie von einem Hieb getroffen, zuckte das Buch in ihren Armen, und sie hörte Worte... Worte, die sie zum Glück nicht verstand. Wieder wurde das Buch von einem Schlag erschüttert, der Deckel wölbte sich, und sie wäre fast umgerissen worden. Als der nächste Stoß kam, warf sie sich darüber und begrub es mit ihrem ganzen Gewicht unter sich.

Feuer, dachte sie. Er hasst Feuer! Aber ich glaube nicht, dass ich mit dem Buch sehr weit käme. Und in einer Bibliothek kann man doch auch kein Feuer legen, das geht einfach nicht. Außerdem war das ganze hochherrschaftliche Gemäuer zundertrocken.

»Will da irgendwas raus aus dem Buch?«, fragte Lätitia.

Tiffany blickte hoch, in ihr rosafleckiges weißes Gesicht. »Ja«, ächzte sie und rang den sich aufbäumenden Wälzer erneut nieder.

»Hoffentlich ist es nicht so einer wie dieser Kobold aus dem Märchenbuch. Ich hatte immer solche Angst, dass er zwischen den Seiten hervorkriechen würde.«

Das Buch machte einen Satz und knallte mit solcher Wucht wieder auf den Tisch, dass Tiffany die Luft wegblieb. »Ich glaube, der hier ist noch viel, viel schlimmer als der Kobold!«, brachte sie hervor. Als unser Kobold, dachte sie plötzlich, eine Erinnerung, auf die sie gut hätte verzichten können. Sie besaßen schließlich das gleiche Märchenbuch. Auch wenn es nicht viel taugte und man irgendwann aus der Angst vor den lächerlichen Bildern herauswuchs, ganz vergaß man sie nie.

Anscheinend ging es jedem so. Als sie Petulia einmal von ihrer Angst vor einem Bild erzählt hatte, gestand diese ihr, sie hätte als kleines Kind selbst furchtbare Angst vor einem lustigen Skelett in einem Bilderbuch gehabt. Nach und nach stellte sich heraus, dass alle anderen Mädchen ganz ähnliche Erinnerungen hatten. Es schien eine Grunderfahrung des Lebens zu sein: Bücher mussten einem erst einmal Angst einjagen.

»Warte, ich hab eine Idee«, sagte Lätitia. »Kannst du es kurz ablenken? Ich bin gleich wieder da.« Schon war sie verschwunden. Als Tiffany nach einigen langen Sekunden ein leises Quietschen vernahm, beachtete sie es nicht weiter, denn sie hatte inzwischen ganz andere Probleme. Die Arme, mit denen sie das bockende Buch fest umklammert hielt, waren glühend heiß. Doch dann hörte sie plötzlich Lätitia hinter sich: »Pass auf, ich bring dich zur Buchpresse. Wenn ich jetzt sage, schiebst du es rein und nimmst sofort die Hände weg. Das muss wirklich ruck, zuck gehen!«

Tiffany wurde herumgedreht und Schritt für Schritt zu einem eisernen Gerät geführt, das in einer dunklen Ecke stand. Unterdessen wütete der Wälzer wie verrückt und schlug ihr heftig gegen die Brust; es war, als hielte sie ein pochendes Elefantenherz in Händen.

So laut war die Gegenwehr des Buches, dass Tiffany über den Lärm kaum verstand, was Lätitia schrie: »Leg das Buch auf die Platte! Schieb es ein Stück nach vorne, und dann zieh die Finger raus – und zwar jetzt!«

Tiffany nahm noch eine Kurbelbewegung wahr, und dann ging alles blitzschnell. Unmittelbar bevor die zweite Eisenplatte auf das Buch herunterkrachte und dabei die Spitzen von Tiffanys Fingernägeln abknipste, schob sich eine Hand aus dem Deckel, und Tiffany hätte sich vor Angst wirklich fast in die Hose gemacht.

»Hilfst du mir mit der Schraube? Wir müssen sie so fest wie möglich anziehen.« Lätitia lehnte auf... ja, worauf eigentlich? »Das ist die alte Buchpresse meines Großvaters«, erklärte sie. »Damit hat er immer die beschädigten Bücher repariert. Wenn zum Beispiel eine rausgefallene Seite wieder eingeklebt werden musste. Wir haben sie kaum noch in Gebrauch, höchstens an Swinvater. Sie ist sehr praktisch, um Walnüsse zu knacken, ohne sie zu zerdrücken. Siehst du? Man braucht bloß die Kurbel zu drehen, bis sie aufspringen. Sie sehen aus wie kleine menschliche Gehirne.«

Tiffany riskierte einen Blick auf die Presse, die das Buch fest im Klammergriff hielt, um zu sehen, ob etwa menschliche Gehirnmasse herausquoll. Da quoll nichts, aber das nützte jetzt auch nicht mehr viel, denn genau in diesem Moment kam ein kleines menschliches Skelett aus der Wand, ging durch die Regale hindurch, als wären sie aus Rauch, und verschwand wieder. Es hielt einen Teddy im Arm. Das war einer dieser Anblicke, die das Gehirn unter der Kategorie »Dinge, die ich lieber nicht gesehen hätte« abspeichert.

»War das ein Geist?«, fragte Lätitia. »Nicht das Gerippe, von dem hab ich dir ja schon erzählt. Das arme Kerlchen. Nein, ich meine den anderen. Den aus dem Buch...«

»Tja, wie soll ich sagen? Der ist eher eine Krankheit oder auch so etwas wie ein Alptraum, der morgens, wenn du aufwachst, plötzlich vor deinem Bett steht. Und ich glaube fast, dass du ihn gerufen hast. Oder heraufbeschworen, wenn dir das lieber ist.«

»Krankheit? Alptraum? Du lieber Himmel! Ich hab doch bloß einen kleinen Zauber aus einem billigen Heftchen ausprobiert! Ich gebe ja zu, dass ich mich wahrscheinlich wie ein albernes Kind aufgeführt habe, aber so was wie... das da! – habe ich nie gewollt.« Sie zeigte auf die noch immer knarrende Presse.

»Dumme Frau«, sagte Tiffany.

Lätitia blinzelte. »Wie bitte?«

»Wie eine dumme Frau! Oder von mir aus auch wie eine alberne Frau. Aber auf jeden Fall Frau. Du heiratest schließlich in ein paar Tagen, schon vergessen? Und du hast versucht, jemanden aus Eifersucht zu verhexen. Hast du den Titel von dem dicken Buch gesehen? Ich schon. Ich hatte ihn ja direkt vor meiner Nase. Fegefeuer für Hexen! Es wurde von einem omnianischen Priester diktiert, der so wahnsinnig war, dass er selbst mit einem Fernrohr nicht mehr erkannt hätte, was normal ist. Und soll ich dir was sagen? Bücher leben. Die Seiten erinnern sich! Hast du schon mal was von der Bibliothek in der Unsichtbaren Universität gehört? Da gibt es Bücher, die angekettet werden müssen, die im Dunkeln gelagert werden oder sogar unter Wasser! Und du... du hast dein kleines Hexeneinmaleins neben einem Buch geübt, das vor böser, rachsüchtiger Magie nur so überschäumt. Kein Wunder, dass etwas dabei herausgekommen ist! Ich habe ihn aufgeweckt, und seitdem sucht er mich, jagt er mich. Und du... hast ihm mit deinem Zauber gezeigt, wo ich bin! Du hast ihm geholfen! Er ist wieder da, und jetzt hat er mich gefunden! Der Hexenverbrenner. Und seine Wirkung ist ansteckend, du hast es gehört. Wie eine Krankheit.«

Sie musste tief durchatmen. Die Tränen, mit denen sie fest gerechnet hatte, kamen nicht. Lätitia stand da, als wäre sie in tiefes Nachdenken versunken. Dann sagte sie: »Ich schätze mal, ›Entschuldigung‹ reicht nicht, oder?«

»Das wäre immerhin ein Anfang«, antwortete Tiffany, aber sie dachte: Diese junge Frau, die nicht mal gemerkt hat, dass sie langsam zu alt ist, um Kleinmädchenkleider zu tragen, hat einer Kopflosen einen Kürbis gegeben, den sie unter dem Arm tragen kann, damit sie sich besser fühlt, und sie hat einem kreischenden kleinen Gerippe einen Teddybären geschenkt. Wäre mir das auch eingefallen? Auf so etwas konnte jedenfalls nur eine Hexe kommen.

»Hör zu«, sagte sie. »Du bist eindeutig magisch veranlagt, das darfst du mir glauben. Aber du wirst dir unendlich viel Ärger einhandeln, wenn du aufs Geratewohl herumprobierst, ohne zu wissen, was du tust. Auch wenn es eine geniale Idee war, dem armen Gerippe den Teddy zu schenken. Darauf solltest du aufbauen. Und wenn du dann noch eine Ausbildung machst, könnte wirklich etwas Magisches aus dir werden. Du müsstest allerdings bei einer alten Hexe in die Lehre gehen. Das hab ich auch so gemacht.«

»Danke, Tiffany, toller Tipp«, antwortete Lätitia. »Aber ich muss jetzt erst mal mit einem jungen Mann vor den Traualtar treten. Fliegen wir dann langsam wieder zurück? Und was sollen wir mit dem Buch machen? Wenn ich bloß daran denke, dass er da drinsteckt... Stell dir mal vor, er kommt raus!«

»Er ist schon längst draußen! Das Buch ist nur... na ja, so etwas wie ein Fenster, durch das er mich leichter erreichen kann. Das gibt es öfter. Es ist wie ein Portal in eine andere Welt oder vielleicht auch nur zu einem anderen Ort in dieser Welt.«

Tiffany, die sich bei dieser Erklärung ziemlich großartig vorgekommen war, musste innerlich zu Kreuze kriechen, als Lätitia sagte: »Ja, ja, ich weiß schon, der Hasenglöckchenwald mit der Hütte, wo aus dem Schornstein manchmal Rauch kommt und manchmal nicht; und das Mädchen, das die Enten auf dem Teich füttert, während hinter ihr die Tauben mal fliegen und mal still auf dem Dach sitzen. Das kenne ich alles aus dem Buch Schwebende Welten von H. J. Unkenbinder. Möchtest du es haben? Ich weiß, wo’s steht.« Bevor Tiffany antworten konnte, war sie schon zwischen den Bücherregalen verschwunden. Zu Tiffanys Erleichterung kam sie keine Minute später wieder zurück, unter dem Arm einen großen, glänzenden Lederband, den sie ihr ohne viel Federlesen in die Hand drückte.

»Ich möchte es dir schenken. Du warst viel netter zu mir als ich zu dir.«

»Das darfst du mir nicht geben! Es gehört in die Bibliothek. Sonst habt ihr da eine Lücke!«

»Nein, ich bestehe darauf«, sagte Lätitia. »Außer mir benutzt die Bibliothek doch sowieso keiner. Meine Mutter bewahrt die Bücher über unsere Familiengeschichte, Ahnenforschung und Wappenkunde in ihren Gemächern auf, und sie ist auch die Einzige, die sich dafür interessiert. Sonst kommt heutzutage nur noch Herr Ziegler hierher. Ich glaube fast, ich höre ihn schon. Er macht seinen letzten nächtlichen Kontrollgang. Er ist sehr alt und langsam«, fügte sie hinzu. »Für eine Nachtwächterrunde braucht er eine ganze Woche, die Tage nicht eingerechnet, weil er da schläft. Los, schnell. Wir wollen doch nicht, dass ihn der Schlag trifft, wenn er tatsächlich mal jemandem begegnet.«

Tatsächlich war in einiger Entfernung das unverkennbare Quietschen eines Türknaufs zu vernehmen.

Lätitia senkte die Stimme. »Hast du was dagegen, wenn wir einen anderen Ausgang nehmen? Ich möchte ihn nicht erschrecken.«

Ein Licht kam durch den langen Korridor auf sie zu gewandert, allerdings musste man schon ziemlich lange hinschauen, um zu erkennen, dass es sich bewegte. Lätitia öffnete die Tür nach draußen, und sie liefen über eine Wiese, die ein Rasen hätte sein können, wenn sie in den letzten zehn Jahren mal gemäht worden wäre. Tau lag auf dem Gras und die Verheißung eines neuen Tages in der Luft. Kaum hatten sie den Besen erreicht, rannte Lätitia mit einer gemurmelten Entschuldigung noch einmal in das schlafende Schloss zurück und schleppte fünf Minuten später eine große Tasche an. »Mein Trauerkleid«, erklärte sie, als sich der Besen in die lauen Lüfte erhob. »Übermorgen wird der Baron bestattet, der Arme. Meine Mutter hat ihre Beerdigungssachen auf Reisen immer dabei. Sie sagt, man könne ja schließlich nie wissen, wann irgendwo einer tot umfällt.«

»Eine sehr interessante Einstellung, Lätitia, aber wenn wir wieder auf der Burg sind, möchte ich, dass du Roland beichtest, was du gemacht hast. Alles andere ist mir egal, aber du musst ihm bitte die Sache mit dem Zauber erzählen. « Tiffany wartete. Lätitia saß hinter ihr und... blieb stumm. Sehr stumm. So stumm, dass man es hören konnte.

Tiffany betrachtete die Landschaft, die unter ihr dahinglitt. Hier und da stieg der Rauch von Küchenfeuern aus den Schornsteinen auf, obwohl die Sonne noch nicht über den Horizont emporgestiegen war. Die Dorffrauen lieferten sich immer ein Wettrennen um den ersten Rauch, denn er bewies, dass man eine fleißige Hausfrau war. Sie seufzte. Das Problem mit dem Ritt auf einem Besen war, dass man auf die anderen hinuntersah. Man konnte nichts dagegen machen, auch wenn man sich noch so bemühte. Von oben sahen die Menschen aus wie hin und her wuselnde Pünktchen. Spätestens wenn einem solche Gedanken durch den Sinn gingen, wurde es Zeit, mal wieder unter Hexen zu kommen – um sich den Kopf geraderücken zu lassen. Keine Hexe soll allein sein, so lautete der alte Spruch. Er war weniger ein Rat als eine Aufforderung.

Hinter ihr sagte Lätitia mit einer Stimme, die so klang, als ob sie jedes Wort einzeln auf die Goldwaage gelegt hätte: »Warum bist du nicht wütender auf mich?«

»Wie meinst du das?«

»Na, du weißt schon! Nach allem, was ich dir angetan habe! Du bist so furchtbar... nett!«

Tiffany war froh, dass Lätitia ihr Gesicht nicht sehen konnte – und umgekehrt.

»Hexen werden nicht oft wütend. Rumzuschreien bringt einen meistens nicht voran.«

Nach einer weiteren Pause sagte Lätitia: »Wenn das stimmt, habe ich vielleicht doch nicht das Zeug zur Hexe. Ich kann mich nämlich manchmal ganz schön aufregen.«

»Ach, das Gefühl kenne ich natürlich auch«, antwortete Tiffany. »Aber ich packe meine Wut dann einfach so lange weg, bis ich sie vielleicht irgendwann mal brauchen kann. Das ist die Sache mit der Hexerei – und auch mit der Zauberei, wenn ich’s mir recht überlege. Normalerweise kommen wir ganz gut ohne Magie aus, aber wenn wir sie doch mal anwenden, dann meistens an uns selber. Guck, da vorne ist schon die Burg. Ich setze dich auf dem Dach ab. Ich bin schon sehr gespannt, wie bequem es sich im Stroh schlafen lässt.«

»Es tut mir wirklich sehr, sehr – «

»Ich weiß. Das sagtest du schon. Ich nehm’s dir nicht krumm, aber die Suppe, die du dir eingebrockt hast, musst du schon selber wieder auslöffeln. Das gehört zur Hexerei auch dazu, unbedingt.« Und im Stillen fügte sie hinzu: Davon kann ich ein Liedchen singen!

12

Die Mutter aller Sünden

Das Stroh erwies sich als durchaus komfortabel; Bauernkaten haben normalerweise kein Gästezimmer, und eine Hexe, die in einem solchen Häuschen beruflich zu tun hatte, weil sie zum Beispiel Geburtshilfe leisten musste, konnte sich glücklich schätzen, wenn sich im Kuhstall ein Platz für sie fand. Sehr glücklich sogar. Denn oft roch es im Stall viel besser als im Haus. Außerdem war Tiffany nicht die Einzige, die fand, dass der warme, nach Gras duftende Atem einer Kuh ohne Weiteres mit einem Heilmittel vergleichbar war.

Die Ziegen im Verlies waren aber fast genauso gut. Während sie in aller Seelenruhe ihr Abendessen wieder- und wiederkäuten, behielten sie Tiffany die ganze Zeit im Auge, als würde sie jeden Moment einen Jongliertrick vorführen oder eine flotte Tanznummer mit Gesang aufs steinerne Parkett legen.

Ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen war, dass die Tiere von jemandem gefüttert worden sein mussten und dass dieser Jemand nun vermutlich wusste, dass sich die Gefangene verkrümelt hatte. Dann konnte sie sich schon mal auf den nächsten Ärger gefasst machen. War es möglich, noch tiefer in die Patsche zu geraten? Sie konnte es sich kaum vorstellen – beziehungsweise gar nicht mehr. Denn als sie ungefähr eine Stunde später aufwachte, hatte sie jemand zugedeckt. Was ging hier vor?

Die Antwort darauf bekam sie, als Preston mit dem Frühstückstablett erschien: Eier mit Speck. Die Eier hatten einen leichten Kaffeegeschmack, weil ihm auf der langen Treppe die Tasse übergeschwappt war. »Von Seiner Hochwohlgeboren«, verkündete er grinsend. »Mit seinen besten Empfehlungen und einer Entschuldigung. Er lässt ausrichten, dass er Ihnen, falls Ihnen der Sinn danach steht, in der schwarz-weißen Kammer gern ein heißes Bad herrichten lässt. Und wenn Sie gefrühstückt haben, möchte Sie der Baron... der neue Baron, in seiner Studierstube sprechen.«

Ein heißes Bad – wie verführerisch das klang. Aber Tiffany wusste, dass sie dafür keine Zeit haben würde. Und wenn es auch nur ein halbwegs anständiges Bad werden sollte, müssten die armen Mägde jede Menge schwere Eimer vier oder fünf Etagen nach oben schleppen. Eine Katzenwäsche in der Waschschüssel musste genügen, falls sich die Gelegenheit dazu bot[[26]](#footnote-26). Ausgehungert machte sie sich über das Frühstück her. Während sie mit einem Stück Brot die letzten Reste vom Teller wischte, nahm sie sich vor, sich später – falls dies tatsächlich ein Seid-nett-zu-Tiffany-Tag werden sollte – noch eine Portion geben zu lassen.

Dankbarkeit musste man schmieden, solange sie noch warm war. Darin waren Hexen Expertinnen. Schon nach ein, zwei Tagen ließ das Gedächtnis der Leute merklich nach. Die Augen, mit denen Preston Tiffany beim Essen zusah, waren die eines Jungen, der zum Frühstück nur gesalzenen Haferbrei bekommen hatte. Als sie fertig war, fragte er vorsichtig: »Darf ich Sie jetzt zum Baron bringen?«

Er sorgt sich um mich, dachte Tiffany. »Vorher möchte ich gern zum alten Baron«, antwortete sie.

»Der ist immer noch tot«, klärte Preston sie mit ernster Miene auf.

»Na, immerhin ein Trost«, sagte Tiffany. »Das hätte sonst ganz schön peinlich werden können.« Sie lächelte den verwirrten Jungen an. »Morgen wird er bestattet, deshalb muss ich heute noch zu ihm, Preston. Als Allererstes. Können wir? Er ist jetzt wichtiger als sein Sohn.«

Von Blicken verfolgt und mit Preston, der kaum mithalten konnte, im Schlepptau, marschierte Tiffany im Sturmschritt durch die Burg und hinunter in die Gruft. Weil er sie immer freundlich und mit Respekt behandelt hatte, tat es ihr doch ein bisschen leid, dass er sich so abhetzen musste, aber es sollte keinesfalls jemand auf den Gedanken kommen, sie würde wie eine Gefangene von einer Wache eskortiert. Mit diesem Unsinn musste es ein für alle Mal ein Ende haben. Die Blicke der Burgbewohner wirkten eher angstvoll als wütend, doch sie wusste nicht, ob das ein gutes Zeichen war.

Am Fuß der Treppe atmete sie tief ein. Nur der übliche Gruftduft, kühl mit einem Hauch von Kartoffeln. Sie belohnte sich mit einem kleinen Lächeln. Der Baron lag genauso friedlich da, wie sie ihn verlassen hatte, die Hände auf der Brust gefaltet, sodass man hätte meinen können, er schliefe.

»Die dachten, ich hätte hier unten Hexerei betrieben, nicht wahr, Preston?«

»Ja, Fräulein. Es wurde so was gemunkelt.«

»Und sie hatten Recht damit. Deine Großmutter hat dir gezeigt, wie man Tote besorgt, nicht wahr? Dann weißt du, dass es nicht gut ist, wenn die Toten zu lange in der Welt der Lebenden verharren. Das Wetter ist warm, und der Sommer war heiß. Deshalb sind die Steine, die so kalt wie das Grab sein können, noch etwas aufgeheizt. Und nun geh, Preston, und hol mir zwei Eimer Wasser. Bitte.« Nachdem er davongeeilt war, setzte sie sich still neben die Marmorplatte.

Erde und Salz und zwei Münzen für den Fährmann, das waren die Dinge, die man den Toten mitgab. Man wachte bei ihnen, und man lauschte ihnen, wie die Mutter eines neugeborenen Kindes.

Preston kam mit zwei großen Eimern wieder, die er, wie sie erfreut feststellte, ohne viel Geschwappe die Treppe herunterbrachte. Als er sie abgestellt hatte, wollte er gleich wieder gehen.

»Nein, bleib hier, Preston«, sagte sie. »Ich möchte, dass du mir dabei zusiehst, damit du, wenn dich jemand fragt, wahrheitsgemäß antworten kannst.«

Er nickte, ohne ein Wort zu sagen. Tiffany war beeindruckt. Sie stellte einen der Eimer neben die Marmorplatte, kniete sich daneben, steckte eine Hand in das kalte Wasser, legte die andere fest an den Stein und flüsterte: »Es kommt auf das Gleichgewicht an.«

Mit Wut ging es leichter. Es war erstaunlich, wie nützlich sie sein konnte, wenn man sie bis zum richtigen Moment aufsparte, genau, wie sie es Lätitia erklärt hatte. Der junge Wachmann schnappte hörbar nach Luft, als das Wasser im Eimer erst zu dampfen und dann zu sieden begann.

Er sprang auf. »Ich hab’s verstanden, Fräulein! Ich kipp das kochende Wasser weg und bring frisches kaltes, ja?«

Sie brauchte drei Eimer Wasser, bis es in der Gruft wieder winterlich kalt war. Als Tiffany die Treppe hinaufging, klapperten ihr fast die Zähne. »Meine Oma hätte sich gefreut, wenn sie so etwas gekonnt hätte«, flüsterte Preston ehrfürchtig. »Sie hat immer gesagt, dass die Toten die Wärme nicht mögen. Sie haben die Kälte in den Stein fließen lassen, richtig?«

»Eigentlich habe ich die Wärme aus dem Marmor und der Luft in den Wassereimer geleitet«, sagte Tiffany. »Das ist alles keine richtige Hexerei. Es ist bloß... eine besondere Fähigkeit. Aber man muss eine Hexe sein, um es zu können.«

Preston seufzte. »Ich hab die Hühner meiner Oma vom Pseudokropf geheilt. Dazu musste ich sie aufschneiden und den ganzen Dreck rausholen, und anschließend hab ich sie wieder zugenäht. Kein einziges ist gestorben. Und als der Hund von meiner Mutter von einem Fuhrwerk überrollt wurde, hab ich ihn saubergemacht und alle Teile wieder reingestopft. Er ist wieder ganz der Alte geworden, bis auf das eine Bein, das ich nicht retten konnte. Aber ich hab ihm ein Holzbein geschnitzt, mit einer Lederhalterung, und er jagt den Fuhrwerken bis heute hinterher.«

Tiffany ließ sich ihre Skepsis nicht anmerken. »Hühner aufzuschneiden, um den Pseudokropf zu heilen, geht fast immer schief«, sagte sie. »Ich kenne eine Schweinehexe, die auch schon mal Hühner behandelt, und sie hat mir erzählt, dass es bei ihr noch nie funktioniert hat.«

»Ja, aber vielleicht wusste sie nicht, dass man den Saft der Zwirnwurzel dafür braucht«, entgegnete Preston auftrumpfend. »Wenn man ihn mit einer Prise Frauenminze mischt, wächst alles wunderbar wieder zusammen. Meine Oma kannte sich mit Wurzeln aus und hat mir alles beigebracht. «

»Tja«, sagte Tiffany. »Wer den Muskelmagen eines Huhns zusammenflicken kann, kann auch ein gebrochenes Herz reparieren. Sag mal, Preston, warum gehst du eigentlich nicht bei einem Arzt in die Lehre?«

Sie waren vor der Studierstube des Barons angekommen. Preston klopfte an und hielt Tiffany die Tür auf. »Das ist wegen den vielen Buchstaben, die man hinterher an seinen Namen dranhängen kann«, flüsterte er. »Die sind wahnsinnig teuer! Die Ausbildung zur Hexe mag kostenfrei sein, Fräulein, aber für die Buchstaben muss man ein Heidengeld hinblättern! «

Roland blickte zur Tür, als Tiffany hereinkam. Er hatte den Mund voll durcheinanderpurzelnder Schlupfwörter, die ums Verrecken nicht über seine Lippen wollten. Was er schließlich herausbrachte, war: »Äh, Fräulein Weh... beziehungsweise, Tiffany. Meine Verlobte hat mir versichert, dass wir alle Opfer einer magischen Verschwörung geworden sind, die gegen deine Person gerichtet war. Ich hoffe, dass du uns die Fehleinschätzung der Situation nachsehen kannst. Es täte mir leid, wenn wir dir allzu große Ungelegenheiten bereitet hätten, doch dürften sich diese wohl im Rahmen gehalten haben, wenn ich bedenke, dass es offenbar ein Leichtes für dich war, unserem kleinen Verlies zu entkommen. Äh...«

Am liebsten hätte Tiffany ihn angeschrien: »Roland, erinnerst du dich noch, wie wir uns kennengelernt haben? Ich war vier, und du warst sieben, zwei Hemdenmatze, die zusammen im Dreck gespielt haben. Ich konnte dich besser leiden, als du noch nicht so geschwollen dahergeredet hast wie ein Anwalt, dem man einen Besenstiel in den Hintern gesteckt hat. Du klingst wie ein Redner, der eine öffentliche Ansprache hält.« Doch sie sagte nur: »Hat dir Lätitia alles erzählt?«

Roland schaute dumm aus der Wäsche. »Ich vermute, das darf ich bezweifeln, Tiffany. Aber sie hat kein Blatt vor den Mund genommen. Ich möchte sogar behaupten, dass sie ihre Sache mit Nachdruck vertreten hat.« Tiffany konnte sich gerade noch ein Lächeln verkneifen. Er sah aus wie ein Mann, dem allmählich die Realitäten des Ehelebens dämmerten. Er räusperte sich. »Sie hat mir berichtet, dass wir von einer magischen Krankheit befallen waren, die zurzeit in einem Buch auf Avec Souvenir gefangen ist?« Es klang wie eine Frage, und Tiffany konnte es ihm nicht verdenken, dass er verwirrt war.

»Ja, das stimmt.«

»Und... jetzt ist offenbar wieder alles in Ordnung, weil sie deinen Kopf aus einem Eimer mit Sand gezogen hat.« Nun kam er überhaupt nicht mehr mit. Kein Wunder.

»Möglich, dass du da einiges durcheinanderbringst«, antwortete sie diplomatisch.

»Außerdem hat sie mir eröffnet, dass sie Hexe werden will.« Er sah aus wie ein Häufchen Elend. Tiffany hatte Mitleid mit ihm, aber nicht zu viel.

»Ich denke, die Grundvoraussetzungen bringt sie mit. Es liegt an ihr, was sie daraus machen will.«

»Was wird bloß ihre Mutter dazu sagen?«

Tiffany lachte. »Du kannst der Herzogin ausrichten, dass Königin Magrat von Lancre eine Hexe ist. Das ist kein Geheimnis. Natürlich hat das Zepterschwingen Vorrang, aber was Heiltränke angeht, macht ihr so leicht keiner was vor.«

»Tatsächlich?«, sagte Roland. »Der König und die Königin von Lancre haben freundlicherweise die Einladung zu unserer Vermählung angenommen.« Tiffany sah ihm an, wie es in seinem Kopf zu arbeiten begann. Bei dem seltsamen Schachspiel, das sich Aristokratie nannte, schlug eine echte Königin praktisch jede andere Figur, und das bedeutete, dass die Herzogin knicksen musste, bis ihre Knie knacksten. Sie sah die Schlupfwörter: Das wäre natürlich jammerschade. Unglaublich: Roland hatte sogar seine Schlupfwörter im Griff. Ein kleines Grinsen konnte er aber trotzdem nicht verbergen.

»Dein Vater hat mir fünfzehn Ankh-Morpork Dollar aus echtem Gold gegeben. Als Geschenk. Glaubst du mir?«

Er sah ihr in die Augen und zögerte keine Sekunde: »Ja!«

»Gut«, sagte Tiffany. »Dann finde heraus, wohin die Pflegerin verschwunden ist.«

Anscheinend steckte doch noch ein kleines Stückchen Besenstiel in Rolands Hinterteil, denn er fragte: »Glaubst du, mein Vater war sich des wahren Wertes seines Geschenks überhaupt bewusst?«

»Er war bis zum Ende bei klarem Verstand, das weißt du. Du kannst ihm vertrauen, so wie du auch mir vertrauen kannst. So wie du mir auch jetzt vertrauen kannst, wenn ich dir sage, dass ich für die Liebe Hand in Hand mit dir durchs Feuer gehen werde!«

Ihre Hand landete eine Sekunde zu spät auf ihrem Mund. Wo war denn dieser Satz hergekommen? Roland sah genauso geschockt aus, wie sie sich fühlte.

Mit lauter, fester Stimme brach er als Erster das peinliche Schweigen. »Das möchte ich jetzt lieber überhört haben, Tiffany... Ich vermute, die Belastungen der letzten Tage haben dein Gefühlsleben etwas angegriffen. Es wäre wahrscheinlich für uns alle das Beste, wenn du einmal richtig ausspannen könntest. Weißt du, ich... ich liebe Lätitia. Sie ist nicht so... nun ja, kompliziert, aber ich würde alles für sie tun. Es macht mich glücklich, sie glücklich zu sehen. Und in der Regel stehe ich mit dem Glück ja ein bisschen auf Kriegsfuß.« Eine Träne lief ihm über das Gesicht. Automatisch reichte sie ihm ein verhältnismäßig sauberes Taschentuch. Weinend und lachend zugleich putzte er sich die Nase. »Und du, Tiffany... ich hab dich gern, sehr gern... aber bei dir ist es immer so, als ob du für die ganze Welt ein Taschentuch bereithältst. Du bist klug. Nein, schüttle nicht den Kopf. Das bist du. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie fasziniert du schon als kleines Mädchen von dem Wort ›Onomatopöie‹ warst. Dass man aus einem Laut ein Wort malen kann. Wie Kuckuck zum Beispiel oder klappern oder...?«

»Klirren«, rutschte es Tiffany heraus.

»Genau. Ich weiß noch, dass ich dich gefragt habe, was für ein Geräusch die Langeweile macht, und du hast gesagt, sie brummt. Wie eine müde alte Fliege an der Scheibe eines geschlossenen Dachbodenfensters an einem glühend heißen Sommertag. Das war mir zu hoch. So was ergibt für mich keinen Sinn, aber du bist klug: Du verstehst das. Ich glaube, für solche Gedanken braucht man eine ganz besondere Art von Kopf. Eine besondere Art von Klugheit. Und so einen Kopf habe ich nicht.«

»Was für ein Geräusch macht die Freundlichkeit?«, fragte Tiffany.

»Ich weiß, was Freundlichkeit bedeutet, aber dass sie ein Geräusch machen soll, kann ich mir einfach nicht vorstellen. Jetzt fängst du schon wieder damit an! Mein Kopf taugt nun einmal nicht für eine Welt, in der die Freundlichkeit ein eigenes Geräusch hat. Mein Kopf gehört in eine Welt, in der zwei plus zwei vier ergeben. Das klingt ja alles ganz spannend, und ich beneide dich wirklich sehr. Aber bei Lätitia habe ich das Gefühl, dass ich sie verstehe. Sie ist eben nicht so kompliziert.«

Das Mädchen, das einen lärmenden Klosettgeist vertrieben hat, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt?, dachte Tiffany. Na, da kann ich dir nur viel Glück wünschen. Doch diese Gedanken behielt sie für sich. Sie sagte: »Ich glaube, du hast eine sehr weise Wahl getroffen, Roland.« Zu ihrer Überraschung machte er ein erleichtertes Gesicht. Er trat wieder hinter seinen Schreibtisch, wie ein Soldat, der hinter den Burgzinnen in Deckung geht.

»Heute Nachmittag werden die ersten der von weiter her anreisenden Trauergäste eintreffen. Einige bleiben bis zur Hochzeit. Wie es der gütige Himmel will« – noch ein kleiner Besenstielrest –, »befindet sich Pastor Ei zurzeit auf der Durchreise im Kreideland. Er hat sich dankenswerterweise bereit erklärt, meinen Vater bei der Bestattung mit den passenden Worten zu würdigen. Anschließend bleibt er als Gast auf der Burg, um die Trauung vorzunehmen. Er gehört einer modernen omnianischen Glaubensgemeinschaft an. Da meine zukünftige Schwiegermutter zwar die Omnianer, aber leider nicht diesen Zweig ihrer Kirche akzeptiert, ist es bereits zu leichten Spannungen gekommen.« Er verdrehte die Augen. »Außerdem kommt er, wenn ich es richtig verstehe, direkt aus der Stadt, und wie du weißt, haben Stadtprediger auf dem Land manchmal keinen leichten Stand.[[27]](#footnote-27)

Ich würde es als eine große Gefälligkeit deinerseits erachten, wenn du dich in den schwierigen Tagen, die vor uns liegen, um eventuell auftretende kleinere Störungen und Probleme kümmern könntest, vor allem um solche, die okkulter Natur sind. Bitte. Es wird schon genug geredet.«

Tiffany, der nach ihrem rätselhaften Gefühlsausbruch noch immer die Schamröte im Gesicht stand, nickte und stammelte: »Hör mal, was ich da eben gesagt habe...«

Roland hob die Hand. »Es ist für uns alle eine verwirrende Zeit. Kein Wunder, dass der Aberglaube fröhliche Urständ feiert. Die Tage rund um eine Hochzeit und eine Bestattung sind für alle Beteiligten sehr belastend. Natürlich mit Ausnahme des Hauptbeteiligten bei der Bestattung«, ergänzte er. »Gehen wir das Ganze also mit Ruhe und Vorsicht an. Ich freue mich sehr, dass Lätitia dich mag. Ich glaube, sie hat nicht viele Freunde. Und wenn du mich jetzt entschuldigen würdest, ich habe noch einige Vorkehrungen zu treffen. «

Als Tiffany die Studierstube verließ, spukte ihr der unerklärliche Satz mit der Liebe, den sie von sich gegeben hatte, noch immer im Kopf herum. Wo war der so plötzlich hergekommen? Sicher, sie hatte immer geglaubt, dass sie eines Tages Hand in Hand mit ihm durchs Feuer gehen würde. Zumindest, als sie noch ein bisschen jünger gewesen war. Aber darüber war sie inzwischen ja längst hinaus. Oder etwa nicht? Doch, natürlich! Wie peinlich, mit so einem kitschigen Quatsch herauszuplatzen.

Gut, und was stand nun als Nächstes auf dem Programm? Ach, irgendwo gab es immer etwas zu tun. Irgendwo wurde sie immer gebraucht. Sie war schon halb durch den Rittersaal, als sie von einer nervösen Zofe angesprochen wurde, die ihr mitteilte, dass Fräulein Lätitia sie auf ihrem Zimmer zu sehen wünschte.

Die Braut saß auf dem Bett und wrang ein Taschentuch – zur Abwechslung mal ein unbenutztes, wie Tiffany erfreut feststellte. Sie machte ein besorgtes Gesicht, will sagen, ein noch besorgteres als sonst. Sonst sah sie aus wie ein Hamster, dem jemand das Laufrad festhält.

»Ich bin so froh, dass du gekommen bist, Tiffany. Kann ich dich unter vier Augen sprechen?« Tiffany blickte sich um. Außer ihnen war niemand im Zimmer. »Im Vertrauen«, ergänzte Lätitia und drehte ihr Taschentuch zum Strang zusammen.

Hat nicht viele Freunde in ihrem Alter, dachte Tiffany. Durfte garantiert nie mit den Dorfkindern spielen. Kommt kaum unter Menschen. Und: heiratet in ein paar Tagen. Ach Gottchen. Von daher wehte also der Wind! Tiffany fiel es wie Schuppen von den Augen. Und auf der anderen Seite Roland: von der Elfenkönigin entführt, jahrelang in ihrem grässlichen Reich festgehalten, ohne zu altern, von seinen Tanten schikaniert, in Angst und Sorge um seinen alten Vater, gibt sich zwanzig Jahre älter, als er ist. Ach Gottchen!

»Wie kann ich dir helfen?«, fragte sie munter.

Lätitia hüstelte. »Nach der Hochzeit kommen doch die Flitterwochen«, begann sie, und ihr Gesicht färbte sich zartrosa. »Wie genau läuft so was denn eigentlich ab?«, schloss sie mit einem hastigen, kaum hörbaren Murmeln.

»Hast du denn keine... Tanten?«, fragte Tiffany. Tanten waren für solche Sachen meistens gut zu gebrauchen. Lätitia schüttelte den Kopf. »Und hast du mal versucht, mit deiner Mutter darüber zu reden?« Lätitia lief hummerrot an.

»Würdest du etwa über so was mit meiner Mutter reden?«

»Verstehe. Also dann: Grob gesagt – und ich bin wahrhaftig keine Expertin auf diesem Gebiet...« Doch das war sie.[[28]](#footnote-28) Im Grunde kannte sich jede Hexe damit aus, wie die Menschen auf die Welt kamen und sie wieder verließen. Schon mit zwölf Jahren hatten die älteren Hexen Tiffany ganz allein Geburtshilfe leisten lassen. Außerdem durfte sie schon als Kind beim Lammen helfen. Hexen hatten einfach ein Händchen dafür, wie Nanny Ogg es ausdrückte, auch wenn es in Wahrheit nicht ganz so leicht war, wie es sich anhörte. Sie erinnerte sich an Herrn und Frau Kiepe, ein hochanständiges Ehepaar, das erst nach dem dritten Kind gemerkt hatte, woher dieser Segen kam. Seitdem achtete Tiffany sicherheitshalber darauf, dass sie mit den Dorfmädchen ein Gespräch unter Frauen führte, sobald diese ein bestimmtes Alter erreicht hatten.

Lätitia hörte ihr so aufmerksam zu, als wollte sie sich anschließend Notizen machen, um für die große Prüfung am Freitag gewappnet zu sein. Fragen stellte sie erst, nachdem Tiffany ihr Pulver schon zur Hälfte verschossen hatte: »Bist du sicher?«

»Doch. Ziemlich«, antwortete Tiffany.

»Hm, so weit komme ich noch einigermaßen mit. Aber ich denke mal, als Junge weiß man sowieso alles darüber... Warum lachst du?«

»Wie man‘s nimmt«, sagte Tiffany.

»Hab ich dich gefunden! Ich sehe dich, du Geschmeiß, du Pestilenz, du Höllenbrut!«

Tiffany schaute in Lätitias großen Spiegel, der ringsum mit pausbäckigen goldenen Putten verziert war, die offenbar ganz erbärmlich froren. Sie sah Lätitias Spiegelbild darin und da – nur ganz schwach, aber doch zu erkennen –, da war das augenlose Gesicht des Tückischen. Seine Umrisse wurden langsam schärfer. Tiffany war sich absolut sicher, dass sie keine Miene verzogen hatte. Das wusste sie genau. Ich werde ihm nicht antworten, dachte sie. Ich hatte ihn fast vergessen. Bloß nicht antworten. Ich darf ihn nicht an mich ranlassen.

Sie rang sich ein Lächeln ab, während Lätitia aus Kisten und Kästen ihre so genannte Mitgift hervorwühlte, die in Tiffanys Augen aus einem Weltvorrat an Rüschen bestand. Darauf richtete sie ihre ganze Konzentration und versuchte, sich den Kopf mit Tüll, Seide und Spitzen vollzustopfen, um die Worte nicht zu hören, die aus ihm hervorquollen. Die, die sie verstand, waren übel, die, die sie nicht verstand, waren noch übler. Trotz allem drang die schnarrende, heisere Stimme wieder zu ihr durch: Du denkst, du hattest Glück, Hexe. Du denkst, du wirst wieder Glück haben. Du musst schlafen. Ich schlafe nie. Du brauchst immer wieder Glück. Immer und immer wieder. Ich muss nur ein Mal Glück haben. Nur ein Mal, dann wirst du... brennen. Leise fiel das letzte Wort, leise und beinahe sanft – und das machte es noch viel schlimmer als all die rasselnden, kratzenden, knarzenden Worte davor.

»Weißt du was?«, sagte Lätitia, während sie nachdenklich ein Kleid betrachtete, das Tiffany sich nie im Leben würde leisten können. »Ich freue mich zwar, dass ich hier bald Burgherrin bin, aber ich muss sagen, die Kanalisation stinkt zum Himmel. Genauer gesagt, als wäre sie seit Anbeginn der Welt nicht mehr gereinigt worden. Oder als hätten prähistorische Ungeheuer ihr Geschäft darin verrichtet.«

Sie kann ihn riechen, dachte Tiffany. Dann ist sie wirklich eine Hexe. Eine Hexe, die ausgebildet werden muss, damit sie für sich selbst und andere nicht zur Gefahr wird. Lätitia schnatterte weiter drauflos; es gab kein anderes Wort dafür. Tiffany, die sich noch immer mit aller Willenskraft der Stimme des Tückischen entgegenstemmte, fragte: »Warum?«

»Ich finde einfach, die Schleifen sehen viel vorteilhafter aus als Knöpfe.« Lätitia hielt ein Nachthemd hoch, das Tiffany sich auch dann nicht hätte leisten können, wenn sie fünf Jahre darauf sparte.

Du hast schon einmal gebrannt, genau wie ich!, krächzte die Stimme in ihrem Kopf. Aber diesmal wirst du mich nicht mit ins Feuer nehmen! Ich werde dich vernichten, dich und dein Bündnis des Bösen!!!!!

Tiffany hatte das Gefühl, die Ausrufezeichen regelrecht sehen zu können. Sie brüllten an seiner Stelle, auch wenn er leise sprach. Sie zuckten und hackten auf seine Worte ein. Tiffany konnte sein hassverzerrtes Gesicht sehen und den spritzenden Geifer, der seinen drohend fuchtelnden Zeigefinger und sein Geschrei begleitete – flüssig gewordener Wahnsinn, der hinter dem Spiegel durch die Luft flog.

Was für ein Glück für Lätitia, dass sie ihn nicht hören konnte, aber sie hatte den Kopf voll von Rüschen, Glockengeläut, Reiskörnern und der Aussicht, bald auf einer Hochzeit die Hauptrolle zu spielen. Durch diese rosarote Wolke konnte sich nicht einmal der Tückische hindurchbrennen.

Sie brachte hervor: »Niemals!« Und im Stillen wiederholte sie immer wieder: Keine Augen. Gar keine Augen. Zwei Tunnel in seinem Kopf.

»Ja, ich glaube, du hast Recht. Vielleicht sollte ich doch lieber das Malvenfarbene anziehen«, sagte Lätitia. »Obwohl es bis jetzt immer hieß, Nilgrün wäre genau meine Farbe. Übrigens würde ich mich gern bei dir für alles revanchieren. Kann ich dich zur Ersten Brautjungfer machen? Ansonsten hab ich nur einen Schwarm entfernter kleiner Cousinen, die ihre Brautjungfernkleidchen wohl schon seit zwei Wochen nicht mehr ausziehen.«

Tiffany starrte immer noch ins Nichts, beziehungsweise in zwei Augen, die ins Nichts führten. Ihre Gedanken waren voll davon; da war kein Platz mehr für irgendwelche kleinen Cousinen. »Ich glaube nicht, dass Hexen sich als Brautjungfern eignen. Aber trotzdem, danke«, antwortete sie.

Brautjungfern? Eine Hochzeit?

Tiffany wurde es noch banger ums Herz. Es ging nicht anders: Sie rannte aus dem Zimmer, bevor das Wesen noch mehr erfahren konnte. Wie suchte es? Was suchte es? Hatte sie ihm gerade einen Hinweis gegeben? Sie floh hinunter ins Verlies, wo sie sich momentan am sichersten fühlte.

Da lag das Buch, das Lätitia ihr geschenkt hatte. Sie schlug es auf. Oben in den Bergen hatte sie sich zur Schnellleserin entwickelt, weil es dort nur Bücher aus der fahrenden Leihbücherei gab und man für das Überschreiten der Leihfrist einen Penny Strafe zahlen musste, ein erkleckliches Sümmchen, wenn die übliche Währungseinheit ein alter Stiefel war.

Das Buch enthielt Geschichten über Fenster. Keine gewöhnlichen Fenster, auch wenn manche so aussahen. Und hinter ihnen... konnten Ungeheuer lauern. Ein Gemälde, eine Seite in einem Buch oder sogar eine Pfütze an der richtigen Stelle konnten ein Fenster sein. Ihr fiel der fürchterliche Kobold aus dem alten Märchenbuch wieder ein: Manchmal lachte er, und manchmal grinste er. Sie hatte das von Anfang an gemerkt. Es war zwar kein großer Unterschied, aber ein Unterschied war es doch. Und man fragte sich immer: Wie sah er beim letzten Mal aus? Habe ich es mir falsch gemerkt?

Das Buch raschelte unter Tiffanys Händen wie ein hungriges Eichhörnchen, das in einem hohlen Baum voller Nüsse aufwacht. Der Verfasser war ein Zauberer, und noch dazu ein sehr langatmig erzählender. Trotzdem war das Buch faszinierend. Es hatte Menschen gegeben, die in ein Gemälde hineingingen, und Menschen, die aus einem Gemälde heraustraten. Fenster waren ein Durchlass in eine andere Welt, wobei alles ein Fenster sein konnte und alles eine Welt. Tiffany hatte einmal gehört, man erkenne ein gutes Porträt daran, dass einen die Augen verfolgten, aber wenn man dem Buch glauben konnte, verfolgten sie einen womöglich bis nach Hause, bis ins eigene Bett – ein Gedanke, den sie jetzt lieber nicht zu Ende dachte. Und weil der Autor ein Zauberer war, wollte er alles mit Diagrammen und Tabellen erklären, die einen allerdings kein Stück weiterbrachten.

Der Tückische war in einem Buch auf sie zugelaufen, und sie hatte es zugeknallt, bevor er daraus entfliehen konnte. In dem Moment, als die Eisenplatte fiel, hatte sie seine Finger herauskommen sehen. Aber man konnte ihn in dem Buch nicht zerquetschen, weil er sich in Wahrheit gar nicht in dem Buch befand, außer auf eine irgendwie magische Weise. Er war trotzdem auf ihrer Fährte. Bloß, wie? In diesem Moment kamen ihr die langweiligen Tage, an denen sie Beinbrüche, Magenverstimmungen und eingewachsene Zehennägel verarzten musste, regelrecht einladend vor. Sagte sie den Leuten nicht immer, dass genau das den Hexenberuf ausmachte? Und so war es ja auch, bis zu dem Augenblick, da einen plötzlich aus dem Nichts das Grauen ansprang. Dagegen richtete man mit Wadenwickeln rein gar nichts aus.

Ein Strohhalm segelte herunter und landete auf dem Buch. »Die Luft ist rein, ihr könnt ruhig rauskommen«, sagte Tiffany. »Ihr seid doch da, oder?«

Und direkt neben ihrem Ohr antwortete eine Stimme: »Klaro, wir sind hier.« Sie tauchten hinter Strohballen, Spinnweben, Apfelborden, Ziegen und hintereinander auf.

»Bist du nicht der Kleine Irre Arthur?«

»Och, doch, Meisterin, das is korrekt. Mir isses ja selber ‘n bisschen peinlich, aber Rob Irgendwer hält große Stücke auf mich, weil ich ‘n Polyp bin. Wir ham es ja hier mit Großen zu tun, und er meint, dass denen ’n Polyp noch mehr Angst einjagt. Außerdem kann ich die Großen-Sprache! Rob bleibt lieber bei der Höhle. Er traut dem Baron nich übern Weg. Er denkt, der schickt wieder Männer mit Schaufeln.«

»Das werde ich verhindern«, sagte Tiffany bestimmt. »Es handelte sich um ein Missverständnis.«

Der Kleine Irre Arthur machte ein zweifelndes Gesicht. »Freut mich sehr, das zu hörn, Meisterin, und den Großen Mann wirds auch freun. Eins kann ich dir nämlich flüstern: Wenn die erste Schaufel am Hügel kratzt, bleibt auf der Burg kein Mann mehr am Leben, und unter den Fraun – Anwesende ausgenommen – wird sich lautes Wehklagen erheben.« Zustimmendes Gemurmel machte sich breit. Bei allen Beteuerungen des Bedauerns über das zu erwartende Gemetzel ließen die Größten keinen Zweifel daran aufkommen, welche Gräueltaten demjenigen blühen würden, der es wagte, Hand an ihren Erdhügel zu legen.

»Das kommt von den Buxen«, sagte der Etwas-dünnere-als-der-dicke-Jock-Jock. »Wenn ‘n Großer erst nen Größten inner Buxe hat, isser verratzt.«

»Klaro. Denn für ihn wird dann kommen ne Zeit des Zappelns und Springens«, sagte Kleiner-Jock-Weißkopf.

Tiffany war geschockt. »Wann haben denn die Größten das letzte Mal gegen die Großen gekämpft?«

Nach einer längeren Diskussion einigten sie sich darauf, dass es in der Schlacht am Misthaufen gewesen war, bei der es, laut dem Kleinen-Jock-Weißkopf, »‘n Schreien und ‘n Rennen, ‘n Stampfen und ‘n Flennen gab, wie es die Welt noch nie gesehn hat, begleitet vom hämischen Gekicher des Weibervolks, während sich die Männer hastig ihrer Hosen entledigten, die ihnen plötzlich nich mehr freundlich gesonnen waren, wenn du verstehst, worauf ich rauswill.«

Tiffany, die sich diese Ausführungen ungläubig angehört hatte, klappte den Mund zu – und sofort wieder auf. Sie fragte: »Aber die Größten haben doch noch nie einen Menschen getötet, oder?«

Woraufhin sich bei den Größten alles darauf konzentrierte, jeglichen wie auch immer gearteten Blickkontakt zu vermeiden. Sie scharrten mit den Füßen und kratzten sich am Kopf, wobei ihnen die üblichen Insekten, gehorteten Essensreste, interessanten Steine und anderen unaussprechlichen Dinge aus den Haaren rieselten. Schließlich antwortete der Kleine Irre Arthur: »Als Größter, der erst kürzlich erfahren hat, dass er kein Schuhmachergnom is, vergeb ich mir nix dabei, wenn ich dir sag, dass ich von meinen neuen Brüdern erfahren hab, dass sie sich, als sie noch in den fernen Bergen lebten, manchmal gegen Menschen verteidigen mussten, die es mit ihren Schaufeln auf das Elfengold abgesehen hatten. Dann hub ein gar schröckliches Hauen und Stechen an, und dabei konnte es auch schon mal vorkommen, dass die Banditen, die zu dumm warn, die Flucht zu ergreifen, klug genug warn, ins Gras zu beißen.« Er räusperte sich. »Wie auch immer, zur Verteidigung meiner neuen Brüder muss ich drauf hinweisen, dass sie immer großen Wert auf Chancengleichheit gelegt ham, das heißt: ein Größter gegen zehn Männer. Fairer gehts nich. Und sie konnten schließlich nix dafür, dass ‘n paar von den Männern unbedingt Selbstmord begehn wollten.«

Ein Funkeln in den Augen des Kleinen Irren Arthur veranlasste Tiffany nachzuhaken: »Und wie genau haben sie Selbstmord begangen?«

Der Polizisten-Größte zuckte mit seinen kleinen breiten Schultern. »Sie wollten sich mit ner Schaufel an ner Größten-Höhle vergreifen, Meisterin. Ich bin ne gesetzestreue Natur. Obwohl ich noch nie nen Größten-Hügel gesehn hatte, bevor ich diese Herrschaften hier kennengelernt hab, gerät mein Blut in Wallung, jawohl. Mein Herz hämmert, mein Puls rast, und mir kommt die Galle hoch wie der heiße Atem eines Drachens bei dem Gedanken, dass sich ne Schaufel aus kalt glänzendem Stahl in die Erde gräbt und Tod und Verderben über die Höhle bringt. Den Mann, der das tut, würd ich töten, Meisterin. Ich würd ihn umbringen und ihn ins nächste Leben verfolgen, um ihn ’n zweites Mal zu töten, und immer so weiter und immer so fort. Denn ’n ganzes Volk zu töten, wär die Mutter aller Sünden, und ein Tod allein könnte dieses Unrecht nicht vergelten. Da ich aber, wie gesagt, ne gesetzestreue Natur bin, hoff ich sehr, dass sich das derzeit herrschende Missverständnis ohne beispielloses Gemetzel und Blutvergießen, ohne Heulen und Zähneklappern und ohne, dass irgendjemand in kleinen Teilen anne Bäume genagelt werden muss, ausräumen lässt.« Der Kleine Irre Arthur, der seine große Polizeimarke wie einen Schild vor sich hielt, starrte Tiffany mit einer Mischung aus Schock und Trotz an.

Und Tiffany war eine Hexe. »Ich muss dir etwas sagen, Kleiner Irrer Arthur. Und du musst mir gut zuhören: Du bist zu Hause angekommen.«

Ihm fiel der Schild aus der Hand. »Klaro, Meisterin, das weiß ich jetzt auch. Was ich grade von mir gegeben hab, darf nem Polizisten niemals nich über die Lippen kommen. Er sollt was von Richtern und Geschworenen, Gefängnissen und Strafen erzählen, und er sollte sagen, dass man nich zur Selbstjustiz greifen darf. Also werd ich meine Polizeimarke abgeben und hier bei meinem Volk bleiben, obwohl meine Messlatte in Sachen Hygiene um einiges höher liegt.«

Damit erntete er bei den versammelten Größten eine Runde Applaus, auch wenn Tiffany bezweifelte, ob den meisten von ihnen die tiefere Bedeutung von Hygiene – oder Gesetzestreue – wirklich klar war.

»Ihr habt mein Wort«, sagte sie, »dass nie wieder jemand dem Hügel zu nahe kommt. Dafür werde ich sorgen, glaubt mir.«

»Na ja«, antwortete der Kleine Irre Arthur mit Tränen in der Stimme. »Das is ja alles gut und schön, Meisterin, bloß, wie siehts aus, wenn du auf deinem Besen mal inner wichtigen geschäftlichen Angelegenheit unterwegs bis? Wer passt dann auf?«

Aller Augen hefteten sich auf Tiffany, auch die der Ziegen. Normalerweise machte sie so etwas nicht mehr, weil es sich einfach nicht gehörte, aber diesmal ging es nicht anders: Sie hob den Kleinen Irren Arthur bis auf Augenhöhe hoch. »Ich bin die Hexe der Hügel«, sagte sie. »Und ich gelobe dir und allen Größten, dass die Heimat der Größten nie wieder durch Eisen bedroht werden wird. Ich werde stets über sie wachen. Und solange das so ist, wird sich kein Mensch an ihr vergreifen, dem sein Leben lieb ist. Wenn ich das Vertrauen der Größten in dieser Sache enttäusche, soll man mich auf einem mit Nägeln gespickten Besen durch die sieben Höllen schleifen.«

Streng genommen, waren das ziemlich leere Drohungen, das wusste Tiffany selbst am besten, aber für die Größten war ein Eid nur dann ein Eid, wenn er mit Blitz und Donner, Prahlerei und Blut daherkam. Erst durch das Blut wurde er amtlich. Aber ich werde wirklich dafür sorgen, dass nie wieder jemand dem Hügel zu nahe kommt, dachte sie. Roland kann mir das jetzt nicht mehr abschlagen. Außerdem habe ich eine Geheimwaffe: das Vertrauen der jungen Frau, die schon bald seine Gemahlin sein wird. Unter solchen Umständen war kein Mann mehr sicher.

Der Kleine Irre Arthur, der frischen Mut geschöpft hatte, bedankte sich erleichtert: »Gut gesprochen, Meisterin. Dürftich, auch im Namen meiner neuen Freunde und Verwandten, die Gelegenheit nutzen, dir dafür zu danken, dass du den Vollzug der Hochzeit so schön erklärt hast? Für diejenigen unter uns, die mit dererlei Dingen nich so vertraut sind, wars sehr aufschlussreich. Aber ich glaub, bei einigen is dazu noch die eine oder andre Frage offengeblieben.«

Von einer geisterhaften Schreckensgestalt bedroht zu werden war schon schlimm genug, doch der Gedanke, sich von den Größten nach den Einzelheiten des menschlichen Ehelebens ausfragen zu lassen, war noch um einiges schlimmer. Da es keinen Sinn hatte, ihnen zu erklären, warum sie es ihnen nicht erklären würde, sagte Tiffany lediglich mit stählerner Stimme »Nein« und stellte den Kleinen Irren Arthur vorsichtig wieder auf den Boden. Sie fügte hinzu: »Ihr hättet nicht lauschen dürfen.«

»Wieso denn nich?«, fragte der Doofe Wullie.

»Weil man das nicht macht! Mehr sage ich nicht dazu. Das tut man einfach nicht. Und jetzt, meine Herren, möchte ich gern ein bisschen allein sein.«

Natürlich würden ihr einige von ihnen folgen. Wie gehabt. Sie ging wieder nach oben in den Rittersaal und setzte sich ganz nah an den riesigen Kamin. Es war kalt, trotz der spätsommerlichen Temperaturen und obwohl an den steinernen Wänden zur Wärmedämmung Gobelins hingen, die mit den üblichen Motiven bestickt waren: Männer in Rüstungen, die andere Männer in Rüstungen mit Schwertern, Äxten, Pfeil und Bogen attackierten. Wenn man bedenkt, wie schnell und laut so eine Schlacht tobt, hatten sie wahrscheinlich alle paar Minuten eine Kampfpause einlegen müssen, damit die Damen mit dem Weben hinterherkamen. Den Wandteppich neben dem Feuer kannte Tiffany in- und auswendig, wie alle Dorfkinder, die ihre Geschichtslektionen anhand der Gobelins erhielten – falls sich zufälligerweise ein alter Mann fand, der ihnen erklären konnte, das darauf passierte. Aber als sie noch jünger gewesen war, hatte es ihr im Grunde viel mehr Spaß gemacht, sich selber irgendwelche Geschichten über die verschiedenen Ritter auszudenken – wie zum Beispiel über den einen, der verzweifelt hinter seinem Pferd herrannte, oder über einen anderen, der abgeworfen worden war und mit seinem spitzen Helm kopfüber in der Erde steckte, was, wie sie schon als Kinder messerscharf erkannt hatten, auf einem Schlachtfeld nicht gerade die beste Position ist. Die Ritter waren wie alte Freunde, erstarrt in einem Krieg, an dessen Namen sich im Kreideland niemand mehr erinnern konnte.

Doch plötzlich war da noch eine andere Gestalt, eine, die nie zuvor auf dem Gobelin zu sehen gewesen war und mitten durch das Schlachtgetümmel auf Tiffany zugelaufen kam. Sie starrte den Mann an, und ihr Körper verlangte auf der Stelle nach Schlaf, doch die Reste ihres Verstandes, die noch funktionierten, befahlen ihr, etwas zu unternehmen. Wie von selbst griff ihre Hand nach einem Holzscheit, das am Rand das Feuers lag. Tiffany hielt es dem Wandbehang entschlossen entgegen.

Der Stoff zerfiel fast vor Alterschwäche. Er würde brennen wie trockenes Gras.

Die Gestalt pirschte sich jetzt vorsichtiger heran. Tiffany konnte – und wollte – noch keine Einzelheiten erkennen. Die Ritter waren ohne Perspektive eingewoben; sie waren so flach wie ein Kinderbild.

Aber der Mann in Schwarz, der als ein Strich in der Ferne begonnen hatte, wurde im Näherkommen immer größer, und jetzt... Sie konnte das Gesicht und die leeren Augenhöhlen sehen und sogar erkennen, wie sich ihre Farbe veränderte, während er eine bunt bemalte Ritterrüstung nach der anderen hinter sich ließ. Und nun rannte er wieder und wuchs. Der Geruch quoll ihr entgegen... Wie viel mochte der Gobelin wohl wert sein? Hatte sie das Recht, ihn zu zerstören? Bevor dieses Ding aus ihm herausbrach? Ja, oh ja!

Wie schön es wäre, ein Zauberer zu sein und die Ritter dazu zu bringen, eine letzte Schlacht zu schlagen!

Wie schön es wäre, eine Hexe zu sein, die nicht hier war, sondern woanders! Sie erhob das knisternde Scheit und starrte zornig in die Höhlen, wo die Augen sitzen sollten. Man musste schon eine Hexe sein, um freiwillig diesem Blick standzuhalten, den es nicht gab, weil man das Gefühl hatte, dass einem dabei die Augäpfel aus dem Kopf gesogen wurden.

Die Tunnel im Schädel hatten eine hypnotische Wirkung, und der Mann bewegte sich langsam hin und her, wie eine Schlange.

»Tu es bitte nicht.«

Damit hatte sie nicht gerechnet; die Stimme war eindringlich, aber freundlich – und sie gehörte Eskarina Schmied.

Der Wind war silbern und kalt.

Tiffany lag auf dem Rücken und blickte in einen weißen Himmel hinauf; am Rand ihres Gesichtsfeldes raschelten trockene Gräser im Wind, doch jenseits der Wiese waren der große Kamin und die kämpfenden Ritter zu sehen.

»Es ist wirklich sehr wichtig, dass du dich nicht bewegst«, sagte die Stimme hinter ihr. »Der Ort, an dem du dich hier befindest, wurde für dieses Gespräch, nun ja, extra zusammengeschustert. Bevor du kamst, gab es ihn noch nicht, und wenn du wieder fort bist, gibt es ihn nicht mehr. Streng genommen, und nach den Maßstäben der meisten philosophischen Disziplinen, existiert er eigentlich überhaupt nicht.«

»Dann ist es ein magischer Ort? Wie die Mobilien?«

»Sehr vernünftig ausgedrückt«, antwortete Eskarinas Stimme. »Wer ihn kennt, nennt ihn das Wandernde Jetzt. Äußerst praktisch für ein Vieraugengespräch. Wenn es sich wieder schließt, bist du genau da, wo du vorher warst, und es wird keine Zeit vergangen sein. Verstehst du?«

»Nein!«

Eskarina setzte sich neben sie ins Gras. »Gott sei Dank!

Das wäre ein ziemlicher Schlag gewesen, wenn du da durchblicken würdest. Du bist wirklich eine höchst ungewöhnliche Hexe. Nach allem, was ich weiß, hast du eine angeborene Begabung fürs Käsemachen. Ein ausgesprochen nützliches Talent. Die Welt braucht Käserinnen. Eine gute Käserin ist nicht mit... nun ja, nicht mit Käse aufzuwiegen. Dann wurde dir also die Begabung fürs Hexen nicht in die Wiege gelegt.«

Tiffany öffnete den Mund, bevor sie wusste, was sie antworten wollte – ein bei Menschen nicht eben seltenes Phänomen. Was es durch den Pulk an Fragen über ihre Lippen schaffte, war: »Augenblick mal, gerade hatte ich noch ein brennendes Holzscheit in der Hand. Und jetzt haben Sie mich hierher verpflanzt, wo auch immer das genau sein mag. Was ist passiert?« Sie blickte ins Feuer. Die Flammen waren erstarrt. »Die Leute können mich doch sicher sehen«, sagte sie. Dann fügte sie zweifelnd hinzu: »Oder nicht?«

»Die Antwort lautet nein; der Grund ist kompliziert. Das Wandernde Jetzt ist... gezähmte Zeit. Zeit, die auf deiner Seite ist. Glaub mir, das ist noch lange nicht das Merkwürdigste, was das Universum zu bieten hat. Zurzeit arbeitet die Zeit buchstäblich für uns.«

Die Flammen waren noch immer still und starr. Tiffany hatte das Gefühl, dass sie kalt sein müssten, aber sie spürte ihre Wärme. Und sie hatte Zeit nachzudenken. »Was ist, wenn ich wieder zurückgehe?«

»Dann ist alles noch genauso wie vorher«, sagte Eskarina, »nur das nicht, was du im Kopf hast – was momentan ungeheuer wichtig ist.«

»Sie haben sich so viele Umstände gemacht, nur um mir zu sagen, dass ich kein Talent für die Hexerei besitze?«, fragte Tiffany spitz. »Wie nett von Ihnen.«

Eskarina lachte, ein seltsam junges Lachen für ein derart faltiges Gesicht. Tiffany war noch nie einem so jung aussehenden alten Menschen begegnet. »Ich habe gesagt, dass dir die Hexenkunst nicht in die Wiege gelegt wurde: Du musstest sie dir erkämpfen! Du hast hart dafür gearbeitet, weil du es unbedingt wolltest. Du hast sie der Welt abgetrotzt, ohne Rücksicht darauf, was es dich kostet. Aber der Preis ist hoch, und das wird er immer sein. Kennst du das Sprichwort: ›Die Belohnung fürs Löchergraben ist eine größere Schaufel?‹«

»Ja«, antwortete Tiffany. »Das hab ich mal von Oma Wetterwachs gehört.«

»Sie hat‘s erfunden. Man sagt, dass man die Hexenkunst nicht findet, sondern von ihr gefunden wird. Aber du hast sie gefunden, obwohl du gar nicht wusstest, was es war. Du hast sie beim Schlafittchen gepackt und für dich nutzbar gemacht.«

»Das ist ja alles höchst... interessant«, sagte Tiffany. »Aber ich bin eine viel beschäftigte Hexe.«

»Nicht im Wandernden Jetzt«, entgegnete Eskarina bestimmt. »Der Tückische hat dich wiedergefunden.«

»Ich glaube, er versteckt sich in Büchern und Bildern«, sagte Tiffany. »Und in Wandbehängen.« Sie schüttelte sich.

»Und Spiegeln«, sagte Eskarina. »Und in Pfützen und im Glitzern einer Glasscherbe oder im Blitzen eines Messers. An so vielen Orten, wie dir einfallen. Wie viel Angst kannst du aushalten?«

»Ich werde mit ihm kämpfen müssen«, sagte Tiffany. »Das ist mir wohl schon von Anfang an klar gewesen. Ich glaube nicht, dass er jemand ist, vor dem man weglaufen kann. Er ist ein Tyrann, nicht wahr? Er greift an, wenn er sich überlegen glaubt, also muss ich irgendwie versuchen, stärker zu sein als er. Mir wird schon etwas einfallen – schließlich hat er ein bisschen Ähnlichkeit mit dem Schwärmer. Und mit dem bin ich doch auch einigermaßen locker fertig geworden. «

Eskarina schrie nicht; sie sprach sehr leise, aber in einem Ton, der lauter war als jeder Schrei. »Willst du weiter die Augen davor verschließen, dass es hier um Leben und Tod geht, Tiffany Weh, deines Zeichen Käserin? Du hast eine Chance, den Tückischen zu besiegen. Aber wenn du versagst, hat auch die Hexenkunst versagt – und wird mit dir untergehen. Er wird deinen Körper besitzen, dein Wissen, deine Begabungen, deine Seele. Zu deinem Besten – und zum Wohle aller – werden deine Hexenschwestern ihre Differenzen beilegen und euch auslöschen, dich und ihn, bevor ihr weiteres Unheil anrichten könnt. Begreifst du das? Es ist lebenswichtig. Du musst dir selbst helfen!«

»Die anderen Hexen werden mich töten?«, fragte Tiffany entsetzt.

»Natürlich. Du bist eine Hexe, und du weißt doch, was Oma Wetterwachs immer sagt: Wir können nur richtig, wir können nicht nett. Du oder er, Tiffany Weh, darauf läuft es hinaus. Wer verliert, ist tot. Was ihn angeht, könnte es leider bedeuten, dass wir ihn in ein paar Jahrhunderten wiedersehen. Für dich sieht die Prognose schon düsterer aus.«

»Moment mal eben«, sagte Tiffany. »Wenn sie bereit sind, gegen ihn und mich zu kämpfen, könnten wir uns doch auch genauso gut alle zusammentun und ihm ein für alle Mal den Garaus machen.«

»Könnte man natürlich machen. Aber möchtest du das auch? Was möchtest du wirklich, Tiffany Weh? Hier und jetzt? Die Wahl liegt bei dir. Die anderen Hexen würden es dir bestimmt nicht übelnehmen.« Eskarina zögerte kurz. »Sie hätten sicher wahnsinnig viel Verständnis.«

Die Hexe, die sich vor einer Prüfung drückte?, dachte Tiffany. Die Hexe, die von den anderen geschont wurde, weil sie wussten, dass sie nichts taugte? Und wer denkt, dass er nichts taugt, taugt auch nicht zur Hexe. Laut sagte sie: »Ich komme lieber um bei dem Versuch, eine Hexe zu sein, als von allen mit Samthandschuhen angefasst zu werden. «

»Fräulein Weh, du legst ein fast sündhaftes Selbstvertrauen an den Tag, gepaart mit maßlosem Stolz und Siegessicherheit. Mit anderen Worten, genau das, was ich von einer Hexe erwarten würde.«

Die Welt wackelte ein bisschen, dann verwandelte sie sich. Noch bevor ihre Worte Tiffany ganz erreichten, war Eskarina bereits verschwunden. Tiffany fand sich vor dem Gobelin wieder. Sie hielt das brennende Scheit noch immer gepackt, aber diesmal erhob sie es voller Zuversicht. Sie kam sich vor, als wäre sie mit Luft gefüllt, die ihr Auftrieb gab. Auch wenn die Welt noch so seltsam geworden war, eines wusste sie genau: Ein trockener Wandbehang brannte wie Zunder, sobald man eine Flamme daran hielt.

»Diesen alten Lappen steck ich an, da kenn ich gar nichts, Freundchen. Verlass dich drauf. Fort mit dir! Dahin, wo du hergekommen bist!«

Zu ihrer Verblüffung trat die schwarze Gestalt tatsächlich den Rückzug an. Sie hörte noch ein kurzes Zischen, dann war es, als ob eine Last von ihr abfiel und den Geruch mit sich nahm.

»Das war sehr faszinierend.« Tiffany fuhr herum und blickte in Prestons fröhliches Gesicht. »Wissen Sie«, sagte er, »ich habe mir wirklich Sorgen um Sie gemacht, weil Sie so stocksteif dastanden. Ich dachte schon, Sie wären tot. Als ich Ihren Arm angefasst habe – aber ganz respektvoll, kein Gegrapsche oder so –, fühlte er sich an wie die Luft kurz vor einem Gewitter. Da dachte ich mir, das ist wohl eine Hexensache, und habe beschlossen, auf Sie aufzupassen. Und dann haben Sie einen unschuldigen Wandbehang mit dem Feuertod bedroht.«

Sie starrte in die Augen des Jungen wie in einen Spiegel. Feuer, dachte sie. Das Feuer hat ihn schon einmal getötet, und das weiß er. Aber er wird sich hüten, dem Feuer zu nahe zu kommen. Feuer ist der Schlüssel. Die Häsin läuft ins Feuer. Hm.

»Eigentlich mag ich Feuer ganz gern«, sagte Preston. »Ich finde nicht, dass es mein Feind ist. Überhaupt nicht.«

»Wie bitte?«, sagte Tiffany.

»Tut mir leid, aber Sie haben gerade halblaut vor sich hingesprochen«, antwortete Preston. »Ich will lieber gar nicht wissen, worum es ging. Wie sagte meine Oma immer? Misch dich nicht in die Angelegenheiten von Hexen, denn sie werden dir eine Backpfeife verpassen.«

Tiffany traf eine Blitzentscheidung. »Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?«

Preston nickte. »Und wie! Ich habe zum Beispiel noch nie irgendwem verraten, dass der Feldwebel Gedichte schreibt.«

»Nur mir! Vor einer halben Sekunde!«

Preston grinste. »Aber eine Hexe ist doch nicht irgendwer. Meine Oma hat immer gesagt, einer Hexe ein Geheimnis anzuvertrauen, ist dasselbe, wie gegen eine Wand zu flüstern.«

»Hm, tja.« Tiffany unterbrach sich. »Woher weißt du denn, dass er Gedichte schreibt?«

»Um das nicht zu wissen, müsste man schon blind sein«, antwortete Preston. »Er schreibt sie nämlich ins Parolenbuch, wahrscheinlich immer dann, wenn er Nachtdienst hat. Hinterher reißt er sorgfältig die Seiten raus, damit es keiner merkt, aber weil er so fest mit dem Bleistift aufdrückt, kann man es auf dem Blatt darunter ganz gut lesen.«

»Dann müssen es die anderen Männer doch auch mitbekommen haben«, sagte Tiffany.

Preston schüttelte den Kopf, dass sein übergroßer Helm leicht ins Kreiseln geriet. »Ach was, Fräulein, Sie kennen sie doch. Die denken, Lesen ist kindischer Weiberkram. Ich reiße mir immer die durchgedrückte Seite raus, wenn ich früh genug zum Dienst erscheine, damit sie ihn nicht auslachen. Und ich muss sagen, für einen, der sich das Dichten selber beigebracht hat, schlägt er sich gar nicht mal schlecht. Er kann wirklich gut mit Metaphern umgehen. Die Gedichte sind alle für eine gewisse Millie.«

»Das ist seine Frau«, sagte Tiffany. »Du hast sie sicher schon mal im Dorf gesehen – der sommersprossigste Mensch, den ich kenne. Sie... ist ein bisschen empfindlich, was ihre Sommersprossen angeht.«

Preston nickte. »Das erklärt vielleicht den Titel seines letzten Gedichts: ›Was wär‘ der Himmel ohne Sterne?‹«

»Das würde man ihm niemals zutrauen, nicht wahr?«

Preston machte ein nachdenkliches Gesicht. »Entschuldigen Sie«, begann er, »aber Sie sehen gar nicht gut aus. Ehrlich gesagt und nichts für ungut: Sie sehen schlimm aus. Wenn Sie jemand anders wären und sich sehen könnten, würden Sie sagen, dass Sie sehr krank sein müssen. Sie sehen aus, als hätten Sie überhaupt nicht geschlafen.«

»Aber ich habe letzte Nacht mindestens eine Stunde geschlafen. Und gestern ein Nickerchen gemacht! «, antwortete Tiffany.

»Tatsächlich?« Preston musterte sie streng. »Und abgesehen vom Frühstück heute Morgen, wann haben Sie das letzte Mal eine anständige Mahlzeit bekommen?«

Tiffany hatte das Gefühl, als ob sie von innen leuchtete. »Ich glaube, ich hatte gestern ein paar Häppchen... «

»Ach ja?«, sagte Preston. »Häppchen und Nickerchen? Davon kann man doch nicht leben. Davon kann man doch nur sterben!«

Er hatte Recht. Das wusste sie. Aber das machte es bloß noch schlimmer.

»Hör zu, ich werde von einem fürchterlichen Wesen gejagt, das einen Menschen mit Haut und Haar in Besitz nehmen kann. Und es ist meine Aufgabe, es zu erledigen!«

Preston blickte sich gespannt um. »Könnte es mich auch in Besitz nehmen?«

Hetze findet immer ein offenes Ohr, dachte Tiffany. Danke für diesen nützlichen Spruch, Frau Prust, aber Preston scheint mir auf dem Ohr taub zu sein. »Nein, ich glaube nicht. Das geht nur, wenn dieses Wesen an den Rechten gerät – beziehungsweise an einen Unrechten. Man muss schon eine gewisse Ader für das Böse haben.«

Zum ersten Mal wirkte Preston ehrlich beunruhigt. »Ich muss leider zugeben, dass ich auch das eine oder andere auf dem Kerbholz habe.«

Obwohl Tiffany auf einmal furchtbar müde wurde, musste sie lächeln. »Was war denn dein schlimmstes Verbrechen?«

»Ich habe mal von einem Marktstand eine Packung Buntstifte gestohlen.« Er sah sie trotzig an, als rechnete er damit, dass sie einen Schrei der Empörung ausstoßen oder entsetzt mit dem Finger auf ihn zeigen würde.

Doch sie schüttelte nur den Kopf. »Wie alt warst du da?«

»Sechs.«

»Preston, ich halte es für absolut ausgeschlossen, dass diese Kreatur jemals in deinen Kopf eindringen könnte. Von allem anderen einmal abgesehen, käme sie wohl schon deshalb nicht rein, weil darin viel zu viele und viel zu komplizierte Dinge ablaufen.«

»Fräulein Tiffany. Sie brauchen Ruhe. Sie müssen sich einmal richtig ausschlafen. In einem richtigen Bett. Was für eine Hexe soll das sein, die sich um alle anderen kümmern will, aber nicht vernünftig genug ist, um auf sich selber aufzupassen? Quis custodiet ipsos custodes. Das bedeutet: Wer, außer den Wächtern selbst, wacht über die Wächter?«, fuhr Preston fort. »Deshalb frage ich, wer wacht über die Hexen? Wer kümmert sich um die Leute, die sich um die Leute kümmern? Und es sieht mir ganz so aus, als ob es darauf im Moment nur eine Antwort gibt: ich.«

Sie gab sich geschlagen.

Der Nebel hing dicht wie ein Vorhang über der Stadt, als Frau Prust eilig dem dunklen, düsteren Klotz des Tanty zustrebte, doch vor ihr teilten sich die Schwaden und zogen sich hinter ihr gehorsam wieder zu.

Der Gefängnisdirektor erwartete sie bereits am Haupttor, eine Laterne in der Hand. »Sie müssen entschuldigen, Frau Prust, aber wir fanden, Sie sollten sich diese Bescherung unbedingt ansehen, bevor die Sache ihren amtlichen Gang geht. Hexen sind zwar zurzeit nicht besonders beliebt, aber Sie waren für uns schon immer Teil der Familie. Sie wissen, was ich meine. Wir erinnern uns hier noch alle gut an Ihren Herrn Vater! Was für ein Künstler! Einmal aufknüpfen – sieben ein Viertel Sekunden! Einsame Spitze. Einen wie ihn wird es nie wieder geben.« Er wurde ernst. »Und ich kann nur hoffen, dass es das, was ich Ihnen gleich zeigen muss, auch nie wieder geben wird. Wir stehen alle noch unter Schock, das können Sie mit glauben. Ich schätze, es fällt genau in Ihr Arbeitsgebiet.«

Als Frau Prust sich im Büro des Gefängnisdirektors die Wassertropfen von ihrem Umhang schüttelte, roch sie schon die Angst, die in der Luft lag. Hinzu kam das übliche Gepolter, Geschepper und Gebrüll, an dem man sofort erkennen kann, dass es in einem Gefängnis brodelt. Wobei ein Gefängnis per definitionem eine auf engstem Raum zusammengepferchte Ansammlung von Menschen ist, in der Furcht, Hass, Sorgen, Alpträume und Gerüchte üppig ins Kraut schießen und sich den wenigen Platz streitig machen. Frau Prust hängte den Umhang an einen Nagel neben der Tür und rieb sich die Hände. »Der Bursche, den Sie nach mir geschickt haben, sagte etwas von einem Ausbruch?«

»Trakt D«, antwortete der Direktor. »Macintosh. Sie wissen, wen ich meine? Hat seit einem Jahr bei uns gebrummt.«

»Und ob ich mich an den erinnere«, sagte die Hexe. »Die Verhandlung musste unterbrochen werden, weil sich die Geschworenen dauernd übergeben haben. Ein besonders ungemütlicher Kunde. Aber aus Trakt D ist doch noch nie einer entkommen, oder? Sind die Fenstergitter nicht aus Stahl?«

»Aufgebogen«, antwortete der Mann bündig. »Warten Sie, bis Sie es mit eigenen Augen gesehen haben. Regelrecht schauerlich, das Ganze. Glauben Sie mir.«

»Ich dachte nicht, dass Macintosh so ein Muskelprotz war«, sagte die Hexe, während sie durch die feuchten Gänge eilten.

»Eben, Frau Prust, eben. Er war ein schmächtiger, brutaler Kerl. Sollte nächste Woche hängen. Hat die Gitterstäbe einfach rausgerissen, gegen die ein Hüne mit einer Brechstange nichts ausrichten würde, und ist aus dem dritten Stock gesprungen. Das ist nicht normal, so was kann es nicht geben. Aber es kommt noch schlimmer – mein Gott, mir dreht sich schon der Magen um, wenn ich bloß daran denke.«

Ein Wärter stand vor Macintoshs leerer Zelle. Einen Grund dafür konnte Frau Prust allerdings nicht erkennen, da der Gefangene definitiv ausgeflogen war. Der Mann tippte sich respektvoll an die Mütze, als er sie sah.

»Guten Morgen, Frau Prust«, sagte er. »Es ist mir eine besondere Ehre, die Tochter des großartigsten Henkers aller Zeiten kennenzulernen. Einundfünfzig Jahre Dienst am Galgen und kein einziger klagender Kunde. Herr Truper, den wir jetzt haben, ist ein ganz patenter Kerl, aber manchmal zappeln sie doch noch ein bisschen, und das dürfte bei einem Profi eigentlich nicht passieren. Ihr werter Herr Vater hätte nie auf eine wohlverdiente Hinrichtung verzichtet, bloß aus Angst, dass ihn hinterher die Feuer des Bösen oder die Dämonen der Angst verfolgen könnten. Auf mein Wort, er wäre hinter denen her gewesen wie der Teufel hinter der armen Seele und hätte sie gleich mit aufgeknüpft! Sieben ein Viertel Sekunden – ein wahrer Meister!«

Frau Prust starrte auf den Fußboden.

»Das ist kein Anblick für eine Dame«, sagte der Wärter.

Fast geistesabwesend antwortete sie: »Eine Hexe im Dienst ist keine Dame, Frank.« Sie schnupperte und stieß einen Fluch aus, der ihm die Tränen in die Augen trieb.

»Da fragt man sich wirklich, was wohl in ihn gefahren ist, nicht wahr?«

Frau Prust drückte den Rücken durch. »Ich brauche mich das nicht zu fragen, mein Junge«, sagte sie grimmig. »Ich weiß es.«

Während sie sich auf dem schnellsten Weg zurück in die Zehntes-Ei-Straße begab, wich der Nebel vor ihr aus und drückte sich gegen die Häuserfronten, sodass sie im düsteren Halblicht einen Frau-Prust-förmigen Tunnel hinter sich zurückließ.

Derek genehmigte sich gerade gemütlich ein Tässchen Kakao, als seine Mutter, begleitet von einem lauten Furz, in den Laden marschiert kam. Er hob den Kopf und runzelte die Stirn. »Klang das für dich nach b-Moll? Also, für mich klang das nicht nach b-Moll.« Noch bevor er seine Stimmgabel aus der Schublade unter der Theke nehmen konnte, war seine Mutter schon an ihm vorbeigestürmt.

»Wo ist mein Besen?«

Derek seufzte. »Im Keller, weißt du nicht mehr? Als dir die Zwerge letzten Monat den Kostenvoranschlag für die Reparatur gemacht haben, hast du sie als halsabschneiderische kleine Gartenornamente beschimpft. Aber du benutzt ihn doch sowieso nie.«

»Ich muss... aufs Land«, sagte Frau Prust und suchte die vollgestopften Regale nach einem funktionsfähigen Besen ab.

Ihr Sohn machte große Augen. »Ist das dein Ernst? Du hast doch immer gesagt, das wäre schädlich für deine Gesundheit. «

»Es geht um Leben und Tod«, murmelte Frau Prust. »Und wenn ich die Lange-dünne-kurze-dicke-Sally frage?«

»Also, Mutter, das ist wirklich nicht nett, sie so zu nennen«, sagte Derek vorwurfsvoll. »Sie kann doch auch nichts dafür, dass sie eine Gezeitenallergie hat.«

»Aber sie hat einen Besen! Ha! Eine Baustelle jagt die andere. Pack mir ein paar Butterbrote ein, ja?«

»Geht es um das Mädchen, das letzte Woche hier war?«, fragte Derek misstrauisch. »Ich glaube, sie hatte nicht sonderlich viel Sinn für Humor.«

Seine Mutter beachtete ihn nicht weiter und kramte unter der Theke einen ledernen Totschläger hervor. Die Kleinhändler in der Zehntes-Ei-Straße hatten recht niedrige Gewinnspannen und daher eine sehr handfeste Einstellung zum Thema Ladendiebstahl. »Ich glaub es nicht, ich glaub es einfach nicht«, jammerte sie. »Ich? In meinem Alter? Eine gute Tat tun? Wahrscheinlich werde ich langsam weich in der Birne. Und dann auch noch ohne Bezahlung! Ich fass es nicht, ich fass es wirklich nicht. Demnächst fange ich womöglich noch an, den Leuten drei Wünsche zu gewähren. Wenn du dafür irgendwelche Anzeichen bei mir beobachten solltest, Derek, brätst du mir damit tüchtig eins über.« Sie drückte ihm den Totschläger in die Hand. »Du kümmerst dich um den Laden, während ich weg bin. Sieh zu, dass du die Gummischokolade an den Mann bringst und ein paar von den witzigen künstlichen Spiegeleiattrappen, ja? Zur Not machst du den Kunden eben weis, es wären neuartige Lesezeichen.«

Und damit lief Frau Prust auch schon in die Nacht hinaus. Die nächtlichen Straßen und Gassen der Stadt waren ein gefährliches Pflaster, bevölkert von Räubern, Dieben und ähnlichen Landplagen, die sich allerdings rasch wieder in die Schatten duckten, sobald sie sahen, wer da an ihnen vorbeirauschte. Mit Frau Prust war nicht zu spaßen. Man kam ihr besser nicht in die Quere, wenn man Wert darauf legte, dass auch in Zukunft sämtliche Fingerknochen in die richtige Richtung zeigten.

Macintoshs Körper hetzte durch die Nacht. Er litt große Qualen. Den Geist kümmerte das nicht; es waren ja nicht seine Qualen. Die Sehnen sirrten vor Schmerzen, doch es waren ja nicht die Schmerzen des Geistes. Die Finger, die stählerne Gitterstäbe aus der Wand gerissen hatten, bluteten. Aber der Geist blutete nicht. Er blutete nie.

Er konnte sich nicht erinnern, wann er zuletzt einen eigenen Körper besessen hatte. Körper mussten ständig essen und trinken. Das war das Ärgerliche an den lästigen Dingern. Früher oder später war nichts mehr aus ihnen rauszuholen. Meistens spielte das aber keine Rolle; es fand sich immer jemand – irgendein Kleingeist, in dem Hass, Neid und Groll gärten –, der ihn bereitwillig in sich aufnahm. Doch der Geist musste vorsichtig sein, und schnell. Und vor allem musste er in dem Körper sicher sein. Hier draußen auf den verlassenen Straßen würde er so leicht keine neue geeignete Hülle finden. Widerwillig ließ er den Körper aus einem trüben Pfuhl trinken, der voller Frösche war. Aber so ein Körper brauchte schließlich auch Nahrung.

13

Die Bettstelle wackelt

In einem richtigen Bett im weiß-schwarzen Zimmer der Burg schlief es sich wesentlich bequemer als im Verlies, auch wenn Tiffany die beruhigenden Bäuerchen der Ziegen vermisste.

Sie träumte wieder vom Feuer. Und sie wurde beobachtet. Sie konnte es spüren. Aber diesmal waren es nicht die Ziegen. Denn es geschah in ihrem Kopf. Doch es steckte kein böser Wille dahinter; jemand sorgte sich um sie. In ihrem Traum wütete das Feuer. Eine dunkle Gestalt zog die Flammen wie einen Vorhang beiseite, und zu ihren Füßen saß eine Häsin, zutraulich wie ein Haustier. Die Häsin fing Tiffanys Blick auf und sprang ins Feuer. Tiffany fiel es wie Schuppen von den Augen.

Ein Klopfen. Tiffany war sofort hellwach. »Ja bitte?« Auf der anderen Seite der schweren Tür fragte eine Stimme: »Was für ein Geräusch macht das Vergessen?«

Sie brauchte kaum nachzudenken. »Wie der Wind in welken Gräsern an einem heißen Sommertag.«

»Ja, das könnte hinhauen«, sagte Prestons Stimme hinter der Tür. »Vermutlich noch begleitet vom zarten Klappern der Samenkapseln. Ja, das dürfte es sein. Aber ich komme lieber gleich zur Sache, Fräulein. Unten sind jede Menge Leute. Ich glaube, sie brauchen ihre Hexe.«

Ein guter Tag für eine Beerdigung, dachte Tiffany, als sie aus dem schmalen Burgfenster sah. Bei einer Bestattung sollte es nicht regnen. Der Regen machte die Menschen zu traurig. Sie versuchte immer, sich eine Beerdigung nicht allzu sehr aufs Gemüt schlagen zu lassen. Man lebte, man starb, man lebte in der Erinnerung weiter. Genauso natürlich, wie der Winter auf den Sommer folgt. Daran war nichts auszusetzen. Natürlich gab es Tränen, aber die waren für die Hinterbliebenen; die Verstorbenen bedurften ihrer nicht.

Die Bediensteten waren schon fleißig gewesen und hatten im Rittersaal für alle Gäste lange Frühstückstafeln aufgebaut. So verlangte es die Tradition. Ob reich oder arm, ob Herr oder Dame: Das Beerdigungsfrühstück war für alle da, und aus Respekt vor dem alten Baron – wie aus Respekt vor einem anständigen Frühstück – war der Saal bereits gut gefüllt. Die Herzogin trug ein schwarzes Kleid, schwärzer als jedes Schwarz, das Tiffany je gesehen hatte. Es schimmerte vor Schwärze. Das schwarze Kleid einer normalen Durchschnittshexe war meistens nur theoretisch schwarz. In Wahrheit war es oft ziemlich staubig, hatte im Kniebereich Flicken, war an den Säumen ausgefranst und insgesamt vom vielen Waschen fast zerschlissen. Es war, was es war: eine Arbeitskluft. Undenkbar, dass die Herzogin in einem Kleid wie ihrem ein Kind auf die Welt holte... Tiffany blinzelte. Doch, es war denkbar. Wenn Not am Mann wäre (beziehungsweise an der Frau), würde sie keine Sekunde zögern. Sie würde schimpfen, ihre Umgebung schikanieren und rumkommandieren, aber sie würde es tun. Sie war der Typ dafür.

Tiffany blinzelte noch einmal. Ihr Kopf war vollkommen klar. Die Welt kam ihr begreifbar vor, wenn auch etwas zerbrechlich, so als könnte man sie wie eine Spiegelkugel zerschmettern.

»Morgen, Fräulein!« Das war Amber, die beiden Mickers hinter sich. Herr Micker, gewaschen und gestriegelt, wirkte verlegen und sogar ein wenig schüchtern. Man sah ihm an, dass er nicht wusste, was er sagen sollte. Tiffany ging es nicht anders.

Am Eingang wurde es unruhig. Roland eilte hinüber und führte wenig später König Verence von Lancre und Magrat, seine Königin, herein. Tiffany kannte die beiden schon von früher. In Lancre ließ es sich nicht vermeiden, dass man sich über den Weg lief. Es war ein sehr kleines Königreich – das einem gleich noch viel kleiner vorkam, wenn man sich in Erinnerung rief, dass dort auch Oma Wetterwachs wohnte.

Oma Wetterwachs war ebenfalls gekommen, hier und jetzt war sie da. Du[[29]](#footnote-29) wie einen Schal über die Schultern gelegt, betrat sie hinter dem König und der Königin den Saal, unmittelbar gefolgt von einer lauten, fröhlichen Stimme, die »Hallöchen, Tiff! Na, alles knusprig?« rief – ein Gruß, welcher der aus Gründen der Körpergröße noch unsichtbaren Besitzerin des Organs hurtig vorauseilte. Er kam von Nanny Ogg, von der so manche munkelten, sie wäre noch klüger als Oma Wetterwachs. Auf jeden Fall war sie klug genug, ihre verehrte Kollegin das nicht merken zu lassen.

Tiffany begrüßte die beiden nach altem Brauch mit einer Verbeugung. Aha, dachte sie, sie versammeln sich also schon. Mit einem Lächeln sagte sie zu Oma Wetterwachs: »Es ist mir eine große Freude, aber auch eine kleine Überraschung, Sie hier zu sehen, Frau Wetterwachs.«

Oma starrte sie nur schweigend an, aber Nanny Ogg sagte: »Ist eine lange, holprige Strecke von Lancre bis hierher, deshalb haben wir Magrat und ihrem König eine Mitfluggelegenheit angeboten.«

Schon möglich, dass Tiffany sich das nur einbildete, aber für sie klang Nanny Oggs Erklärung gründlich einstudiert. Wie auswendig gelernt.

Doch zum Reden blieb jetzt keine Zeit mehr. Die Ankunft des Königs hatte so etwas wie eine frische Brise in den Saal gebracht. Und Tiffany bemerkte zum ersten Mal Pastor Ei in seinem schwarz-weißen Talar. Sie rückte ihren spitzen Hut zurecht und gesellte sich zu ihm. Er schien sich darüber zu freuen, denn er lächelte sie dankbar an.

»Ha, eine Hexe, wenn ich mich nicht irre.«

»Ja, der spitze Hut sagt alles, nicht wahr?«

»Aber wie ich sehe, kein schwarzes Kleid...?«

Tiffany hörte das Fragezeichen vorbeifliegen. »Das Mitternachtskleid ziehe ich erst an, wenn ich alt bin.«

»Recht so«, sagte der Pastor. »Und bis dahin tragen Sie Grün, Weiß und Blau, die Farben des Hügellandes, wenn ich das mal so in den Raum stellen darf!«

Tiffany war beeindruckt. »Dann sind Sie also kein Hexenjäger? « Es war sicher nicht besonders klug, ihn so direkt zu fragen, aber sie war ein bisschen überdreht.

Pastor Ei schüttelte den Kopf. »Ich kann Ihnen versichern, meine Dame, dass die Kirche so etwas schon seit Jahrhunderten nicht mehr betreibt! Leider haben manche Menschen ein viel zu gutes Gedächtnis. Erst vor wenigen Jahren schrieb der berühmte Pastor Hafer in seinem bekannten Werk Testament aus den Bergen, dass die Frauen, die man Hexen nennt, mit ihrem sorgenden, praktischen Handeln die vornehmsten Ideale des Propheten Brutha verkörpern. Damit kann ich leben. Sie auch?«

Tiffany schenkte ihm ihr liebreizendstes Lächeln, dem nichtsdestotrotz eine leicht herbe Note anhaftete. Liebreiz war noch nie ihre Stärke gewesen.

»Es ist wichtig zu wissen, wo man steht, finden Sie nicht auch?«

Sie schnupperte, doch der einzige Geruch, der von ihm ausging war ein Hauch Rasiercreme. Trotzdem, sie musste auf der Hut sein.

Es war eine schöne Beerdigung – was nach Tiffanys Definition bedeutete, dass die Hauptperson sehr alt war. Sie hatte andere erlebt – viel zu viele –, bei denen Kinder zu Grabe getragen wurden, nur in ein Leichentuch gehüllt. Särge waren nicht nur im Kreideland so gut wie unbekannt. Stabiles Holz war zu wertvoll, um es in der Erde vermodern zu lassen. Die meisten Leute begnügten sich mit einem schlichten Tuch aus weißer Wolle; die Herstellung war einfach, der Preis nicht zu hoch, und die Wollindustrie hatte auch etwas davon. Der Baron allerdings wurde in einem Sarkophag aus weißem Marmor zur letzten Ruhe gebettet, den er, da er ein praktischer Mann war, bereits vor zwanzig Jahren entworfen, in Auftrag gegeben und bezahlt hatte. Und weil Marmor gern mal ein bisschen kühl sein kann, war der Sarg mit einem weißen Leichentuch ausgekleidet.

Das Ende des alten Barons. Nur Tiffany wusste, wo er wirklich war. Er stapfte mit seinem Vater über das brennende Stoppelfeld, an einem perfekten Spätsommertag, in einem für alle Zeit festgehaltenen perfekten Augenblick...

Sie schnappte nach Luft. »Das Bild!« Obwohl sie es nur halblaut hervorgestoßen hatte, drehte sich in der näheren Umgebung alles nach ihr um. Sie dachte, wie selbstsüchtig von mir. Und dann dachte sie: Es wird doch hoffentlich noch da sein?

Sobald der steinerne Deckel mit einem Geräusch, das Tiffany nie vergessen würde, auf den Sarkophag geschoben worden war, machte sie sich auf die Suche nach Brian. Der schniefte in sein Taschentuch, als sie ihn fand, und sah sie aus rot geränderten Augen an.

Sie nahm ihn sanft beim Arm, um ihn nicht durch allzu große Eile zu verschrecken. »Das Zimmer, in dem der Baron gewohnt hat. Ist es abgeschlossen?«

Er machte ein schockiertes Gesicht. »Worauf du dich verlassen kannst! Und das Geld liegt in der Studierstube im Tresor. Warum fragst du?«

»Es war etwas sehr Wertvolles in dem Zimmer. Eine lederne Mappe. Wurde die auch in den Tresor gelegt?«

Der Feldwebel schüttelte den Kopf. »Glaub mir, Tiff, nach diesem« – er zögerte – »kleinen Missverständnis habe ich eine gründliche Inventur gemacht. Es hat nichts das Zimmer verlassen, ohne dass ich es gesehen und in meinem Notizbuch aufgeschrieben habe. Mit Bleistift«, fügte er, um größtmögliche Genauigkeit bemüht, hinzu. »So was wie eine lederne Mappe wurde nicht rausgebracht, da bin ich mir sicher.«

»Nein. Und warum nicht? Weil Frau Proper sie schon mitgenommen hatte«, sagte Tiffany. »Diese elende Pflegerin! Das mit dem Geld war mir egal; ich hatte sowieso nicht damit gerechnet. Vielleicht dachte sie, dass die Mappe Besitzurkunden enthält!«

Tiffany lief zurück in den Rittersaal. Roland war jetzt der Baron, in jeder Hinsicht, und das sah man auch. Er wurde von Leuten umringt, die Sachen sagten wie: »Er war ein so guter Mensch«, »Er hatte ein langes, erfülltes Leben«, »Gut, dass er nicht leiden musste« und all die anderen Sachen, die man nach einer Beerdigung sagt, wenn man nicht weiß, was man sagen soll.

Während Tiffany zielstrebig auf ihn zusteuerte, landete plötzlich eine Hand auf ihrer Schulter. Sie blieb stehen und sah an dem Arm entlang, bis ihr Blick im Gesicht von Nanny Ogg landete, die sich die größte Flasche Ale gesichert hatte, die Tiffany je gesehen hatte – und die nur noch halb voll war.

»Schöne Zeremonie, so was sieht man immer gern«, sagte Nanny Ogg. »Ich hab den alten Knaben ja leider nicht gekannt, aber er scheint mir doch ein anständiger Kerl gewesen zu sein. Schön, dich zu sehen, Tiff. So weit alles in Ordnung?«

Tiffany blickte in die unschuldig lächelnden Augen und an ihnen vorbei in das wesentlich strengere Gesicht von Oma Wetterwachs und auf ihre Hutkrempe. Tiffany verneigte sich.

Oma Wetterwachs räusperte sich. Es klang wie knirschender Kies. »Wir sind nicht beruflich hier, mein Kind. Wir wollten nur dem König zu einem wirkungsvollen Auftritt verhelfen.«

»Wir sind auch nicht wegen dem Tückischen hier«, sagte Nanny Ogg fröhlich. Oma Wetterwachs schnaubte missbilligend, weil es sich so anhörte, als hätte sie sich verplappert. Dabei waren die dummen oder peinlichen Bemerkungen, die Nanny Ogg schon mal versehentlich herausrutschen konnten, meist im Vorhinein gründlich durchdacht. Tiffany wusste das, und Nanny wusste mit Sicherheit, dass Tiffany es wusste, was Tiffany ebenfalls wusste. So etwas war typisch für den Umgang der Hexen miteinander, und es funktionierte auch ganz wunderbar, solange keine zur Axt griff.

»Ich weiß, dass dieses Problem mein Problem ist. Und ich werde es lösen«, sagte sie.

Keine besonders kluge Bemerkung, wie man meinen sollte. Denn natürlich wäre es sehr hilfreich, die älteren, erfahreneren Hexen an ihrer Seite zu haben. Aber wie würde das aussehen? Das Kreideland war ein neues Revier, und sie hatte schließlich auch ihren Stolz.

Man konnte auch nicht einfach sagen: »Ich habe doch schon früher Schwierigkeiten und Gefahren bewältigt«, denn das wurde stillschweigend vorausgesetzt. Wichtig war nur, was man heute leistete. Es war eine Sache des Stolzes. Es war eine Sache des Formats.

Und auch eine Sache des Alters. Wenn sie in zwanzig Jahren um Hilfe bäte, würde es möglicherweise heißen: Na ja, selbst eine erfahrene Hexe kann mal auf ein ungewöhnliches Problem stoßen. Und man würde ihr selbstverständlich beispringen. Doch wenn sie es heute täte? Tja... man würde ihr auch helfen. Hexen halfen einander immer. Aber alle würden denken: Taugt sie überhaupt was? Hat sie kein Stehvermögen? Ist sie auf Dauer stark genug? Sagen würde es niemand, aber alle würden es denken.

Dies alles schoss Tiffany in nur einer Sekunde durch den Kopf, und als sie das nächste Mal blinzelte, beobachteten die Hexen sie.

»Selbstvertrauen ist einer Hexe bester Freund«, sagte Oma Wetterwachs mit gestrenger Miene.

Nanny Ogg nickte zustimmend und fügte hinzu: »Auf dein Selbstvertrauen kannst du stets vertrauen, das war schon immer meine Rede.« Sie lachte, als sie Tiffanys Gesicht sah. »Glaubst du denn, du wärst die Einzige, die es mit dem Tückischen aufnehmen muss, Spätzchen? Als Oma in deinem Alter war, hatte sie es auch mit ihm zu tun. Sie hat ihn abserviert. Und zwar ruck, zuck!«

Obwohl Tiffany klar war, dass sie sich die Mühe sparen konnte, wandte sie sich trotzdem Oma Wetterwachs zu und fragte: »Können Sie mir vielleicht irgendwelche Tipps geben, Frau Wetterwachs?«

Oma, die bereits auffällig unauffällig in Richtung Mittagsbüffet strebte, drehte sich kurz um und antwortete: »Vertrau dir selbst.« Sie ging ein paar Schritte weiter, blieb gedankenverloren stehen und fügte hinzu: »Und sieh zu, dass du nicht den Kürzeren ziehst.«

Nanny Ogg klatschte Tiffany auf den Rücken. »Hab den Lumpenhund nie persönlich kennengelernt, aber nach allem, was man so hört, muss er ja ein ziemlich fieser Kerl sein. Sag mal, schmeißt die holde Braut heute Nacht eigentlich einen Junggesellinnenabschied?« Augenzwinkernd jagte sich die alte Dame den Rest der Aleflasche durch die Kehle.

Tiffany überlegte blitzschnell. Nanny Ogg kam mit jedem gut aus. Zwar hatte Tiffany nur eine vage Vorstellung davon, was ein Junggesellinnenabschied war, aber einige Artikel im Sortiment von Frau Prust ließen das Schlimmste befürchten, und wenn Nanny Ogg darüber ebenfalls Bescheid wusste, konnte man mit Sicherheit davon ausgehen, dass auch Alkohol mit im Spiel war.

»Ich glaube, eine derartige Party wäre am Abend nach einer Beerdigung ziemlich unangemessen. Finden Sie nicht auch, Nanny? Aber ich könnte mir gut vorstellen, dass Lätitia sich freuen würde, wenn Sie ein kleines Pläuschchen mit ihr halten würden«, fügte sie hinzu.

»Ist sie denn nicht deine Kumpeline? Dann würde ich doch meinen, du hättest das kleine Pläuschchen längst mit ihr gehalten.«

»Hab ich ja auch!«, sagte Tiffany. »Aber ich glaube, sie glaubt mir nicht. Und Sie sind doch schon mindestens dreimal verheiratet gewesen, Nanny!«

Nanny Ogg musterte sie einen Augenblick und sagte schließlich: »Dann dürfte mir wohl nicht so schnell der Gesprächsstoff ausgehen. Also gut. Und was ist mit dem Bräutigam? Wann feiert er denn seinen Junggesellenabschied? «

»Junggesellenabschiede... die kenn ich! Da wird man von seinen Freunden betrunken gemacht, entführt und an einen Baum gefesselt... Ich glaube, manchmal braucht man dafür auch noch einen Eimer und einen Pinsel. Aber normalerweise werfen sie den armen Kerl zum Schluss einfach in den Schweinestall. Wieso wollen Sie das wissen?«

»Ach, na ja, weil die Junggesellenabschiede immer viel, viel spannender sind als die der Junggesellinnen«, antwortete Nanny mit einem verschmitzten Lächeln. »Hat der glückliche Bräutigam denn überhaupt Freunde?«

»Na ja, ein paar Sprösslinge aus anderen adeligen Familien, aber die einzigen Leute, die er wirklich gut kennt, kommen hier aus dem Dorf. Wir sind nämlich alle zusammen aufgewachsen. Doch von denen würde sich bestimmt keiner trauen, den Baron in einen Schweinestall zu werfen!«

»Und was ist mit deinem Schätzchen da drüben?« Nanny deutete auf Preston, der ganz in der Nähe stand. Irgendwie schien er immer ganz in der Nähe zu stehen.

»Preston?«, sagte Tiffany. »Ach, ich glaube nicht, dass er den Baron so besonders gut kennt. Und überhaupt – « Sie hielt inne. Schätzchen? Nanny hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und blickte mit engelsgleicher Miene gen Rittersaaldecke – allerdings mit der eines Engels, der es schon mit dem einen oder anderen Dämon aufgenommen hat. Das war typisch Nanny Ogg. Wenn es um Herzensangelegenheiten ging – oder um die Angelegenheiten irgendwelcher anderen Körperteile –, konnte ihr keiner etwas vormachen.

Aber er ist gar nicht mein Schätzchen, dachte sie. Er ist bloß ein Freund. Und noch dazu ein kleiner Junge.

Preston trat vor Nanny und nahm höflich den Helm ab. »Unglückseligerweise, werte Dame, wäre es ein Verstoß gegen die einschlägigen Vorschriften, sollte ich als Militärangehöriger Hand an meinen obersten Befehlshaber legen«, sagte er. »Anderenfalls wäre ich sofort mit von der Partie.«

Nanny nickte. Sie war beeindruckt. Eine dermaßen silbenträchtige Antwort bekam sie sonst nicht oft zu hören. Sie zwinkerte Tiffany vielsagend zu, sodass diese bis auf den Grund ihrer Stiefel errötete. Nanny Oggs breites Grinsen hätte sich wunderbar auf einem Kürbis gemacht. »Ach Gott, ach Gott, ach Gott«, sagte sie. »Irgendwer muss hier mal ein bisschen Leben in die Burg bringen. Ein Glück, dass ich so eine Stimmungskanone bin!«

Nanny Ogg hatte ein Herz aus Gold, aber wenn man ein Sensibelchen war, hielt man sich am besten die Ohren zu, bevor sie den Mund aufmachte. Alles durfte man ihr trotzdem nicht durchgehen lassen. »Nanny, wir sind auf einer Beerdigung!«

Doch auch der Appell an den gesunden Menschenverstand konnte Nanny Ogg nicht bremsen. »War er ein guter Mensch?«

Tiffany zögerte, aber nur einen Sekundenbruchteil. »Er wurde ein guter Mensch.«

Nanny Ogg war das kurze Stocken natürlich nicht entgangen. »Verstehe. Ja, ja, deine Oma Weh musste ihm wohl erst die Flötentöne beibringen. Aber als er gestorben ist, war er ein guter Mensch, ja? Gut. Wird man ihn in freundlicher Erinnerung behalten?«

Tiffany kämpfte mit einem Kloß im Hals. »Auf jeden Fall. Alle, die ihn gekannt haben.«

»Und du hast dafür gesorgt, dass er einen schönen Tod hatte? Du hast ihm die Schmerzen genommen?«

»Auch wenn Eigenlob stinkt, Nanny, aber sein Tod hätte schöner nicht sein können. Wenn er schon sterben musste, dann so.«

»Gut gemacht«, sagte Nanny. »Weißt du, ob er ein Lieblingslied hatte?«

»Oh ja! ›Auf zum Himmel steigt die Lerche‹«, antwortete Tiffany.

»Ich glaube, bei uns zu Hause heißt es ›Freud und Lust‹. Mach einfach mit, dann bringen wir sie schon in Fahrt.«

Damit hielt Nanny einen vorbeischwebenden Aufwärter an der Schulter fest, schnappte sich eine volle Flasche von seinem Tablett, sprang behände wie ein junges Mädchen auf einen Tisch und sorgte im schönsten Kasernenhofton für Ruhe im Saal. »Meine sehr verehrten Damen und Herren! Um das erfüllte Leben und den friedlichen Tod unseres lieben Verstorbenen, unseres Freundes und Barons würdig zu begehen, wurde ich gebeten, sein Lieblingslied zum Vortrag zu bringen. Singen Sie doch bitte mit, wenn Sie genug Puste übrig haben.«

Tiffany lauschte gebannt. Nanny Ogg war ein Meister, beziehungsweise eine Meisterin im Umgang mit Menschen. Sie behandelte wildfremde Leute wie uralte Freunde, und die gingen darauf ein, als stünden sie tatsächlich schon seit ewigen Zeiten mit ihr auf du und du. Mitgerissen von einer hervorragenden Singstimme – für eine alte Frau mit nur noch einem einzigen Zahn im Mund allemal –, fielen die verdutzten Trauergäste nach anfänglich verschämtem Gemurmel bereits bei der zweiten Liedzeile kräftig mit ein. Nach der ersten Strophe harmonisierten sie wie ein Chor und fraßen Nanny Ogg aus der Hand. Tiffany weinte. Durch ihre Tränen sah sie einen kleinen Jungen in seiner neuen, nach Urin riechenden Tweedjacke, der mit seinem Vater unter anderen Sternen wandelte.

Die Gesichter der übrigen Trauergäste glänzten ebenfalls tränennass, auch das von Pastor Ei und sogar das der Herzogin. In den Echos schwangen Verlust und Erinnerung mit, und der ganze Rittersaal atmete schwer.

Das hätte ich lernen sollen, dachte Tiffany. Ich wollte Feuer und Schmerz lernen, aber ich hätte lieber Menschen lernen sollen. Und: besser zu singen als eine Truthenne.

Das Lied war zu Ende. Doch während die Menschen einander noch verlegen ansahen, gab Nanny Ogg auf dem Tisch mit ihren Stiefeln bereits den nächsten Rhythmus vor. »Tanzt, tanzt, dass die Bettstelle wackelt. Tanzt, tanzt, wenn die Sackpfeife spielt«, stimmte sie an.

Tiffany dachte: Ist das etwa das richtige Lied für eine Beerdigung? Und dann dachte sie: Na klar! Es hat eine wunderschöne Melodie und erinnert uns daran, dass wir zwar eines Tages alle sterben müssen, wir aber – und darauf kommt es an – jetzt noch nicht tot sind.

Nanny Ogg sprang vom Tisch, packte Pastor Ei bei der Hand, wirbelte ihn herum und sang: »Der Tod, der Tod, der holt uns alle, da hilft uns auch kein Priester nicht.« Und der fromme Mann lächelte und tanzte mit ihr.

Die Zuhörer klatschten Beifall – was Tiffany auf einer Beerdigung nie im Leben erwartet hätte. Sie wünschte sich... ach, wie sehr sie sich doch wünschte, wie Nanny Ogg zu sein, die so viel verstand und aus der Stille den Funken des Gelächters schlagen konnte.

Als der Applaus verklungen war, erhob sich eine Männerstimme: »Drunten im Tale, hörst du‘s mein Kind? Drunten im Tale geht flüsternd der Wind... « Und die Stille wich der ungeahnt glockenhellen Stimme des Feldwebels.

Nanny Ogg schlenderte zu Tiffany herüber. »Na, die hab ich aber ganz hübsch auf Touren gebracht. Hörst du, wie sie sich räuspern? Bevor der Abend zu Ende ist, schmettert garantiert auch noch der Pastor los. Jetzt muss ich mir aber mal wieder die Kehle ölen. Singen macht durstig.« Sie zwinkerte ihr zu. »Erst der Mensch, dann die Hexe. Wenn man sich das mal gemerkt hat, ist es gar nicht mehr so schwer.«

Es war Magie. Ein Saal mit Leuten, die einander kaum kannten, hatte sich in einen Saal verwandelt, in dem sich Menschen unter Menschen wussten. Und das war momentan das Einzige, worauf es ankam. In diesem Augenblick tippte ihr Preston auf die Schulter. Er hatte ein seltsam besorgtes Lächeln im Gesicht.

»So leid es mir tut, Fräulein, aber ich bin im Dienst, und ich muss Ihnen mitteilen, dass noch drei weitere Gäste eingetroffen sind.«

»Kannst du sie nicht einfach reinbringen?«, fragte Tiffany.

»Das würde ich nur zu gern tun, aber sie sind auf dem Dach gestrandet. Was für ein Geräusch machen drei Hexen? Lautes Zetern.«

Anscheinend war den Neuankömmlingen in der Zwischenzeit die Puste ausgegangen, denn bis Tiffany das richtige Fenster gefunden hatte und auf das Bleidach der Burg hinauskrabbeln konnte, war das Zetern bereits stark abgeflaut. Da draußen gab es kaum eine Möglichkeit, sich irgendwo festzuhalten, und es war außerdem ziemlich neblig. Vorsichtig kroch sie auf allen vieren auf das leise Grollen zu.

»Sind hier irgendwelche Hexen?«, fragte sie.

Aus dem Dunkel kam eine Stimme, die nicht die geringsten Anstalten machte, ihre Gereiztheit im Zaum zu halten. »Und was, bei den sieben Höllen, würdest du tun, wenn ich jetzt nein sage, Fräulein Tiffany Weh?«

»Frau Prust? Was machen Sie denn hier?«

»Mich an einem Wasserspeier festhalten! Hol uns sofort hier runter, Kind. Diese Steine sind nicht meine Steine, und Frau Unvermut muss dringend aufs Örtchen.«

Tiffany schob sich noch ein Stück weiter heran, die eine Hand direkt am Abgrund. »Preston besorgt schon ein Seil. Haben Sie einen Besen?«

»Wir hatten. Bis wir mit einem Schaf zusammengestoßen sind«, sagte Frau Prust.

Jetzt konnte Tiffany sie vor sich ausmachen. »Sie sind mit einem Schaf zusammengestoßen? In der Luft?«

»Kann auch eine Kuh gewesen sein, was weiß ich denn. Oder wie heißen diese Viecher, die schnuffel, schnuffel machen? «

»Sie hatten einen Zusammenstoß mit einem fliegenden Igel?«

»Wie? Was? Nein. Wir waren knapp über der Grasnarbe unterwegs und haben nach einem Busch für Frau Unvermut gesucht.« Irgendwo seufzte es. »Sie hat‘s nämlich an der Blase, die Ärmste. Wenn du wüsstest, bei wie vielen Büschen wir unterwegs einen Zwischenstopp eingelegt haben! Und soll ich dir was sagen? In jedem Einzelnen dieser Dinger hockt irgendwas, das sticht, beißt, tritt, schreit, heult, schmatzt, laut furzt, die Stacheln aufstellt, dich umrennen will oder einen Riesenhaufen macht! Habt ihr Landeier eigentlich noch nie was von Klosetts gehört?«

Tiffany stutzte. »Doch, schon. Aber nicht auf den Feldern!«

»Gerade da würden sie sich lohnen«, sagte Frau Prust. »Ich hab mir ein gutes Paar Schuhe ruiniert.«

Aus dem Nebel drang ein Klirren, gefolgt von Prestons Stimme: »Ich hab die alte Falltür aufgestemmt, meine Damen. Wenn Sie nun bitte so freundlich wären und zu mir herüberkrabbeln würden?«

Die Falltür führte in ein Zimmer, in dem eindeutig eine Frau übernachtet hatte. Tiffany biss sich auf die Lippen. »Ich glaube, hier wohnt die Herzogin. Bitte nichts anfassen, ja? Die Frau ist auch so schon unerträglich genug.«

»Eine Herzogin, hm? Wie nobel«, sagte Frau Prust. »Was für eine Herzogin ist denn das, wenn man fragen darf?«

»Die Herzogin von Souvenir. Sie haben sie bei dem kleinen Tumult in der Stadt gesehen. Wissen Sie noch? Vor dem Königskopf? Die Familie besitzt ein riesiges Anwesen, ungefähr dreißig Meilen von hier.«

»Schön für sie.« Frau Prust ließ durchklingen, dass für jemanden, der nicht Frau Prust war, etwas eher Unschönes um nicht zu sagen Peinliches – für sie selbst aber höchst Interessantes – im Busch war. »Ich erinnere mich an sie, und ich weiß auch noch, was ich dachte, als ich nach der ganzen Aufregung wieder nach Hause kam: Dich hab ich doch schon mal irgendwo gesehen, Gnädigste. Weißt du irgendetwas über sie, Kind?«

»Ihre Tochter hat mir erzählt, dass sie bei einem fürchterlichen Brand ihren ganzen Besitz und ihre gesamte Familie verloren hat, bevor sie den Herzog geheiratet hat.«

Frau Prusts Miene hellte sich auf. Es war der helle Schein einer blank polierten Messerschneide. »Was du nicht sagst.« Ihre Stimme war sirupsüß. »Wer hätte das gedacht? Ich freue mich schon darauf, die Dame wiederzusehen und ihr mein herzliches Beileid auszusprechen...«

Tiffany musste sich damit abfinden, dass sie momentan keine Zeit hatte, dieses Rätsel zu entwirren. Etwas anderes hingegen konnte nicht warten. »Äh...?«, begann sie und warf einen Blick auf die sehr, sehr große Frau, die sich hinter Frau Prust zu verstecken versuchte. Die drehte sich um und sagte: »Ach Gottchen, wo hab ich nur wieder meine Manieren gelassen? Schon gut, ich weiß, ich hab nie welche besessen. Tiffany Weh, ich möchte dir Fräulein Batist vorstellen, besser bekannt als die Lange-dünne-kurze-dicke-Sally. Fräulein Batist ist bei Mütterchen Unvermut in der Ausbildung, die du eben kurz hast vorbeiflitzen sehen. Sie hatte es sehr eilig. Sally leidet unter massiven Gezeitenbeschwerden, die Ärmste. Aber da sie den einzigen funktionstüchtigen Besen besitzt, den ich auftreiben konnte, und sie Frau Unvermut nicht allein zurücklassen wollte, musste ich beide mitbringen. Es war die Hölle, den Besen in der Waagerechten zu halten. Keine Bange, in ein paar Stunden ist sie wieder auf Normalmaß geschrumpft. Zimmerdecken sind natürlich ihr größter Feind. Ach, Sally? Geh und such Frau Unvermut. Lauf!«

Sie wedelte mit der Hand, und die jüngere Hexe huschte nervös zur Tür hinaus. Frau Prusts Befehl war ihr Befehl. Dann wandte Frau Prust sich wieder Tiffany zu. »Das Ding, das hinter dir her ist, hat jetzt einen Körper, junge Dame. Es hat den Körper eines Mörders gestohlen, der im Tanty eingebuchtet war. Und weißt du was? Bevor er ausgebrochen ist, hat er seinen Kanarienvogel umgebracht! Diese Kerle würden ihren Kanarienvögeln nie etwas zuleide tun. Undenkbar. Es kann schon mal vorkommen, dass man einem Mitgefangenen bei einer Revolte eine Eisenstange über den Kopf zieht, aber man tötet keinen Kanarienvogel. Niemals! Das wäre böse.«

Frau Prust packte den Stier bei den Hörnern. Lange um den heißen Brei herumzureden, war ihre Sache nicht – genauso wenig wie Beschwichtigungen.

»Ich dachte mir schon, dass so etwas passieren würde«, sagte Tiffany. »Ich habe damit gerechnet. Wie sieht er aus?«

»Wir haben ihn ein paar Mal aus den Augen verloren«, antwortete Frau Prust. »Weil wir dem Ruf der Natur folgen mussten und so. Könnte sein, dass er unterwegs irgendwo eingebrochen ist, um sich neue Kleidung zu beschaffen. Aber der Körper wird ihm egal sein. Er hetzt ihn so lange, bis er einen anderen findet oder bis der jetzige sich in seine Bestandteile auflöst. Wir werden nach ihm Ausschau halten. Und das hier ist also dein Revier?«

Tiffany seufzte. »Ja. Und jetzt ist er hinter mir her wie der Wolf hinter dem Lamm.«

»Wenn dir was an deinen Leuten liegt, musst du ihn möglichst schnell erledigen«, sagte Frau Prust. »Ein ausgehungerter Wolf frisst alles. Aber jetzt verrätst du mir mal, wo deine Manieren abgeblieben sind, Fräulein Weh. Wir sind nass und durchgefroren, während es, wenn mich meine Ohren nicht täuschen, unten etwas zu essen und zu trinken gibt.«

»Bitte entschuldigen Sie«, sagte Tiffany. »Und das, nachdem Sie extra zu mir rausgeflogen sind, um mich zu warnen. «

Frau Prust wischte ihre Entschuldigung mit einer Handbewegung beiseite. »Die Lange-dünne-kurze-dicke-Sally und Frau Unvermut können nach dem langen Flug bestimmt eine kleine Stärkung vertragen, aber ich würde mich lieber ein bisschen ausruhen.« Zu Tiffanys Entsetzen ließ sie sich rückwärts auf das Bett der Herzogin fallen, nur noch die triefnassen Stiefel über die Kante ragten. »Diese Herzogin«, sagte sie. »Hat sie dir Ärger gemacht?«

»Leider ja«, antwortete Tiffany. »Sie hat vor keinem Menschen Respekt, höchstens vielleicht vor einem König, und selbst da wäre ich mir nicht so sicher. Und sie hat ihre Tochter total unter der Fuchtel«, fügte sie hinzu. »Die übrigens eine Kundin von Ihnen ist.« Und dann erzählte sie ihr alles über Lätitia und die Herzogin, weil Frau Prust eine Frau war, der man einfach alles erzählte. Je länger die Geschichte dauerte, desto breiter grinste Frau Prust, und Tiffany hätte keine Hexe sein müssen, um zu erraten, dass sich die Herzogin auf einiges gefasst machen konnte.

»Dachte ich‘s mir doch. Ich habe noch nie ein Gesicht vergessen. Weißt du, was ein Varietee ist, mein Kind? Ach, was. Dumme Frage. Bei euch hier draußen gibt es das bestimmt nicht. Jedenfalls treten da Komiker, Sänger und sprechende Hunde auf – und natürlich auch Tänzerinnen. Du ahnst, woher der Wind weht? Keine schlechte Arbeitsstelle für ein hübsches Mädchen, das gern mal eine kesse Sohle aufs Parkett legt, vor allem, wenn nach der Vorstellung die ganzen noblen Herren vor dem Bühnenausgang warten, um sie piekfein zum Essen auszuführen und so weiter.« Die Hexe nahm ihren spitzen Hut ab und ließ ihn neben dem Bett auf den Boden fallen. »Ich kann Besen nicht ausstehen«, sagte sie. »Darauf kriegt man Schwielen, wo kein Mensch Schwielen haben sollte.«

Tiffany war ratlos. Sie konnte Frau Prust nicht befehlen, aus dem Bett zu steigen; es war ja nicht ihr Bett. Und es war auch nicht ihre Burg. Sie schmunzelte. Im Grunde war es auch gar nicht ihr Problem. Wie schön, mal einem Problem zu begegnen, das nicht ihres war.

»Frau Prust«, sagte sie. »Könnte ich Sie vielleicht überreden, mit nach unten zu kommen? Es sind heute ein paar Hexen hier, die Sie unbedingt kennenlernen müssen.« Und zwar am besten, wenn ich nicht mit im Raum bin, ergänzte sie im Stillen. Aber das wäre wohl kaum machbar.

»Heckenhexen?« Frau Prust rümpfte die Nase. »Auch wenn gegen Heckenmagie im Grunde nichts auszusetzen ist«, fuhr sie fort. »Ich kannte mal eine Kollegin, die brauchte bloß mit den Händen über eine Ligusterhecke zu fahren, und keine drei Monate später hatte sich das Grünzeug zu zwei Pfauen und einem scheußlich putzigen Hündchen mitsamt Ligusterknochen im Maul ausgewachsen. Und das alles ganz ohne Heckenschere, versteht sich.«

»Wie ist sie denn auf die Idee gekommen?«, fragte Tiffany erstaunt.

»Ich glaube kaum, dass sie von selbst darauf gekommen ist. Irgendjemand wird ihr ein Angebot gemacht haben, das sie nicht ausschlagen konnte, und streng genommen, ist die Formschnittgärtnerei ja auch nicht strafbar. Obwohl ich mir bei der einen oder anderen Ligusterschnipplerin gut vorstellen kann, dass sie, wenn die Revolution kommt, als eine der ersten an die Hecke gestellt wird. Heckenhexen – so heißt ihr Landhexen bei uns in der Stadt.«

»Ach, wirklich?«, sagte Tiffany mit Unschuldsmiene. »Ich weiß gar nicht, ob wir hier draußen für euch Stadthexen auch einen Namen haben. Wenn ja, kann Frau Wetterwachs Ihnen den mit Sicherheit verraten.« Eigentlich hätte sie wegen des kleinen Streichs, den sie sich mit ihr erlaubte, Gewissensbisse haben müssen, aber es war eine lange Woche gewesen und heute ein langer Tag. Und durfte eine Hexe im Leben nicht auch mal ein bisschen Spaß haben?

Auf dem Weg nach unten kamen sie an Lätitias Zimmer vorbei. Stimmen und Gelächter drangen heraus. Das schallende, schulterklopfende Lachen gehörte unverkennbar Nanny Ogg. Tiffany hörte Lätitia fragen: »Und das soll tatsächlich funktionieren!?« Nannys Antwort konnte sie zwar nicht verstehen, aber sie löste bei Lätitia einen Lachkrampf aus. Tiffany schmunzelte. Die holde Braut und die Frau, die vermutlich nicht einmal wusste, wie man hold buchstabierte, schienen prächtig miteinander auszukommen. Wenigstens brach Lätitia nicht alle paar Minuten in Tränen aus.

Tiffany führte Frau Prust in den Rittersaal. Es war schon erstaunlich, dass die Menschen zum Glücklichsein eigentlich nichts weiter brauchten als Essen, Trinken und andere Menschen. Mittlerweile benötigten sie nicht einmal mehr die Mithilfe von Nanny Ogg, um einfach sie selbst zu sein. An einer Stelle, von der aus sie fast den gesamten Raum überblicken konnte, stand Oma Wetterwachs und unterhielt sich mit Pastor Ei.

Tiffany gesellte sich unauffällig dazu. Sie merkte dem Geistlichen an, dass ihm eine Gesprächsunterbrechung durchaus nicht ungelegen käme. Beim Thema Religion machte Oma Wetterwachs aus ihrem Herzen nämlich keine Mördergrube. Der Pastor sah sogar richtig erleichtert aus, als Tiffany sagte: »Frau Wetterwachs, darf ich Sie mit Frau Prust bekanntmachen? Sie kommt aus Ankh-Morpork und betreibt ein höchst interessantes Gewerbe.« Sie wandte sich Frau Prust zu, schluckte einmal und sagte: »Darf ich vorstellen? Oma Wetterwachs.«

Sie trat einen Schritt zurück, während die alten Hexen einander musterten, und hielt den Atem an. Lautlose Stille verbreitete sich im Saal, keine der beiden Frauen verzog eine Miene. Und dann – das war doch nicht möglich! – zwinkerte Oma Wetterwachs, und Frau Prust lächelte.

»Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen«, sagte Oma.

»Wie schön, Sie kennenzulernen«, sagte Frau Prust.

Sie tauschten noch einen Blick und fassten dann gemeinsam Tiffany Weh ins Auge, die schlagartig begriff, dass alte, kluge Hexen schon sehr viel länger älter und klüger waren als sie.

Oma Wetterwachs hätte fast gelacht, als Frau Prust sagte: »Wir müssen uns nicht beim Namen kennen, um zu wissen, mit wem wir es zu tun haben. Aber dürfte ich vorschlagen, junge Dame, dass du mal wieder Luft holst?«

Oma Wetterwachs hakte sich mit leichter Hand bei Frau Prust unter, wandte sich mit ihr der Treppe zu, auf der gerade Nanny Ogg herunterkam, gefolgt von Lätitia, die an Stellen errötet war, wo normalerweise kein Mensch errötet, und sagte: »Kommen Sie, meine Beste. Sie müssen meine Freundin Frau Ogg kennenlernen, eine dankbare Abnehmerin Ihrer Produkte.«

Tiffany schlenderte weiter. Einen kurzen Augenblick lang gab es nichts für sie zu tun. Überall im Saal fanden sich die Menschen noch immer zu kleinen Grüppchen zusammen. Nur die Herzogin hielt sich abseits. Tiffany wusste selbst nicht, was über sie kam. Wieso ging sie hinüber zu dieser Frau? Weil es vielleicht ganz gut war, ein bisschen in Übung zu kommen, bevor man einem noch schrecklicheren Monstrum gegenübertreten musste? Doch dann konnte sie kaum glauben, was sie sah: Die Herzogin weinte.

»Kann ich irgendwie helfen?«, fragte Tiffany.

Die Herzogin schoss einen finsteren Blick auf sie ab, ohne dass ihre Tränen versiegten. »Sie ist mein Ein und Alles«, sagte sie, den Blick auf Lätitia geheftet, die Nanny Ogg beharrlich an den Fersen klebte. »Roland wird ihr gewiss ein fürsorglicher Ehemann sein. Hoffentlich kann sie erkennen, dass ich ihr die Grundlagen vermittelt habe, die sie braucht, um heil durchs Leben zu kommen.«

»Sie hat sicher viel von Ihnen gelernt«, antwortete Tiffany.

Doch die Herzogin starrte nun die Hexen an und sagte, ohne Tiffany anzusehen: »Bei allen Differenzen, die wir gehabt haben, könntest du mir vielleicht trotzdem sagen, wer die Dame dahinten ist? Die eine von deinen Hexenschwestern, die sich gerade mit ihrer erstaunlich groß geratenen Kollegin unterhält.«

Tiffany blickte hinüber. »Ach, das ist Frau Prust. Sie kommt aus Ankh-Morpork. Ist sie eine alte Bekannte von Ihnen? Sie hat sich vorhin nach Ihnen erkundigt.«

Die Herzogin lächelte ein sonderbares kleines Lächeln. Wenn ein Lächeln eine Farbe hätte, wäre dieses grün gewesen. »Ach«, sagte sie. »Das war aber, äh...« Sie taumelte leicht. »... sehr nett von ihr.« Sie hüstelte. »Ich bin übrigens sehr froh, dass du dich mit meiner Tochter so gut verstehst, und möchte dich für mein unbedachtes Verhalten in den letzten Tagen um Verzeihung bitten. Außerdem möchte ich mich in aller Form bei dir und den schwer arbeitenden Dienstboten der Burg für mein möglicherweise etwas arrogant wirkendes Auftreten entschuldigen. Vielleicht kannst du mir zugutehalten, dass es lediglich der Entschlossenheit einer Mutter zu schulden ist, die nur das Allerbeste für ihr Kind will.« Sie wählte ihre Worte mit Bedacht. Wie bunte Bauklötze purzelten sie ihr über die Lippen, und dazwischen klebten – wie Mörtel – die unausgesprochenen Worte: Bitte, bitte, sag niemandem, dass ich Varieteetänzerin war. Bitte!

»Wir sind zurzeit wohl alle ein wenig überdreht«, antwortete Tiffany. »Breiten wir den Mantel des Schweigens darüber.«

»Wenn ich doch bloß auch geschwiegen hätte«, sagte die Herzogin, die ein großes, fast leeres Weinglas in der Hand hielt. Sie betrachtete Tiffany nachdenklich. »Eine Hochzeit so kurz nach einer Beerdigung. Gehört sich das?«

»Manche Leute glauben, dass es Unglück bringt, eine bereits fest angesetzte Hochzeit zu verschieben«, antwortete Tiffany.

»Glaubst du an so etwas? An Glück und Unglück?«, fragte die Herzogin.

»Ich glaube daran, dass es ein Unglück ist, sich auf sein Glück zu verlassen. Aber eines kann ich Ihnen versichern, Durchlaucht. Zu solchen Anlässen rückt uns das Universum ein Stückchen näher. Es sind seltsame Zeiten, Zeiten des Anfangs und des Endes. Gefährlich und voller Magie. Und das spüren wir, selbst wenn wir nicht wissen, was es bedeutet. Solche Zeiten müssen nicht gut und sie müssen auch nicht schlecht sein. Wie sie geraten, hängt ganz davon ab, wie wir sind.«

Die Herzogin blickte in ihr mittlerweile leeres Glas. »Mir scheint, ich sollte mich ein Minütchen hinlegen.« Sie drehte sich um und hielt leicht schwankend auf die Treppe zu.

Am anderen Ende des Rittersaals erscholl lautes Gelächter. Tiffany, die hinter der Herzogin herging, blieb bei Lätitia stehen und tippte ihr auf die Schulter.

»An deiner Stelle würde ich mal mit deiner Mutter reden, bevor sie nach oben geht. Ich glaube, sie möchte jetzt gern mit dir sprechen.« Sie beugte sich zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr: »Aber verrate ihr nicht zu viel von dem, was Nanny Ogg dir erzählt hat.«

Lätitia sah aus, als wollte sie ihr widersprechen, aber ein Blick in Tiffanys Miene genügte, und sie überlegte es sich anders. Sie fing ihre Mutter vor der Treppe ab.

Und dann stand plötzlich Oma Wetterwachs neben Tiffany. Nach einer Weile sagte sie wie zu sich selbst: »Hast ein gutes Revier hier. Nette Leute. Aber damit du eins weißt: Er ist ganz in der Nähe.«

Unterdessen hatten sich die anderen Hexen – sogar die Lange-dünne-kurze-dicke-Sally – hinter Oma Wetterwachs aufgestellt. Aller Augen waren auf Tiffany geheftet. Wenn man von vielen Hexen angestarrt wird, kann man es regelrecht fühlen, wie die Sonne. »Sie wollen mir etwas sagen, nicht wahr?«, fragte Tiffany.

Das gab es nicht oft, beziehungsweise nie – jedenfalls hatte Tiffany es noch nie erlebt –, dass Oma Wetterwachs beunruhigt aussah.

»Bist du dir ganz sicher, dass du den Tückischen besiegen kannst? Du trägst immer noch kein Schwarz.«

»Wenn ich alt bin, trage ich das Mitternachtskleid«, sagte Tiffany. »Es ist meine Entscheidung. Und ich weiß auch, warum ihr hier seid, Oma. Um mich zu töten, wenn ich versage. «

»Mist, verdammter«, sagte Oma Wetterwachs. »Du bist eine Hexe, eine gute Hexe. Aber manche von uns finden, wir sollten darauf bestehen, dir zu helfen.«

»Nein«, sagte Tiffany. »Mein Revier. Meine Schuld. Mein Problem.«

»Ganz egal, was auch kommen mag?«

»Vollkommen egal!«

»Nun, das nenne ich lobenswerte Prinzipientreue, und ich wünsche dir... nein, kein Glück, sondern Gewissheit!« Unter den anderen Hexen erhob sich ein Geraune, und Oma Wetterwachs blaffte: »Sie hat sich entschieden. Das war‘s, meine Damen!«

»Dann hat der Kerl jetzt schon verloren«, sagte Nanny Ogg grinsend. »Er kann einem fast leidtun. Verpass ihm einen ordentlichen Tritt in die... Ach, egal, wohin, Hauptsache, mit Schmackes.«

»Du hast Heimvorteil«, sagte Frau Prust. »Wie sollte eine Hexe auf eigenem Platz verlieren können?«

Oma Wetterwachs nickte. »Wenn du dich von deinem Stolz überwältigen lässt, hast du schon verloren, aber wenn du deinen Stolz bei der Mähne packst und ihn reitest wie einen Hengst, hast du vielleicht schon gewonnen. Und jetzt wird es wohl langsam Zeit, dass du dich vorbereitest, Fräulein Tiffany Weh. Hast du einen Plan für morgen früh?«

Tiffany sah in ihre stechend blauen Augen. »Ja. Nicht zu verlieren.«

»Das ist ein guter Plan.«

Frau Prust gab Tiffany ihre warzige Hand und sagte: »Wie es der glückliche Zufall will, muss ich heute Abend auch noch ein Monster erledigen.«

14

Der König brennt

Tiffany versuchte erst gar nicht, in dieser Nacht etwas Schlaf zu bekommen. Es hätte sowieso keinen Sinn gehabt. Die Gäste saßen noch gesellig plaudernd bei Speis und Trank beisammen, und möglicherweise lag es an Letzterem, dass ihnen gar nicht auffiel, wie schnell die Speisen und Getränke verschwanden. Tiffany dagegen war das leise Rumoren zwischen den hohen Deckenbalken nicht entgangen. Zwar waren Hexen sprichwörtlich dafür bekannt, dass sie sich die Taschen mit Vorräten für später vollstopften, aber die Größten übertrafen sie dabei sogar noch, vermutlich allein durch ihre schiere Anzahl.

Tiffany wanderte ziellos von Gruppe zu Gruppe, und als sich die Herzogin schließlich nach oben zurückzog, folgte sie ihr nicht. Davon, dass sie ihr folgte, konnte wirklich keine Rede sein. Sie ging nur zufälligerweise in dieselbe Richtung. Auch als sie, nachdem die Herzogin in ihrem Zimmer verschwunden war, zu ihrer Tür huschte, tat sie das nicht etwa, um zu lauschen. Gott bewahre.

Sie kam gerade rechtzeitig, um die ersten Töne eines Wutschreis mitzubekommen, gefolgt von Frau Prusts Stimme: »Na, wenn das nicht Deirdre Bittersilch ist, fress ich meinen Besen – mit Pailetten! Can-Cannst du immer noch einem Mann den Zylinder vom Kopf kicken?« Dann wurde es totenstill, und Tiffany machte sich lieber aus dem Staub. Die Tür war sehr dick, und es ging nicht an, dass man sie womöglich erwischte, wie sie mit dem Ohr daran klebte.

Im Rittersaal unterhielt sie sich noch ein wenig mit der Langen-dünnen-kurzen-dicken-Sally und Frau Unvermut, die, wie sie erst jetzt bemerkte, blind war – was zwar nicht schön, für eine Hexe aber auch kein Beinbruch war. Hexen können sich immer mit irgendwelchen zusätzlichen Sinnen behelfen.

Dann ging sie hinunter in die Gruft.

Der Sarkophag des alten Barons stand in einem Meer von Blumen. Nur der marmorne Deckel war frei geblieben – er war so wunderschön gearbeitet, dass ihn sogar Rosen verschandelt hätten. Der Baron selbst war in den Stein gemeißelt, in voller Rüstung und mit seinem Schwert in der Hand. So lebensecht war das Ganze gemacht, dass es einen kaum gewundert hätte, wenn er sich erhoben und einfach davongegangen wäre. An den vier Ecken der Marmorplatte brannten Kerzen.

Tiffany wanderte zwischen den anderen toten Baronen auf und ab. Auch die eine oder andere Ehefrau hatte man hier bestattet, die Hände aus Stein friedlich gefaltet. Es war... sonderbar. Sonst gab es keine Grabsteine im Kreideland. Stein war zu kostbar. Es gab Totenäcker, und auf der Burg wurde ein altes Buch mit verblichenen Karten verwahrt, auf denen eingezeichnet war, wo wer begraben lag. Der einzige einfache Mensch aus dem Volk, der je ein Grabmal bekommen hatte, war Oma Weh, die in so gut wie jeder Hinsicht etwas Besonderes war. Die Räder und der Kanonenofen aus robustem Eisen, die von ihrer Schäferhütte übrig geblieben waren, würden mit Sicherheit noch weitere hundert Jahre überdauern, und die pausenlos darum herum grasenden Schafe hielten den Boden so glatt wie eine Tischplatte. Außerdem schützte das Wollfett, welches die Schafe beim Schubbern an den Rädern hinterließen, das Metall ebenso gut wie Schmieröl, und das Eisen sah bis heute so blank aus wie an dem Tag, als es gegossen wurde.

In der alten Zeit verbrachte ein Ritter die Nacht vor dem Ritterschlag mit seinen Waffen im großen Saal und betete zu den Göttern, die gerade zuhörten, ihm Kraft und Weisheit zu schenken.

Tiffany war überzeugt, dass sie diese Gebete hören konnte, wenn auch nicht mit den Ohren, so doch in ihrem Kopf. Sie ließ den Blick über die schlafenden Ritter wandern. Vielleicht hatte Frau Prust ja Recht. Vielleicht hatte Stein tatsächlich ein Gedächtnis.

Und was sind meine Waffen?, fragte sie sich. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: Stolz. Sicher, es heißt immer, Stolz sei eine Sünde, oder Dummheit und Stolz wüchsen auf einem Holz. Doch das kann nicht wahr sein. Der Schmied ist stolz auf eine akkurate Schweißnaht; der Fuhrmann ist stolz auf seine prächtig gestriegelten Pferde, die wie frische Kastanien in der Sonne glänzen; der Schäfer ist stolz, wenn es ihm gelingt, seine Herde vor dem Wolf zu beschützen; die Köchin ist stolz auf ihre Kuchen. Wir sind stolz, wenn wir aus unserem Leben eine gute Geschichte gemacht haben, eine Geschichte, die es sich zu erzählen lohnt.

Ich habe nicht nur meinen Stolz, ich habe auch Angst – die Angst, andere zu enttäuschen –, und weil ich die Angst habe, werde ich sie besiegen. Ich werde meinen Lehrmeisterinnen keine Schande machen.

Und ich habe Vertrauen, auch wenn ich nicht weiß, worin.

»Stolz, Angst und Vertrauen«, sagte sie laut. Wie vom Wind angefacht, schlugen plötzlich die Flammen der vier Kerzen hoch, und in dem heller aufscheinenden Licht glaubte sie einen Augenblick lang, verschmolzen mit dem dunklen Stein, die Gestalt einer alten Hexe zu erkennen. »Ach ja«, sagte Tiffany, wie hypnotisiert. »Und ich habe das Feuer.«

Ohne recht zu wissen, warum, fügte sie hinzu: »Wenn ich alt bin, trage ich das Mitternachtskleid. Aber heute noch nicht.«

Tiffany hielt die Laterne hoch, und die Schatten bewegten sich. Nur der eine, der so viel Ähnlichkeit mit einer alten, ganz in Schwarz gekleideten Frau hatte, löste sich vollständig auf. Und ich weiß, warum die Häsin ins Feuer springt, und morgen... Nein: heute. Heute werde auch ich hineinspringen. Sie lächelte.

Alle Hexen standen auf der Treppe und beobachteten sie, als sie wieder in den Rittersaal kam. Tiffany war sehr gespannt gewesen, wie Oma Wetterwachs und Frau Prust wohl miteinander auskommen würden. Doch die beiden knorrigen Alten schienen sich ganz gut zu vertragen, zumindest auf der Ebene von: Das-Wetter-war-auch-schon-mal-besser, Die-Jugend-von-heute-hat-einfach-kein-Benehmen-mehr und Die-Käsepreise-sind-ein-Skandal. Nanny Ogg dagegen machte ein ungewohnt besorgtes Gesicht, und das konnte einem richtig Sorgen machen. Es wurde Mitternacht, die Hexenstunde brach an. Obwohl im wahren Leben jede Stunde eine Hexenstunde war, wirkte es schon ein wenig unheimlich, wie die beiden Zeiger der Uhr so senkrecht nach oben deuteten.

»Die jungen Burschen sind vom Junggesellenabschied zurück«, sagte Nanny. »Bloß wissen sie anscheinend nicht mehr, wo sie den Bräutigam gelassen haben. Aber er wird schon nicht verloren gehen. Sie sind sich nämlich einigermaßen sicher, dass sie ihn mit runtergelassenen Hosen irgendwo an irgendwas gefesselt haben.« Sie hüstelte. »So läuft es eigentlich immer ab. Normalerweise soll sich der Trauzeuge die Stelle merken, aber den hat man schon gefunden, und der kann sich noch nicht mal mehr an seinen eigenen Namen erinnern.«

Die Uhr im Saal schlug Mitternacht; sie ging immer nach. Tiffany fuhr jeder Schlag bis ins Mark.

In diesem Augenblick kam Preston auf sie zumarschiert. Und plötzlich hatte sie das Gefühl, dass Preston schon seit einigen Tagen immer da war, wohin sie auch blickte: klug, sauber und – irgendwie – hoffnungsvoll.

»Hör zu, Preston«, sagte sie. »Ich habe keine Zeit für Erklärungen, und ich weiß auch nicht, ob du sie mir überhaupt abkaufen würdest – aber nein, du wärst sogar im Stande, sie mir abzukaufen. Jedenfalls muss ich jetzt losziehen, um das Monstrum zu töten, bevor es mich tötet.«

»Dann komme ich mit und beschütze Sie«, sagte Preston. »Außerdem liegt wahrscheinlich irgendwo da draußen mein Oberbefehlshaber in einem Schweinestall und muss sich von einer Sau an den unausprechlichsten Stellen beschnüffeln lassen! Und ich habe hier momentan die Amtsgewalt inne.«

»Du!?«

Preston drückte die magere Brust raus, so weit es eben ging. »Jawohl, so ist es: Die Kameraden haben mich zum Wachoffizier befördert, damit sie gepflegt einen heben können. Der Feldwebel ist unabkömmlich in der Küche verhindert. Er hängt über dem Ausguss und speit wie ein Reiher. Er dachte, er könnte Frau Ogg unter den Tisch trinken!« Er salutierte. »Ich komme mit, Fräulein. Sie können mich nicht daran hindern. Nichts für ungut, natürlich. Kraft meines Amtes, das mir der Feldwebel zwischen zwei Würgeanfällen verliehen hat, möchte ich Sie und Ihren Besen abkommandieren, mir bei der Suche zu helfen, falls Sie nichts dagegen haben.«

Es gehörte schon eine gehörige Portion Tollkühnheit dazu, einer Hexe mit einem solchen Ansinnen zu kommen. Doch da es nun mal von Preston kam... »Na schön«, antwortete Tiffany. »Aber mach mir ja keinen Kratzer rein. Und vorher muss ich noch etwas erledigen. Ich bin gleich wieder da.« Sie ging zur offenen Saaltür und lehnte sich an den kalten Stein. »Ich weiß, dass mir Größte zuhören«, sagte sie.

»Klaro«, antwortete eine Stimme, höchstens einen Fingerbreit von ihrem Ohr entfernt.

»Also: Ich möchte, dass ihr mir heute Nacht nicht helft. Das ist eine reine Hexenangelegenheit, versteht ihr?«

»Och, doch, so was hamwer uns schon gedacht. Das is ja auch ‘n richtiger Hexenkessel hier.«

»Ich muss – «, begann Tiffany. Plötzlich hatte sie eine Idee. »Ich muss gegen den Mann ohne Augen kämpfen. Und die Hexen sind gekommen, um zu sehen, was für eine gute Kriegerin ich bin. Deshalb darf ich nicht mogeln, indem ich mir von euch helfen lasse. Das ist eine wichtige Hexenregel. Ich respektiere natürlich die Tatsache, dass Mogeln eine ehrenwerte Größten-Tradition ist, aber Hexen mogeln nie«, log sie dreist. »Sie kriegen es raus, wenn ihr mir helft, und dann kippen sie Hohn und Spott über mich aus.«

Sie dachte: Und wenn ich verliere, kommt es zum Kampf Größte gegen Hexen, einem Kampf, den die Welt nie vergessen wird. Also, Tiffany, nur keine Panik!

Laut sagte sie: »Das versteht ihr doch, oder? Dieses Mal, dieses eine Mal werdet ihr mir gehorchen und euch raushalten .«

»Klaro, schon kapiert. Aber du weißt ja, Jeannie sagt, dass wir immer auf dich aufpassen müssen, weil du unsre Hexe der Hügel bist«, antwortete Rob.

»Die Kelda ist jetzt aber leider nicht hier«, antwortete Tiffany. »Ich dagegen schon. Und ich sage euch, wenn ihr mir heute Nacht helft, kann ich nicht mehr eure Hexe der Hügel sein. Ich habe eine heilige Pflicht auferlegt bekommen. Eine Hexenpflicht, die ich erfüllen muss.« Die Größten stöhnten im Chor. »Das ist mein voller Ernst. Die Oberhexe ist Oma Wetterwachs, und ihr wisst, dass mit ihr nicht zu spaßen ist.« Erneutes Stöhnen. »Na also«, sagte Tiffany. »Dann lasst es mich diesmal bitte auf meine Art machen. Sind wir uns einig?«

Nach einer längeren Pause sagte die Stimme von Rob Irgendwer: »Gebongt.«

»Gut.« Tiffany atmete tief durch und ging ihren Besen holen.

Als die Dächer der Burg unter ihnen zurückblieben, kamen ihr Zweifel, ob es wirklich so eine gute Idee gewesen war, Preston mitzunehmen.

»Warum hast du mir nicht gesagt, dass du Flugangst hast?«, fragte sie.

»Das ist nicht fair«, antwortete er. »Ich bin doch noch nie geflogen.«

Nachdem sie eine vernünftige Flughöhe erreicht hatten, sah Tiffany sich das Wetter an. Wolken hingen über den Bergen, hinter denen hin und wieder ein Wetterleuchten aufzuckte, und in der Ferne grollte leiser Donner. In den Bergen war es nie sehr weit bis zum nächsten Gewitter. Der Abenddunst hatte sich gelichtet, und der Mond stand am Himmel; es war eine vollkommene Nacht. Und es ging eine leichte Brise. Darauf hatte sie gehofft. Und Preston hatte die Arme um ihre Taille gelegt. Ob sie darauf auch gehofft hatte? Sie wusste es selbst nicht.

Inzwischen flogen sie über die Ebene am Fuß der Kreidehügel; und sogar im Mondlicht konnte Tiffany die dunklen Rechtecke der ersten bereits abgeflämmten Felder erkennen. Die Männer passten immer gut auf, dass die Brände nicht außer Kontrolle gerieten; einen Flächenbrand konnte keiner gebrauchen – man wusste nie, wohin er sich ausbreiten würde. Das Ziel, das sie ansteuerten, war das allerletzte Feld von allen. Es wurde »der König« genannt. Wenn der König brannte, war immer das halbe Dorf auf den Beinen, um die Kaninchen zu fangen, die vor den Flammen flohen. Das hätte eigentlich heute stattfinden sollen, aber heute waren alle... anderweitig beschäftigt gewesen.

Genau oberhalb des Königs lagen die Hühnerställe und der Schweinestall. Es hieß, das Getreide gedieh auf dem König deshalb so besonders gut, weil es für die Knechte einfacher war, den Mist aus den Ställen gleich auf ihn runterzukippen, statt den Dung auf die tiefer gelegenen Felder zu karren.

Sie landeten neben dem Schweinestall, begrüßt vom üblichen panischen Quieken der Ferkel, die immer – ganz egal, was tatsächlich geschah – glaubten, dass alle Welt sie in der Mitte durchsägen wollte.

Tiffany schnupperte. Obwohl es nach Schweinen stank, war sie überzeugt, den Geist trotzdem riechen zu können, falls und sobald er sich näherte. Schweine waren zwar schmutzig, aber sie hatten einen natürlichen Geruch; verglichen mit dem Gestank des Tückischen, verströmten sie einen lieblichen Veilchenduft. Sie fröstelte. Der Wind frischte auf.

»Können Sie es wirklich töten?«, flüsterte Preston.

»Ich glaube, ich kann es dazu bringen, sich selbst zu töten. Und ich verbiete dir ausdrücklich, mir zu helfen.«

»Tut mir leid«, sagte Preston. »Aber ich habe momentan die Amtsgewalt. Sie können mir keine Befehle erteilen, Fräulein Weh. Nichts für ungut, natürlich.«

»Soll das heißen, dein Pflichtgefühl und der Gehorsam gegenüber deinem obersten Befehlshaber zwingen dich, mir zu helfen?«, fragte sie.

»Ja, Fräulein«, antwortete Preston. »Auch wenn da noch ein paar andere Erwägungen mit hineinspielen.«

»Dann nehme ich dein Angebot gerne an, Preston. Ich kann deine Hilfe wirklich gut gebrauchen. Ich würde es wahrscheinlich auch alleine schaffen, aber so ist es viel, viel einfacher. Ich möchte, dass du Folgendes tust...«

Obwohl Tiffany sich einigermaßen sicher war, dass der Geist sie nicht belauschen konnte, senkte sie die Stimme. Preston hörte ihr aufmerksam zu. »Das müsste sich machen lassen, Fräulein. Vertrauen Sie auf den Mann mit der momentanen Amtsgewalt.«

»Pfui, Spinne! Wie bin ich denn hier gelandet?«

Etwas Graues, Klebriges, das einen ausgeprägten Bier-und Schweinegeruch verströmte, zog sich an der Stallmauer hoch. Tiffany wusste, dass es Roland war, aber auch nur, weil sie es für höchst unwahrscheinlich hielt, dass in ein und derselben Nacht gleich zwei Bräutigame in ein und denselben Schweinestall verfrachtet worden waren. Wie ein schleimiges Sumpfungeheuer erhob er sich aus dem stinkenden Morast, triefend von... Ach, belassen wir es dabei. Man muss ja nicht immer ins Detail gehen. Matschige Brocken pladderten von ihm auf die Erde.

Er hatte einen Schluckauf. »Anscheinend hab ich ein riesiges Schwein in meinem Schlafzimmer, und meine Hose kann ich auch nicht finden«, lallte er mit schwerer Zunge. Der junge Baron blickte sich um. Dann ging ihm ein Licht auf. Beziehungsweise eine Laterne. »Ich glaub, das ist gar nicht mein Schlafzimmer, oder?«

Sie roch den Geist. Aus dem Geruchsgemisch, das den Schweinestall umgab, stach sein Gestank heraus wie ein Fuchs aus einer Hühnerschar. Und er sprach zu ihr, in einer Stimme des Grauens und der Fäulnis. »Ich spüre, dass du hier bist, Hexe, und du bist nicht allein. Die anderen kümmern mich nicht, aber dieser neue Körper, obwohl nicht sehr robust, verfolgt seine... ganz eigenen Absichten. Ich bin stark. Ich komme. Du kannst nicht alle retten. Ich bezweifle, dass dein Flugstecken, dieses Teufelsding, vier Menschen tragen kann. Wen wirst du zurücklassen? Warum nicht alle? Warum nicht die lästige Rivalin zurücklassen, den jungen Mann, der dich verschmäht hat, und den aufdringlichen Knaben? Ah, ich weiß, wie du denkst, Hexe!«

Aber so denke ich nicht, dachte Tiffany. Sicher, ich habe mich vielleicht wirklich ein bisschen darüber gefreut, Roland im Schweinestall zu sehen, aber ein Mensch ist nicht nur ein Mensch. Er ist immer auch ein Gefangener der Umstände.

Aber du nicht. Du bist nicht mal mehr ein Mensch.

Unter schlammigem Schmatzen und von lautstarken Protesten der Sau begleitet, zog Preston neben ihr Roland über die Mauer. Was hatten die beiden für ein Glück, dass sie die Stimme nicht hören mussten.

Sie stutzte. Vier Menschen? Die lästige Rivalin? Aber es waren doch nur sie selbst, Preston und Roland hier. Oder etwa nicht?

Sie sah zum anderen Ende des Feldes, das im Mondschatten der Burg lag. Eine weiße Gestalt kam von dort auf sie zugerannt.

Das musste Lätitia sein. So viel wehendes Weiß trug in dieser Gegend sonst keiner. In Tiffanys Kopf spielten sich algebraische Szenen ab. Sie brauchte blitzschnell einen neuen Plan.

»Los, Preston, geh jetzt. Nimm den Besen mit.«

Preston nickte und salutierte verschmitzt. »Zu Ihren Diensten, Fräulein.«

Lätitia erreichte den Stall in heller Aufregung und teuren weißen Pantöffelchen. Als sie Roland erblickte, blieb sie wie angewurzelt stehen. Er war so weit ausgenüchtert, dass er versuchte, seine Blöße zu bedecken – beziehungsweise seine Größe, wie Tiffany zu bemerken nicht umhinkam. Da er dick mit lehmigem Mist überzogen war, entstand ein matschendes Geräusch dabei.

»Einer von den Jungs hat mir erzählt, dass sie ihn zum Spaß in den Schweinestall geschmissen haben«, sagte Lätitia empört. »Und so was nennt sich Freunde!«

»Ich denke, sie denken, dass man genau dafür Freunde hat«, sagte Tiffany geistesabwesend. Sie dachte: Wird es funktionieren? Habe ich etwas übersehen? Habe ich begriffen, was ich tun muss? Was rede ich da eigentlich, und mit wem? Ich glaube, ich warte auf ein Zeichen. Auf irgendein Zeichen.

Zu ihren Füßen raschelte es. Eine Häsin blickte zu ihr auf und verschwand, ohne in Panik zu geraten, zwischen den Stoppeln.

»Dann nehme ich das mal als ein Ja«, sagte Tiffany, die ihrerseits allmählich sehr wohl in Panik geriet. War das wirklich ein Omen gewesen oder bloß eine alte Häsin, die an Menschen gewöhnt war? Aber es gehörte sich bestimmt nicht, ein zweites Zeichen zu erbitten, nur um sich bestätigen zu lassen, dass das erste kein Zufall gewesen war.

In diesem Augenblick, genau in diesem Augenblick fing Roland an zu singen. Vielleicht lag es am Alkohol, vielleicht aber auch daran, dass Lätitia eifrig an ihm herumwischte – wenn auch mit fest zusammengekniffenen Augen, damit sie als unverheiratete Frau nichts Unschickliches oder Überraschendes zu sehen bekam. Und das Lied, das Roland sang, ging so: »Auf zum Himmel steigt die Lerche, singt ein Lied aus voller Brust; schmetternd klingt es durch die Lüfte und verkündet Freud und Lust!« Er brach ab. »Das hat mein Vater oft gesungen, wenn wir über die Felder gegangen sind... «, sagte er. Er hatte inzwischen das Stadium erreicht, in dem betrunkene Männer zu weinen anfangen. Die Tränen bahnten sich schmale rosa Spuren durch den Dreck auf seinen Wangen.

Aber Tiffany dachte: Danke. Ein Omen ist ein Omen. Man sucht sich das aus, das man gebrauchen kann. Vor ihr lag das große Feld, das letzte Feld, auf dem die Stoppeln noch nicht abgeflämmt waren. Und die Häsin läuft ins Feuer. Ja, ja, die Omen. Wie wichtig sie waren.

»Hört gut zu, alle beide. Ich will keine Widerworte von euch hören, weil du, Roland, sternhagelvoll und du, Lätitia, eine Hexe bist.« Lätitia strahlte. »Allerdings keine ausgebildete. Und deshalb werdet ihr tun, was ich euch sage! Dann kommen wir vielleicht alle lebend wieder zurück auf die Burg.«

Sie merkten auf. Roland schwankte leicht.

»Wenn ich rufe«, fuhr Tiffany fort, »nehmt ihr rechts und links meine Hand und rennt! Ihr rennt, wenn ich renne, ihr bleibt stehen, wenn, beziehungsweise falls ich stehen bleibe – was ich mir aber kaum vorstellen kann. Und vor allem: Habt keine Angst, und vertraut mir. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich weiß, was ich tue.« Dass dieser Satz nicht gerade ein genialer Mutmacher war, fiel den beiden anderen zum Glück gar nicht auf. »Und wenn ich sage ›springt‹, dann springt ihr, als ob der Teufel hinter euch her wäre – denn er wird euch auf den Fersen sein.«

Plötzlich war der Gestank unerträglich. Der nackte Hass, der daraus hervorquoll, hämmerte auf Tiffanys Verstand ein. Ha!, mir juckt der Daumen schon, sicher naht ein Sündensohn, dachte sie, während sie ins nächtliche Dunkel starrte. Was war denn das für ein Blödsinn? Hu!, wie‘s in der Nase sticht, gleich ist er da, der Bösewicht: Das passte doch schon viel besser. Sie konzentrierte sich auf die ferne Hecke und hielt Ausschau, ob sich dort irgendetwas bewegte.

Da war eine Gestalt.

Schwerfällig kam sie über das Feld auf sie zu. Langsam erst, doch immer schneller werdend. Dabei irgendwie tapsig und unbeholfen. »Wenn er einen Körper übernimmt, wird der Besitzer ein Teil von ihm. Kein Entrinnen, keine Erlösung. « Das hatte Eskarina ihr gesagt. Nichts, was noch etwas Gutes in sich trug, nichts, was noch Rettung verdiente, konnte Gedanken haben, die so bestialisch stanken. Sie packte die Hände der sich kabbelnden Liebenden und zog sie im Laufschritt mit sich. Das... Wesen war zwischen ihnen und der Burg. Und langsamer, als sie erwartet hatte. Sie riskierte noch einen Blick. In seinen Händen blitzte es metallisch auf. Messer.

»Los, kommt!«

»In diesen Schuhen kann ich nicht rennen«, sagte Lätitia.

»Mir platzt der Schädel«, ergänzte Roland, während Tiffany sie über das Feld zerrte, ohne auf ihr Gejammer zu achten. Die trockenen Getreidestoppeln rissen an ihnen, zerkratzten ihre Beine und stachen sie in die Füße. Sie kamen nur im Schneckentempo voran. Die Kreatur ließ sich nicht abschütteln. Und sobald sie auf die sichere Burg zuhielten, würde ihr Verfolger aufholen...

Aber die Kreatur hatte ebenfalls Probleme, und Tiffany fragte sich, wie weit man einen Körper wohl hetzen konnte, wenn man seine Schmerzen nicht fühlte, das Brennen in der Lunge, das Herzklopfen, die schrecklichen Qualen, die einen bis über den letzten Atemzug hinweg antrieben. Frau Prust hatte ihr am Ende noch zugeflüstert, welche Untaten der Mann Macintosh begangen hatte, als dürfte man die Wörter nicht laut aussprechen, weil sie sonst die Luft verpesten würden. Was bedeutete dagegen schon das Zerquetschen eines kleinen gefiederten Sängers? Und trotzdem war es dieses Verbrechen, das sich als unentschuldbar ins Gedächtnis grub.

Es wird keine Gnade geben für das auf ewig verstummte Lied. Keine Rettung für den, der die Hoffnung im Dunkeln getötet hat. Ich kenne dich.

Du bist die Einflüsterung in Mickers Ohr, die ihn dazu gebracht hat, seine Tochter halbtot zu schlagen.

Du bist der erste Tusch der Katzenmusik.

Du blickst dem Mann über die Schulter, der den ersten Stein wirft, und obwohl ich glaube, dass du in uns allen steckst und wir dich niemals loswerden, können wir dir wenigstens das Leben zur Hölle machen.

Keine Gnade. Keine Rettung.

Als sie sich kurz umsah, war sein Gesicht schon deutlicher zu erkennen, und sie verdoppelte ihre Anstrengung, das müde und widerspenstige Liebespaar über den holprigen Acker zu zerren. Keuchend japste sie: »Seht ihn euch an! Seht es euch an! Wollt ihr, dass er uns einholt?« Lätitia schrie auf, und ihr Verlobter gab ein schlagartig nüchternes Stöhnen von sich. Die weit aufgerissenen Augen des unglückseligen Macintosh waren blutunterlaufen, die Lippen zu einem irren Grinsen erstarrt. Er versuchte, die geringer gewordene Distanz auszunutzen, doch den beiden anderen hatte die Angst neue Kräfte verliehen, sodass sie nun beinahe Tiffany zogen.

Und jetzt mussten sie nur noch über das Feld. Jetzt kam alles auf Preston an. Erstaunlicherweise war Tiffany zuversichtlich. Auf ihn ist Verlass, dachte sie, während hinter ihnen ein grauenvolles Gurgeln ertönte. Der Geist trieb seinen Wirt immer brutaler vorwärts, und Tiffany glaubte schon, ein langes Messer durch die Luft zischen zu hören. Das Timing musste perfekt sein. Auf Preston war Verlass. Er hatte sie doch hoffentlich richtig verstanden? Aber natürlich. Sie konnte Preston vertrauen.

Später erinnerte sie sich am deutlichsten an die Stille, die nur durch das Knacken der Halme, das Keuchen von Lätitia und Roland und den fürchterlich pfeifenden Atem ihres Verfolgers unterbrochen wurde. Und durch die Stimme des Tückischen in ihren Gedanken.

Du stellst mir eine Falle. Teufelsbrut! Glaubst du, ich lasse mich noch einmal übertölpeln? Kleine Mädchen, die mit Feuer spielen, verbrennen sich, und du wirst brennen, das verspreche ich dir, oh und wie du brennen wirst. Dann hat es ein Ende mit dem Stolz der Hexen! Diesen Werkzeugen des Lasters! Diesen Dienerinnen der Unreinheit! Diesen Schänderinnen alles Heiligen!

Tiffany hielt den Blick fest auf das Ende des Feldes geheftet, während ihr die Tränen über das Gesicht strömten. Sie konnte nichts dagegen machen. Es war unmöglich, die Ohren vor den Abscheulichkeiten zu verschließen; sie sickerten wie Gift in sie hinein und flossen durch ihre Adern.

Wieder zischte ein Messer durch die Luft. Die drei Fliehenden nahmen ihre letzten Kräfte zusammen, aber Tiffany wusste, dass sie nicht mehr lange durchhalten konnten. War das Preston da vorne im Dunkeln? Aber wer war die dunkle Gestalt neben ihm, die aussah wie eine alte Hexe mit spitzem Hut? Tiffany starrte sie verwundert an, da löste sie sich auch schon auf und verschwand.

Plötzlich flammte ein Feuer auf. Knisternd flutete es über das Feld auf sie zu, wie der Sonnenaufgang, und die Funken zauberten zusätzliche Sterne an den Himmel. Der Wind wehte kräftig. Wieder hörte sie die stinkende Stimme: Du wirst brennen! Du wirst brennen!

Böen kamen auf, die Flammen schlugen höher, und eine Feuerwand raste durch die Stoppeln, so schnell wie der Wind. Die Häsin war wieder da. Scheinbar mühelos lief sie neben ihnen her. Sie sah Tiffany an, schlug einmal mit den langen Hinterläufen aus und rannte, rannte direkt auf das Feuer zu.

»Lauft!«, befahl Tiffany. »Das Feuer verbrennt euch nicht, wenn ihr tut, was ich sage. Schneller! Schneller! Roland, lauf, um Lätitia zu retten. Lätitia, lauf, um Roland zu retten.«

Das Feuer hatte sie fast erreicht. Ich brauche die Kraft, dachte sie. Ich brauche die Macht. Und sie erinnerte sich an Nanny Ogg: »Die Welt verändert sich. Die Welt fließt. Darin liegt die Macht, mein Kind.«

Hochzeiten und Beerdigungen sind Zeiten der Macht... jawohl, Hochzeiten.

Tiffany packte die Hände der beiden noch fester. Und schon war sie da, eine knackende, brüllende Flammenwand...

»Springt!«

Während sie sprangen, rief sie: »Spring, Bube. Spring, Dirne.« Und als das Feuer nach ihnen griff, hoben sie ab.

Die Zeit verharrte. Ein Kaninchen huschte unter ihnen hinweg, in heller Angst vor den Flammen. Er wird fliehen, dachte sie. Er wird vor dem Feuer weglaufen, doch es wird ihm folgen. Und das Feuer ist viel, viel schneller als ein halbtoter Körper.

Tiffany schwebte in einem gelben Flammenball. Die Häsin flog an ihr vorbei, glücklich in ihrem Element. Wir sind nicht so schnell wie du, dachte Tiffany. Das Feuer wird uns versengen. Sie blickte nach rechts und links auf Braut und Bräutigam, die wie hypnotisiert ins Leere starrten, und zog sie zu sich. Sie verstand. Ich werde Hand in Hand mit dir durchs Feuer gehen, Roland. Für eure Liebe. Wie ich es gesagt habe.

Sie würde aus diesem Feuer etwas Schönes entstehen lassen.

»Zurück in die Höllen, aus denen du gekommen bist, du Tückischer! «, schrie sie über das Tosen der Flammen hinweg. »Spring, Bube! Spring, Dirne!«, schrie sie noch einmal. »Auf ewig getraut ihr seid!« Das hier ist eine Hochzeit, sagte sie zu sich. Ein Neubeginn. Und für einige wenige Sekunden ist dieser Ort ein Ort der Macht. Jawohl.

Sie landeten hinter der Feuerwand und rollten sich ab. Tiffany stampfte sofort die Glut und die letzten kleinen Flämmchen aus. Und dann war Preston da. Er hob Lätitia hoch und trug sie aus der Asche. Tiffany legte den Arm um Roland, der weich gelandet war (wahrscheinlich auf dem Kopf, dachte Tiffanys fiese Seite), und folgte ihm.

»Offenbar nur leichteste Verbrennungen und angesengte Haare«, sagte Preston. »Und ich glaube, Ihr Exfreund hat jetzt eine festgebackene Lehmkruste. Wie haben Sie das geschafft? «

Tiffany atmete tief durch. »Die Häsin springt so schnell durch das Feuer, dass sie es kaum spürt«, antwortete sie. »Und wenn sie landet, dann meistens schon in der heißen Asche. Ein Grasfeuer brennt nicht lange, wenn ein starker Wind weht.«

Hinter ihnen gellte ein Schrei. Tiffany konnte regelrecht vor sich sehen, wie die ungeschlachte Gestalt vergeblich versuchte, den hungrigen Flammen zu entkommen. Sie spürte die Schmerzen der Kreatur, die sich seit Jahrtausenden zuckend durch die Welt wand.

»Ihr drei bleibt, wo ihr seid. Kommt ja nicht hinter mir her! Preston, du passt auf sie auf!«

Tiffany ging über die erkaltende Asche. Ich muss es sehen, dachte sie. Mit meinen eigenen Augen. Ich muss wissen, was ich getan habe!

Die Kleidung des Toten schwelte noch. Sie fühlte keinen Puls. Er hatte schreckliche Dinge getan: Verbrechen, bei denen sich sogar den Gefängniswärtern der Magen umdrehte. Aber was hatte man ihm vorher angetan? War er einfach nur eine schlimmere Ausgabe von Herrn Micker? Konnte er jemals ein guter Mensch gewesen sein? Wie verändert man die Vergangenheit? Wo nimmt das Böse seinen Anfang?

Wie ein Wurm bohrten sich die Worte in ihren Kopf: Mörderin, Schächerin, Teufelsbrut! Am liebsten hätte sie sich bei ihren Ohren dafür entschuldigt. Aber die Stimme des Geistes war kraftlos, dünn und klagend, und sie kroch bereits wieder rückwärts in die Geschichte zurück.

Du kommst nicht mehr an mich heran, dachte sie. Du bist verbraucht. Auch du bist jetzt schwach. Wie schwierig war es, einen Mann in den Tod zu hetzen? Du kannst nicht herein. Auch wenn du es noch so sehr versuchst. Sie griff in die Asche und hob einen Feuerstein auf, der noch warm war von den Flammen; sie lagen überall herum, die schärfsten aller Steine. Entstanden in der Kreide, so wie irgendwie auch Tiffany selbst. Glatt lag der Stein in ihrer Hand, wie die Hand eines Freundes.

»Du lernst es nie, nicht wahr?«, sagte sie. »Du begreifst einfach nicht, dass auch andere Menschen denken. Natürlich wärst du nicht ins Feuer gelaufen; aber in deiner Überheblichkeit hast du übersehen, dass die Flammen dich einholen würden.«

Deine Macht besteht nur aus Gerüchten und Lügen, dachte sie. Du bohrst dich in Menschen hinein, die unsicher, hilflos, besorgt und ängstlich sind. Damit sie in anderen Menschen ihren Feind sehen, während in Wahrheit du ihr Feind bist und schon immer warst – du, der Meister der Lügen. Nach außen bist du das Grauen, aber innen bist du nichts als Schwäche.

Ich bin innen aus Feuerstein.

Das ganze Feld strahlte noch eine große Hitze aus. Tiffany pflanzte sich fest mit den Füßen auf und packte den Stein fester. Was unterstehst du dich, hierherzukommen, du Wurm! Was wagst du es, unbefugt in mein Land einzudringen! Der Feuerstein in ihrer Hand wurde heißer und heißer, bis er zerschmolz und zwischen ihren Fingern hindurch auf die Erde tropfte – während sie sich konzentrierte. So etwas hatte sie noch nie zuvor probiert. Tief atmete sie die von den Flammen gereinigte Luft ein.

Und wenn du wiederkommst, Tückischer, wirst du einer anderen Hexe wie mir begegnen. Eine Hexe wie mich wird es immer geben, weil es immer solche wie dich geben wird. Weil wir ihnen Raum geben. Aber hier und jetzt, auf diesem verdammten Fleckchen Erde, bin ich die Hexe, und du bist nichts. Ho!, das freut die Augen sehr, etwas Böses ist nicht mehr.

Ein Fauchen in ihrem Kopf verlosch und ließ sie mit ihren Gedanken allein.

»Keine Gnade«, sagte sie laut. »Keine Rettung. Du hast einen Mann gezwungen, seinen harmlosen Singvogel zu töten, und das war vielleicht das größte Verbrechen von allen.«

Als sie zu den anderen zurückging, war sie wieder die Tiffany Weh, die Käse machen konnte und sich mit alltäglichen Problemen herumschlug, und nicht mehr die Hexe, die geschmolzenes Gestein zwischen den Fingern zerdrückte.

Das glückliche, wenn auch leicht angesengte Paar be-rappelte sich allmählich wieder. Lätitia setzte sich auf. »Ich komme mir vor wie gekocht«, sagte sie. »Was riecht denn hier so komisch?«

»Das dürftest du selber sein«, antwortete Tiffany. »Und ich fürchte, dein Traum von einem Spitzennachthemd taugt jetzt nur noch zum Fensterputzen. Wir sind leider nicht so schnell gesprungen wie die Häsin.«

Lätitia blickte sich um. »Und Roland? Hat er etwas abbekommen? «

»Keinen Kratzer. Er ist wie neu«, sagte Preston munter. »Der lehmige Schweinemist war sein Glück.«

Lätitia zögerte kurz. »Und dieses... Ding?«

»Ist weg«, sagte Tiffany.

»Und Roland geht es auch wirklich gut?«, beharrte Lätitia.

Preston griente. »Alles im Lot, Fräulein. Die wichtigsten Teile sind noch dran. Es könnte bloß ein bisschen weh tun, die Kruste abzukratzen. Sie ist möglicherweise angebacken. «

Lätitia nickte und wandte sich langsam wieder Tiffany zu. »Was hast du uns da zugerufen, als wir gesprungen sind?«

Tiffany holte tief Luft. »Ich habe euch getraut.«

»Du hast uns getraut? Du... uns?«

»Ja«, sagte Tiffany. »So ist es. Zusammen über das Feuer zu springen ist ein uralter Hochzeitsbrauch. Und weil man noch nicht mal einen Priester dafür braucht, kann man schön an den Bewirtungskosten sparen.«

Die eventuell Frischvermählte überlegte. »Bist du dir sicher?«

»So hat es mir jedenfalls Frau Ogg erzählt. Und ich wollte es schon immer mal ausprobieren.«

Diese Antwort schien Lätitias Zustimmung zu finden, denn sie sagte: »Frau Ogg ist eine sehr kluge Frau, das muss ich zugeben. Sie weiß erstaunlich viel.«

Tiffany verzog keine Miene. »Erstaunlich viel über viel Erstaunliches.«

»Oh! Ja... äh.« Lätitia hüstelte ausgiebig und hängte an ihr »Äh« noch ein »Hm« an.

»Stimmt was nicht?«, fragte Tiffany.

»Das Wort, mit dem du mir befohlen hast zu springen. War das nicht ein schlimmer Ausdruck?«

Tiffany hatte mit dieser Frage gerechnet. »Das scheint zu diesem Brauch dazu zu gehören.« Fast ebenso zaudernd wie vorher Lätitia fügte sie hinzu: »Ich glaube auch nicht, dass Roland ein Bube ist. Obendrein verändern sich die Wörter und ihr Gebrauch doch im Laufe der Jahre.«

»Also, bei dem Wort glaube ich das nicht!«

»Na ja, es kommt immer auf die Umstände und auf den Kontext an«, antwortete Tiffany. »Einer Hexe ist im Notfall jedes Mittel recht. Das wirst du vielleicht eines Tages auch noch lernen. Außerdem bekommen bestimmte Wörter manchmal eine andere Bedeutung. Busen beispielsweise.«

Tiffany dachte: Wieso mache ich hier eigentlich mit ihr Konversation? Ach, ich weiß: Weil es ein Anker ist, der mir die Gewissheit zurückgibt, dass ich ein Mensch unter Menschen bin, und weil es mir hilft, das Grauen aus meiner Seele zu spülen...

»Was das angeht, habe ich leider nicht allzu viel zu bieten«, sagte Rolands Braut.

»Das wäre vor einigen hundert Jahren etwas ungünstig gewesen. Damals musste die Braut nämlich ihrem Bräutigam bei der Trauungszeremonie geloben, mit ihm den Busen zu tauschen.«

»Da hätte er nicht viel von gehabt, es sei denn, ich hätte mir ein Kissen ins Mieder gestopft!«

»Außerdem hätte dir sein Busen ewige Treue gelobt.«

»Wie bitte? Rolands Busen?«

»Ja, weil Busen damals Herz hieß.«

»Ach so! Na, mein Herz hat er ja schon längst.« Lätitia räusperte sich. »Erklärst du mir noch mal, was wir da gerade gemacht haben – außer zu heiraten, versteht sich?«

»Also«, sagte Tiffany. »Ihr habt mir geholfen, eines der fürchterlichsten Ungeheuer in die Falle zu locken, die jemals die Welt verpestet haben.«

Die Jungvermählte strahlte. »Tatsächlich? Ist ja ein Ding! Ich freue mich, dass wir uns auch mal nützlich machen konnten. Wenn ich nur wüsste, wie wir uns für deine ganze Hilfe revanchieren sollen.«

»Also, für saubere aussortierte Betttücher und alte Stiefel habe ich immer Verwendung«, sagte Tiffany ernst. »Ihr braucht mir aber nicht dafür zu danken, dass ich eine Hexe bin. Dankt lieber meinem Freund Preston. Er hat sich für euch richtig in Gefahr begeben. Wir waren ja wenigstens zu dritt. Aber er war ganz allein.«

»Das ist, streng genommen, nicht völlig korrekt«, sagte Preston. »Zum einen waren mir schon mal die Streichhölzer nass geworden, aber Herr Doofer Wullie und seine Freunde waren so nett, mir welche zu leihen. Ich soll Ihnen übrigens ausrichten, dass das nicht verboten war, weil sie mir geholfen haben und nicht Ihnen! Und obwohl Damen anwesend sind, muss ich noch hinzufügen, dass sich das Feuer ohne sie wohl nicht so schnell ausgebreitet hätte. Sie haben nämlich die Flammen mit ihren Kilts angefacht. Ein Anblick, den man nicht so schnell vergisst.«

»Das hätte ich gern gesehen«, sagte Lätitia höflich.

»Wie auch immer.« Tiffany redete schnell weiter, damit sich dieses Bild gar nicht erst in ihrem Kopf festsetzen konnte. »Vielleicht wäre es besser, wenn wir uns auf die Tatsache konzentrieren, dass ihr morgen von Pastor Ei noch einmal getraut werdet, aber auf eine etwas gesellschaftsfä-higere Art. Und wisst ihr, was das Schönste an morgen ist? Es ist heute!«

Roland, der sich stöhnend den Kopf hielt, blinzelte. »Was ist heute?«

15

Ein Schatten und ein Flüstern

Alles in allem war es eine schöne Hochzeit, fand Tiffany. Doch, wirklich, eine sehr schöne Hochzeit. Pastor Ei, der eine ungewöhnlich große Anzahl von Hexen unter den Gästen wusste, beschränkte sich, was das Religiöse anging, auf ein Minimum. Hold errötend schritt die Braut zum Altar, nur um tiefrot zu erglühen, als sie an Nanny Ogg vorbeikam, die ihr aufmunternd den Daumen entgegenreckte. Auf das Reisstreuen folgte das traditionelle Reisfegen. Es wäre doch eine Schande gewesen, gute Lebensmittel verkommen zu lassen.

Es wurde gejubelt, es wurde gratuliert, und sogar die Herzogin strahlte vor Glück. Zur Überraschung der meisten schien sie für jeden ein freundliches Wort zu haben und plauderte fröhlich mit allen – auch mit den Mägden. Tiffany war die Einzige, die wusste, warum sie sich hin und wieder nervös zu Frau Prust umdrehte.

Dann wurde es für Tiffany Zeit, sich unauffällig davonzumachen. Auf dem Königsfeld half sie Preston, ein Loch zu graben und die zusammengeklaubten verkohlten Überreste darin zu versenken, so tief, dass keine Pflugschar jemals damit in Berührung kommen würde. Und weil man nie vorsichtig genug sein kann, wuschen sie sich hinterher mit einer starken Laugenseife gründlich die Hände. Genau genommen war es kein besonders romantisches Stelldichein.

»Glauben Sie, dass er irgendwann wieder zurückkommen wird?«, fragte Preston, während sie sich auf ihre Schaufeln stützten.

Tiffany nickte. »Der Tückische auf jeden Fall. Früher oder später findet er bei irgendwem wieder ein offenes Ohr.«

»Und was haben Sie jetzt vor, nachdem er weg ist?«

»Ach, nur die üblichen spannenden Abenteuer. Irgendwo findet sich schon wieder ein Bein, das verbunden, und eine Nase, die geputzt werden will. Da hab ich den lieben langen Tag zu tun.«

»Das klingt aber nicht sehr spannend.«

»Kann schon sein«, sagte Tiffany. »Aber nach dem, was wir gestern erlebt haben, klingt es für mich richtig einladend .« Sie machten sich auf den Rückweg zum Rittersaal, wo inzwischen das Hochzeitsfrühstück als Mittagessen aufgetragen wurde. »Du bist ein ausgesprochen tatkräftiger junger Mann«, sagte Tiffany. »Und ich danke dir sehr für deine Hilfe.«

Preston nickte glücklich. »Gern geschehen, Fräulein. Vielen Dank für Ihren Dank. Allerdings hätte ich da doch noch einen – wie soll ich sagen? – einen kleinen Verbesserungsvorschlag anzubringen. Sie sind knapp sechzehn, und ich bin siebzehn. Womit also klar sein müsste, dass die Anrede junger Mann nicht angeht. Mein Gemüt mag ja jugendlichsonnig sein, aber, meine Liebe, ich bin ganz einfach älter als du.«

Nach einer kleinen Pause fragte Tiffany bedachtsam: »Woher weißt du, wie alt ich bin?«

»Ich hab mich umgehört.« Preston lächelte noch immer.

» Warum?«

Auf eine Antwort musste Tiffany vorerst verzichten, denn der Feldwebel kam ihnen aus dem Haupttor entgegen, inmitten eines Konfettiregens, der ihm vom Helm rieselte. »Ah, da bist du ja, Tiff. Der Baron hat nach dir gefragt und die Baronin ebenfalls.« Er schmunzelte versonnen. »Wie schön, dass wir wieder eine Burgherrin haben.« Als sein Blick auf Preston fiel, runzelte er die Stirn. »Na, vertrödeln wir mal wieder unsere Zeit, Untergefreiter Preston?«

Preston salutierte zackig. »Sie gehen vollkommen recht in Ihrer Annahme, Feldwebel. Sie haben den korrekten Sachverhalt erschöpfend beschrieben.« Womit er sich von seinem Feldwebel den üblichen entgeisterten Blick einhandelte. Zusätzlich erntete er heute auch noch ein missbilligendes Knurren, was so viel bedeutete wie: Eines Tages kriege ich schon noch raus, was du da eigentlich immer von dir gibst, Bürschchen, und dann kannst du dein blaues Wunder erleben.

Mit Trauungen ist es wie mit Beerdigungen: Sobald sie vorbei sind, weiß – außer den Hauptbeteiligten – niemand so recht, wie es weitergehen soll. Weshalb man erst einmal nachschauen geht, ob sich nicht noch irgendwo ein Fläschchen Wein auftreiben lässt. Aber Lätitia gab, wie es sich für eine Braut gehörte, eine strahlende Erscheinung ab, und ihre leicht angesengten Haarsträhnen fielen unter der herrlich funkelnden Tiara gar nicht weiter auf. Roland sah ebenfalls aus wie aus dem Ei gepellt und roch nur noch aus nächster Nähe ein klein wenig nach Schwein.

»Diese Sache gestern Abend... «, begann er nervös. »Äh, die ist doch wirklich passiert, nicht wahr? Ich erinnere mich noch an den Schweinestall und dass wir gerannt sind, aber...« Er brach ab.

Tiffany sah Lätitia an, die mit den Lippen lautlos den Satz formulierte: »Ich erinnere mich an alles!«

Ja, sie war tatsächlich eine Hexe. Das konnte also noch spannend werden.

Roland hüstelte. Tiffany lächelte. »Wertes Fräulein Weh«, sagte er, und diesmal verzieh Tiffany ihm seine »offiziöse Ausdrucksweise«. »Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass ich mitverantwortlich für einen Justizirrtum bin, bei dem Sie die Leidtragende waren.« Er hüstelte erneut, und Tiffany dachte: Hoffentlich kann Lätitia ihn ein bisschen lockerer machen. »Aus diesem Grund habe ich mich der Hilfe des jungen Preston versichert, der im Gespräch mit den Küchenmägden auf seine unbekümmerte Art herausgefunden hat, wohin sich die Pflegerin abgesetzt hatte. Der größte Teil des Geldes konnte sichergestellt werden, und ich darf Ihnen verkünden: Es gehört Ihnen.«

Tiffany bekam einen Knuff in die Seite.

Er kam von Preston, der ihr zuzischelte: »Das hier haben wir auch noch gefunden.«

Damit drückte er ihr die abgewetzte Ledermappe in die Hand. Sie nickte ihm dankbar zu und sah Roland an. »Dein Vater wollte, dass du diese Mappe bekommst«, sagte sie. »Ihr Inhalt ist für dich wahrscheinlich kostbarer als all das Geld. Aber schau sie dir lieber erst an, wenn du allein bist.«

Er drehte die Mappe hin und her. »Was ist das?«

»Eine Erinnerung«, antwortete Tiffany. »Nur eine Erinnerung. «

Der Feldwebel trat vor und leerte einen schweren Lederbeutel auf dem Tisch aus, mitten zwischen den Gläsern und Blumen. Die Gäste schnappten nach Luft.

Meine Hexenschwestern beobachten mich mit Argusaugen, dachte Tiffany. Sie und so ziemlich alle anderen Menschen, die ich kenne und die mich kennen. Jetzt kommt es darauf an, dass ich das Richtige tue. Und ich muss es so überzeugend tun, dass man es nie wieder vergisst.

»Ich denke, du solltest es behalten, Roland«, sagte sie. Er machte ein erleichtertes Gesicht, aber Tiffany war noch nicht fertig: »Allerdings hätte ich ein paar kleinere Bitten im Namen anderer an dich.«

Lätitia puffte ihrem frisch Angetrauten in die Rippen, und er breitete die Hände aus. »Heute ist mein Hochzeitstag! Wie könnte ich da irgendeinen Wunsch abschlagen?«

»Das Mädchen Amber Micker braucht eine Mitgift. Eine Mitgift, die so reichlich bemessen sein sollte, dass ihr Freund das Lehrgeld für einen Schneidermeister aufbringen kann. Du weißt es vielleicht gar nicht, aber er hat die Hochzeitsrobe deiner jungen Braut genäht. Hast du je eine schönere gesehen?«

Beifall brandete auf, begleitet von Pfiffen und witzigen Bemerkungen von Rolands Freunden wie: »Eine schönere was? Frau oder Robe?« Als sich die Begeisterung wieder gelegt hatte, fuhr Tiffany fort: »Außerdem möchte ich dich herzlich darum bitten, mir dein Wort zu geben, dass du, wenn in Zukunft ein Junge oder Mädchen aus dem Kreideland mit einem ähnlichen Anliegen an dich herantritt, ihren Wunsch wohlwollend prüfst. Ich denke, du wirst mir beipflichten, dass ich von dir wesentlich weniger verlange, als ich dir zurückgebe. «

»Tiffany, ich bin überzeugt, das trifft zu«, antwortete Roland. »Aber ich würde mich sehr wundern, wenn das tatsächlich schon alles gewesen wäre.«

»Wie gut du mich doch kennst«, sagte Tiffany. Roland schoss das Blut in die Wangen.

»Ich möchte eine Schule. Hier bei uns im Kreideland. Mit diesem Gedanken trage ich mich schon sehr lange – auch wenn ich anfangs selbst nicht wusste, was mir da genau vorschwebte. Auf der Heimfarm haben wir eine alte Scheune, die zurzeit nicht genutzt wird. Ich denke, in ein, zwei Wochen könnte man sie einigermaßen vernünftig herrichten. «

»Aber es kommen doch alle paar Monate fahrende Lehrer durchs Land«, wandte der Baron ein.

»Ja, ich weiß. Aber die taugen nichts. Sie lehren kein Wissen, sie lehren nur Fakten. Als würde man versuchen, jemandem etwas über den Wald beizubringen, indem man ihm eine Säge zeigt. Ich möchte eine richtige Schule, in der man Lesen und Schreiben lernt – und vor allem Denken, damit jeder herausfinden kann, wo seine Begabungen liegen. Wenn man einen Beruf ergreift, der einem wirklich liegt, ist es gut für das ganze Land. Aber leider erkennen die Leute ihr Talent oft erst, wenn es schon zu spät ist.« Dabei wandte sie den Blick absichtlich vom Feldwebel ab. Erfreut stellte sie fest, dass ihre kleine Rede im Saal ein Raunen hervorgerufen hatte. Sie setzte sich darüber hinweg. »In der letzten Zeit habe ich mir manchmal sehnlichst gewünscht, die Vergangenheit ändern zu können. Ich musste einsehen, dass ich das nicht kann. Aber die Gegenwart kann ich ändern, damit sie – wenn sie zur Vergangenheit geworden ist – eine Vergangenheit ist, die sich gelohnt hat. Und ich möchte, dass die Jungen etwas über Mädchen erfahren und die Mädchen etwas über Jungen. Beim Lernen geht es darum herauszufinden, wer man ist, was man ist, wo man ist und worauf man steht, worin man gut ist und was hinter dem Horizont liegt. Um alles eigentlich. Es geht darum, dass man seinen Platz im Leben findet. Ich habe meinen Platz gefunden, und ich möchte, dass alle anderen ihren ebenfalls finden. Ach, und dürfte ich als ersten Lehrer für unsere Schule Preston vorschlagen? Er weiß sowieso schon alles.«

Preston nahm den Helm ab und verneigte sich sehr tief. Der ganze Saal lachte.

Tiffany fuhr fort: »Und wenn er ein Jahr unterrichtet hat, soll er dafür als Belohnung so viel Geld bekommen, dass er sich die Buchstaben hinter seinem Namen leisten und Arzt werden kann. Hexen können auch nicht alles, und wir könnten in der Gegend einen Arzt gut gebrauchen.«

Allgemeiner Jubel brach aus, wie immer, wenn eine Menschenmenge begriffen hat, dass sie etwas bekommen soll, wofür sie nichts bezahlen muss. Als es wieder still geworden war, sah Roland dem Feldwebel in die Augen und sagte: »Was denken Sie, Feldwebel, können Sie Prestons soldatische Fähigkeiten entbehren?«

Und wieder wurde gelacht. Das ist gut, dachte Tiffany. Lachen ölt das Denken.

Feldwebel Brian konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. »Es wäre sicher ein herber Verlust für die Truppe, gnädiger Herr, aber ich schätze, es müsste irgendwie auch ohne ihn gehen. Ja, ich glaube sogar, dass der Abschied des Untergefreiten Preston die Schlagkraft der Wache insgesamt erhöhen wird.«

Wer nichts verstanden hatte, applaudierte auf Verdacht, wer mitgekommen war, lachte.

Der Baron klatschte in die Hände. »Nun denn, Fräulein Weh, damit dürften wohl alle Ihre Bitten erfüllt sein, nicht wahr?«

»Eigentlich war ich mit dem Bitten noch nicht ganz fertig. Einen Wunsch habe ich noch. Aber keine Bange, er kostet nichts.« Sie holte tief Luft und richtete sich zu ihrer vollen Größe auf. »Ich verlange, dass du dem Volk der Wir-sind-die-Größten das gesamte Hügelland oberhalb der Heimfarm zum Besitz gibst. Dass es für immer ihnen gehören soll, nach Recht und Gesetz. Es muss eine amtliche Besitzurkunde aufgesetzt werden – und keine Angst wegen der Kosten –, ich kenne einen Kröterich, der dafür nur eine Handvoll Käfer verlangt. Darin soll stehen, dass die Größten allen Schäfern und Schafen ungehinderten Zutritt zu den Hügeln gewähren, aber – und das ist der wichtigste Punkt – niemand darf irgendwelche scharfen Metallgegenstände mit sich führen, höchstens ein Messer. All dies kostet dich nichts, Herr Baron, aber für dich und deine Nachkommen, und ich hoffe doch sehr, dass ihr beabsichtigt, Nachkommen zu haben...« Hier wurde sie von stürmischem Gelächter unterbrochen, aus dem Nanny Ogg deutlich herauszuhören war. »Herr Baron, damit sicherst du dir eine Freundschaft, die niemals vergehen wird. Du kannst nur gewinnen.«

Man musste es Roland hoch anrechnen, dass er kaum eine Sekunde zögerte. »Es wäre mir eine Ehre, den Wir-sind-die-Größten den Besitz ihres Landes urkundlich zu bestätigen. Und es tut mir leid... nein, ich entschuldige mich für alle Missverständnisse, die es zwischen uns gegeben hat. Wie Sie sagen, das Land steht den Größten nach Recht und Gesetz zu.«

Tiffany war beeindruckt von der Kürze seiner Rede. Er drückte sich zwar ein bisschen verschwurbelt aus, aber Roland hatte das Herz auf dem rechten Fleck, und gegen eine etwas verschwurbelte Ausdrucksweise hätten die Größten sicher nichts einzuwenden gehabt. Wieder ging ein Raunen durch den Saal, doch diesmal machte es sich unter den Deckenbalken breit. Der Baron, der inzwischen schon fast wie ein richtiger Baron aussah, fuhr fort: »Ich wünschte nur, ich könnte ihnen das auch gleich persönlich sagen.«

Und aus dem Deckendunkel erscholl ein mächtiger Schrei:

»POTZBLITZ!«

Der Wind war silbern und kalt. Tiffany öffnete die Augen, den Jubel der Größten noch in den Ohren. Darüber lag jetzt das Rascheln vertrockneter Gräser. Sie wollte sich aufsetzen, doch es ging nicht. Hinter ihr sagte eine Stimme: »Bitte nicht rumzappeln, es ist auch so schon knifflig genug.«

Tiffany versuchte, den Kopf zu drehen. »Eskarina?«

»Ja. Ich habe hier jemanden, der mit dir sprechen möchte. Du darfst jetzt aufstehen; ich habe die Knoten ausbalanciert. Stell keine Fragen, du würdest die Antworten sowieso nicht verstehen. Du bist wieder im Wandernden Jetzt, das keine Zeit und kein Ort ist. Ich lasse dich mit deiner Freundin allein... und ich fürchte, in Anbetracht des zur Verfügung stehenden Zeitrahmens bleibt euch nicht viel Zeit. Aber ich muss meinen Sohn beschützen...«

»Du hast einen...?« Tiffany brach ab. Vor ihr nahm plötzlich eine Hexe Gestalt an, und zwar eine klassische Hexe im schwarzen Kleid und in – erstaunlich schicken – schwarzen Stiefeln. Und natürlich mit dem spitzen Hut. Sie trug eine Halskette. Und an der Kette hing eine goldene Häsin.

Die Frau war alt, aber wie alt genau, war schwer zu sagen. Sie stand stolz aufgerichtet vor Tiffany, wie Oma Wetterwachs, doch genau wie Nanny Ogg schien sie den Eindruck zu vermitteln, dass man das Alter und auch einiges andere nicht allzu ernst nehmen sollte.

Tiffany konzentrierte sich auf die Kette. Die Leute trugen Schmuck, um etwas auszudrücken. Wenn man sich konzentrierte, hatte Schmuck immer eine Bedeutung.

»Na schön, na schön«, sagte sie. »Ich habe nur eine Frage. Ich bin doch nicht etwa hier, um dich zu beerdigen, oder?«

»Alle Achtung, hast du aber eine rasche Auffassungsgabe«, sagte die Frau. »Du hast dir aus dem Stand eine erstaunlich interessante Geschichte ausgedacht und sofort erraten, wer ich bin.« Sie lachte. Ihre Stimme war jünger als ihr Gesicht. »Nein, Tiffany. Auch wenn dein Gedanke auf eine makabere Art noch so faszinierend ist, die Antwort lautet nein. Ich erinnere mich, dass Oma Wetterwachs einmal gesagt hat, im Grunde drehe sich die ganze Welt um Geschichten. Und Tiffany Weh hat ein Händchen dafür, dass sie gut ausgehen.«

»Hab ich das?«

»Oh ja. Das klassische Ende einer romantischen Geschichte ist entweder eine Hochzeit oder ein Erbe, und du hast gleich für beides gesorgt. Gut gemacht.«

»Du bist doch ich, nicht wahr?«, fragte Tiffany. »Das war mit dem Rat ›Hilf dir selbst‹ gemeint, ja?«

Die ältere Tiffany grinste – ein sehr nettes Grinsen, wie Tiffany fand. »Ich habe mich wirklich nur bei Kleinigkeiten eingemischt. Zum Beispiel hab ich mich darum gekümmert, dass ein richtig kräftiger Wind wehte, als du ihn brauchtest... obwohl, wenn ich mich recht erinnere, ein gewisses Völkchen kleiner Männer auch noch für etwas Wirbel der ganz eigenen Art gesorgt hat. Aber ich weiß nie genau, ob mein Gedächtnis nun gut ist oder schlecht. Das ist das Problem beim Zeitreisen.«

»Du kannst in der Zeit reisen?«

»Mit freundlicher Unterstützung unserer Freundin Eskarina. Und nur als ein Schatten und ein Flüstern. Es ist ein bisschen wie mein alter... wie unser alter Siehst-mich-nicht-Trick. Man muss eben nur die Zeit dazu bringen, dass sie einem keine Beachtung schenkt.«

»Und warum wolltest du mit mir reden?«, fragte Tiffany.

»Tja, die Antwort ist ein bisschen vertrackt: Weil ich mich dunkel an unser Gespräch hier erinnert habe«, antwortete die alte Tiffany. »Tut mir leid, noch so ein Zeitreisenproblem. Aber ich glaube, ich wollte dir sagen, dass alles mehr oder weniger gut ausgehen wird. Alles wird sich finden und fügen. Du hast den ersten Schritt gemacht.«

»Dann gibt es einen zweiten Schritt?«, fragte Tiffany.

»Nein; es gibt einen zweiten ersten Schritt. Jeder Schritt ist ein erster, wenn er ein Schritt in die richtige Richtung ist.« »Aber warte mal eben«, sagte Tiffany. »Werde ich nicht eines Tages du sein? Und jetzt mit mir selber reden – oder so?«

»Ja, aber das Du, mit dem du sprichst, ist nicht genau dasselbe Du. Es tut mir sehr leid, aber die Sprache, in der ich über das Zeitreisen reden muss, ist eigentlich nicht dafür gemacht. Kurz gesagt, Tiffany, nach der elastischen String-theorie wird bis ans Ende der Zeit immer irgendwo eine alte Tiffany mit einer jungen Tiffany reden, und das Faszinierende daran ist, dass sie jedes Mal ein bisschen anders sein werden. Wenn du dein jüngeres Ich triffst, wirst du ihr so viel sagen, wie sie deiner Meinung nach wissen muss.«

»Aber ich habe eine Frage«, sagte Tiffany. »Und auf diese Frage hätte ich gern eine Antwort.«

»Dann mach schnell«, antwortete die alte Tiffany. »Dieses elastische Stringdings oder wie das heißt, was unsere Freundin Eskarina benutzt, lässt uns nicht viel Zeit.«

»Also dann«, sagte Tiffany. »Kannst du mir wenigstens verraten, ob ich eines Tages...«

Die alte Tiffany löste sich mit einem Lächeln in Nichts auf, aber ein Wort hörte Tiffany doch noch. Es klang wie: »Horch.«

Dann war sie wieder im Rittersaal, als wäre sie nie fort gewesen. Die Leute jubelten, und es wimmelte nur so von Größten. Und Preston stand an ihrer Seite. Es war ein Gefühl, als ob die Eisschmelze begonnen hätte. Nachdem sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden und sich die Frage aus dem Kopf geschlagen hatte, was da soeben wirklich geschehen war, blickte Tiffany sich nach den anderen Hexen um. Sie steckten die Köpfe zusammen wie Preisrichter bei der Punktevergabe.

Das Hexenknäuel löste sich auf, und angeführt von Oma Wetterwachs kamen sie zielstrebig auf sie zu. Sie verneigten sich und zogen zum Zeichen des Respekts die Hüte vor ihr.

Oma Wetterwachs musterte sie streng. »Du hast dir ja die Hand verbrannt, Tiffany.«

Tiffany warf einen Blick darauf. »Das hab ich gar nicht gemerkt«, sagte sie. »Kann ich Sie jetzt etwas fragen, Oma? Hättet ihr mich wirklich getötet?« Die Mienen der anderen Hexen veränderten sich.

Oma Wetterwachs ließ sich Zeit mit ihrer Antwort. »Ich will es mal so sagen, junge Frau: Nach Möglichkeit hätten wir es nicht getan. Aber alles in allem sind wir der Meinung, dass du heute echte Frauenarbeit geleistet hast, Tiffany. Die Hexe steht immer in der Mitte. Aber du stehst so mittig in der Mitte, dass sich dein ganzes Revier um dich zu drehen scheint. Du bist deine eigene Herrin, aber wenn du nicht bald jemanden in die Lehre nimmst, vergeudest du dein Talent. Wir lassen dieses Revier in den besten Händen zurück. «

Die Hexen klatschten, und einige der anderen Gäste klatschten mit, auch wenn sie den Sinn dieser wenigen Sätze nicht verstanden hatten. Eines allerdings begriffen sie ganz genau: dass diese größtenteils ziemlich alten, erfahrenen, wichtigen und angsteinflößenden Hexen Tiffany Weh ihren Respekt zollten – einer von ihnen, ihrer Hexe. Und dass sie eine sehr wichtige Hexe war. Also musste das Kreideland ein sehr wichtiges Land sein. Das hatten sie natürlich schon immer gewusst, aber es tat trotzdem gut, es auch mal gewürdigt zu sehen. Voller Stolz drückten sie den Rücken durch.

Frau Prust nahm noch einmal den Hut ab und sagte: »Und trau dich ruhig mal wieder in die Stadt, Tiffany Weh. Ich denke, ich darf dir einen dreißigprozentigen Rabatt auf alle Boffo-Produkte zusichern, außer auf kurzlebige Verbrauchsartikel und verderbliche Waren. Ein Angebot, das sich sehen lassen kann.«

Nachdem die Hexen ein letztes Mal den Hut gelüpft hatten, mischten sie sich wieder unter die Gäste.

»Da hast du dich ja mal wieder schön in das Leben anderer Leute eingemischt«, sagte Preston, doch als sie zu ihm herumfuhr, wich er lachend zurück und fügte hinzu: »Aber auf eine gute Weise, Tiffany. Du bist die Hexe, Tiffany. Du bist die Hexe!«

Man trank auf das Brautpaar, man schmauste, tanzte und lachte, man freundete sich an, man wurde müde, und um Mitternacht flog Tiffany mit ihrem Besen allein über die Kreidehügel. Sie sah hinauf ins Universum und hinunter auf das Stückchen vom Universum, das ihr gehörte. Sie war die Hexe, die hoch über allem schwebte – wenn auch mit stramm angezogenem Ledergurt.

Der Besen hob und senkte sich sacht, getragen von lauen Lüften. Von Müdigkeit und Dunkelheit umfangen, breitete sie die Arme aus, und in diesem einen Augenblick, während die Welt sich einfach weiterdrehte, trug Tiffany Weh das Mitternachtskleid.

Sie blieb so lange in der Luft, bis die Sonne den Horizont mit Licht überzog. Und sie wurde von Vogelgesang geweckt. Überall im Kreideland stiegen wie an jedem Morgen tirilierend die Lerchen zum Himmel auf. Und sie sangen tatsächlich aus voller Brust! Sie stoben am Besen vorbei, ohne Tiffany zu beachten, die gebannt ihrem Gesang lauschte, bis auch der letzte Vogel im leuchtenden Blau verschwunden war.

Sie landete, bereitete einer ans Bett gefesselten alten Dame das Frühstück, fütterte ihre Katze und machte sich auf den Weg zu einem Hausbesuch bei den Boxers, um nach Trivials gebrochenem Bein zu sehen.[[30]](#footnote-30) Unterwegs wurde sie von einer Nachbarin von Fräulein Schwenk abgefangen, weil die gute Frau scheinbar über Nacht das Laufen verlernt hatte. Tiffany konnte ihr aber zum Glück helfen, indem sie sie darauf aufmerksam machte, dass sie unglücklicherweise beide Beine durch dasselbe Schlüpferbein gesteckt hatte.

Dann ging sie hinunter auf die Burg, um zu sehen, was sonst noch anlag.

Denn schließlich war sie die Hexe.

Epilog

Mitternacht bei Tage

Es war wieder Jäte-Jahrmarkt: derselbe kreischende Leierkasten, das Froschtauchen, die Wahrsagerei, das Gelächter, die Taschendiebe (die sich an die Taschen einer Hexe nicht herantrauten). Nur das Käserollen fiel in diesem Jahr aus, darüber waren sich alle einig gewesen. Tiffany nickte jedem zu, den sie kannte, also allen, und genoss den Sonnenschein. War tatsächlich ein Jahr vergangen? Es war so viel geschehen, dass alles verschwamm, wie die Geräusche des Jahrmarkts.

»Schönen guten Tag, Fräulein.«

Es war Amber, mit ihrem Freund – ihrem Ehemann...

»Jetzt hätte ich Sie fast nicht erkannt«, sagte Amber fröhlich. »So ganz ohne den spitzen Hut.«

»Heute wollte ich mal einfach nur Tiffany Weh sein«, sagte Tiffany. »Es ist schließlich Feiertag.«

»Aber die Hexe sind Sie trotzdem?«

»Oh ja, ich bin die Hexe, aber eben nicht unbedingt der Hut.«

Ambers Mann lachte. »Ich weiß genau, was Sie meinen, Fräulein! Manchmal könnte ich schwören, dass die Leute denken, ich bestehe nur aus meinen Händen!« Tiffany musterte ihn von oben bis unten, aber natürlich kannte sie ihn schon, denn sie hatte Amber und ihn ja getraut. Er hatte einen sehr guten Eindruck auf sie gemacht; er war solide und sein Verstand so scharf wie seine Nadeln spitz. Er würde es noch weit bringen, und Amber würde er auf diesem Weg mitnehmen. Und wer weiß, wohin sie erst ihn mitnehmen würde, wenn sie ihre Ausbildung bei der Kelda abgeschlossen hatte?

Amber hing an seinem Arm wie an einer Eiche. »Mein William hat ein kleines Geschenk für Sie genäht, Fräulein«, sagte sie. »Los, William, zeig es ihr!«

Der junge Mann überreichte ihr das Paket, das er unter dem Arm trug, und räusperte sich. »Ich weiß ja nicht, ob Sie mit der Mode gehen, aber zurzeit gibt es in der großen Stadt ganz wunderbare Stoffe, und als Amber mit ihrer Idee kam, hab ich gleich daran gedacht. Aber es sollte ja auch auf jeden Fall waschbar sein und vielleicht einen Hosenrock haben, für den Ritt auf dem Besen. Die Keulenärmel, die an den Manschetten geknöpft sind, damit sie nicht hochrutschen können, sind in dieser Saison der allerletzte Schrei. Und dann hab ich noch Innentaschen eingenäht, aber so, dass sie nicht auftragen. Hoffentlich passt es Ihnen, Fräulein. Ich hab ein Händchen dafür, auch ohne ein Maßband die Maße zu nehmen. Das ist ein besonderes Talent.«

Amber sprang aufgeregt auf und ab. »Anziehen, Fräulein! Bitte, bitte. Ziehen Sie es an!«

»Hier? Vor allen Leuten?«, sagte Tiffany, verlegen und gespannt zugleich.

So leicht ließ Amber sich nicht entmutigen. »Wir haben doch das Mutter-Kind-Zelt! Da trauen sich die Männer nicht rein, keine Bange! Weil die Bauern Angst davor haben, ein Kind ein Bäuerchen machen zu lassen.«

Tiffany gab sich geschlagen. Das Paket fühlte sich kostbar an – und weich, wie ein Handschuh. Mütter und Kleinkinder sahen ihr dabei zu, wie sie in das Kleid schlüpfte. Und in die Bäuerchen mischten sich neidische Seufzer.

Amber, die es vor Aufregung nicht mehr aushielt, schlug die Zeltklappe zurück und schnappte nach Luft.

»Ach, Fräulein, wie gut es Ihnen steht! Ach! Schade, dass Sie sich nicht sehen können. Kommen Sie, das müssen wir William zeigen. Der wird platzen vor Stolz! Ach!«

Man konnte Amber nicht enttäuschen. Das ging einfach nicht. Genauso gut hätte man einem jungen Hündchen einen Tritt verpassen können.

Tiffany fühlte sich anders ohne den Hut. Leichter vielleicht. William verschlug es sekundenlang die Sprache. Dann sagte er: »Ich wünschte, mein Meister wäre hier, Fräulein Weh. Denn Sie sind ein wahres Meisterstück. Wenn Sie sich nur sehen könnten... Fräulein?«

Einen Augenblick lang – nur einen kurzen Augenblick, damit niemand misstrauisch wurde – schlüpfte Tiffany aus ihrem Körper und sah zu, wie sie sich in dem wunderschönen Kleid drehte, das so schwarz war wie ein armer schwarzer Kater, und sie dachte: Ich werde das Mitternachtskleid tragen. Und ich werde meine Sache gut machen...

Sie huschte wieder in ihren Körper und bedankte sich scheu bei dem jungen Schneidersmann. »Es ist herrlich, William, und wenn du möchtest, fliege ich rüber zu deinem Meister und zeige es ihm. Die Manschetten sind toll!«

Amber hüpfte schon wieder auf und ab. »Wir müssen uns beeilen, Fräulein. Das Tauziehen fängt gleich an. Größte gegen Menschen! Das wird ein Spaß!«

Man hörte bereits das traditionelle Schlachtgebrüll der Größten, mit dem sie sich für den Wettkampf warmmachten – allerdings mit einer kleinen Textänderung: »Kein’ König, keine Königin, kein’ Herrn! Nur nen Baron – unter nem einvernehmlich vereinbarten Gegenseitigkeitsabkommen!«

»Geht ihr schon mal vor«, sagte Tiffany. »Ich warte noch auf jemanden.«

Das Mädchen zögerte kurz. »Warten Sie nicht zu lange, Fräulein. Warten Sie nicht zu lange.«

Während Tiffany in ihrem wunderschönen Kleid umherwanderte und darüber nachsann, ob sie es wohl wagen könnte, es jeden Tag anzuziehen, schoben sich zwei Hände an ihren Ohren vorbei und landeten auf ihre Augen.

Hinter ihr sagte eine Stimme: »Ein Sträußchen für die hübsche junge Dame? Vielleicht hilft es ja, einen Verehrer zu finden.«

Sie wirbelte herum. »Preston!«

Langsam schlendernd entfernten sie sich von dem Getöse des Jahrmarkts, und Preston erzählte ihr von dem klugen Jungen, den er als neuen Schullehrer angelernt hatte, von Prüfungen und Ärzten und dem Gratishospital von Lady Sybil, welches – und jetzt wurde es wirklich interessant – soeben einen neuen Lehrling eingestellt hatte, nämlich einen gewissen Preston. Wahrscheinlich deshalb, weil er jedem, der ihm sein Ohr lieh, selbiges im Nu abquatschen konnte, und sich deshalb besonders gut für die Chirurgie zu eignen schien.

»Viel Urlaub werde ich wohl nicht bekommen«, sagte er. »Als Lehrling stehen einem nicht so viele freie Tage zu, und ich muss jede Nacht unter dem Sterilisator schlafen und auf die ganzen Sägen und Skalpelle aufpassen, aber dafür kenne ich schon alle Knochen auswendig!«

»Na, mit dem Besen ist es ja keine Entfernung«, sagte Tiffany.

Prestons Miene wurde ernst. Er steckte die Hand in seine Tasche und holte ein in zartes Seidenpapier eingeschlagenes Etwas heraus, das er ihr wortlos überreichte.

Tiffany wickelte es aus. Sie wusste – mit hundertprozentiger Sicherheit –, dass es die goldene Häsin sein würde. Es war absolut unmöglich, dass es etwas anderes hätte sein können. Sie suchte nach den richtigen Worten, doch Preston konnte ihr aus seinem großen Vorrat problemlos aushelfen.

Er sagte: »Fräulein Tiffany, deines Zeichens Hexe... wärst du so freundlich, mir eine Frage zu beantworten? Was für ein Geräusch macht die Liebe?«

Tiffany sah in sein Gesicht. Das Lärmen vom Tauziehen verstummte. Die Vögel stellten das Singen ein. Die Heuschrecken hörten auf, ihre Beine aneinanderzureiben und blickten hoch. Die Erde bewegte sich ein wenig, als (vielleicht) sogar der Kreideriese sich reckte und die Ohren spitzte, und Stille strömte über die Welt hinweg, bis nichts mehr da war außer Preston, der immer da war.

Und Tiffany sagte: »Horch.«

Anmerkung des Autors

Meine Aufgabe ist es, Dinge zu erfinden, und dafür gibt es keine bessere Methode, als sie aus echten Dingen zusammenzubasteln...

Als ich ein kleiner Junge war, kurz nach der letzten Eiszeit, wohnten wir in einem Häuschen, das Tiffany Weh bekannt vorkommen würde: Wir hatten kaltes Wasser, keinen Strom und einmal in der Woche Badetag. Dafür musste erst die Zinkbadewanne hereingebracht werden, die draußen unter dem Küchenfenster an einem Nagel hing. Es dauerte sehr lange, bis sie voll war, denn meine Mutter besaß nur einen einzigen Kessel, in dem sie das Wasser warmmachen konnte.

Weil ich der Jüngste war, durfte ich als Erster baden. Danach kamen Mum und Dad an die Reihe und zum Schluss auch noch der Hund, wenn Dad fand, dass er ein bisschen müffelte.

Bei uns im Dorf lebten auch ein paar alte Männer, die noch im Jurazeitalter geboren waren und für mich alle gleich aussahen: Schlägerkappen und derbe Hosen, die von sehr dicken Ledergürteln gehalten wurden. Einer von ihnen hieß Mr. Allen; er trank kein Wasser aus dem Hahn, weil es, wie er sagte, »nach nichts roch und nach nichts schmeckte«. Er trank Wasser vom Dach seines Hauses, das sich in einer Regentonne sammelte.

Vermutlich trank er auch noch etwas anderes als Regenwasser, denn seine Nase sah aus wie zwei aufeinandergeprallte Erdbeeren.[[31]](#footnote-31)

Mr. Allen saß immer auf einem alten Küchenstuhl vor seinem Häuschen in der Sonne und ließ die Welt an sich vorüberziehen, während wir Kinder seine Nase beobachteten, für den Fall, dass sie explodieren würde. Eines Tages sagte er aus heiterem Himmel zu mir: »Hast du schon mal brennende Stoppelfelder gesehen, Junge?«

Hatte ich: zwar nicht bei uns in der näheren Umgebung, aber in den Ferien, wenn wir ans Meer fuhren, und manchmal war der Rauch von den brennenden Stoppeln so dick wie Nebel. Die Stoppeln waren die Reste der Getreidehalme, die nach dem Mähen in der Erde zurückblieben. Das Abbrennen der Felder sollte gegen Krankheiten und Schädlinge helfen, aber es kostete viele Vögel und kleine Tiere das Leben. Aus genau diesem Grund ist das Abflämmen auch schon lange verboten.

Als eines Tages der Erntewagen durch unsere Straße fuhr, sagte Mr. Allen zu mir: »Hast du schon mal einen Hasen gesehen, Junge?«

Ich antwortete: »Ja, natürlich.« (Falls Sie noch nie einen Hasen gesehen haben, stellen Sie sich eine Kreuzung zwischen einem Kaninchen und einem Windhund vor, und zwar eine, die ausgezeichnet springen kann.) Mr. Allen sagte: »Die Häsin hat keine Angst vor dem Feuer. Sie zwingt es mit ihrem Blick nieder, dann springt sie drüber weg und landet sicher auf der anderen Seite.«

Ich muss damals sechs oder sieben gewesen sein, aber ich habe es mir gemerkt, weil Mr. Allen bald darauf starb. Viele Jahre später fand ich in einem Antiquariat ein Buch mit dem Titel The Leaping Hare (Der springende Hase) von George Ewart Evans und David Thomson, und ich erfuhr Dinge, die zu erfinden ich mich nie getraut hätte.

Mr. Evans, der 1988 gestorben ist, führte – während seines langen Lebens – unzählige Gespräche mit Männern, die das Land bestellten. Und weil diese Männer das nicht aus der Kabine eines Traktors heraus taten, sondern die Felder mit ihren Pferden beackerten, bekamen sie bei der Arbeit wild lebende Tiere zu sehen. Ich vermute fast, dass sie ihre Beobachtungen ein wenig aufpoliert haben, aber ein bisschen Politur hat noch nie geschadet, also habe ich auch nicht gezögert, die Geschichte von der Häsin für Sie aufzupolieren. Sollte es nicht die Wahrheit sein, so ist es doch das, was die Wahrheit sein sollte.

Ich widme dieses Buch Mr. Evans, einem wunderbaren Mann, der in vielen von uns das Verständnis dafür geweckt hat, wie tief die Geschichte hinabreicht, über der wir dahingleiten. Es ist wichtig, dass wir wissen, woher wir kommen, denn wenn man nicht weiß, woher man kommt, weiß man nicht, wo man ist, und wenn man nicht weiß, wo man ist, weiß man nicht, wohin man geht. Und wenn man nicht weiß, wohin man geht, geht man wahrscheinlich in die Irre.

Terry Pratchett

Wiltshire

27. Mai 2010

1. Mit verbundenen Augen [↑](#footnote-ref-1)
2. Und als Hexe kannte Tiffany sie alle, in- und auswendig. [↑](#footnote-ref-2)
3. Dass wahrscheinlich alle Hexen schon irgendwann über den Riesen hingweggeflogen sein mussten, dämmerte Tiffany erst später. Wer aus den Bergen in die große Stadt fliegen wollte, konnte ihn ja gar nicht übersehen. Er stach einem regelrecht ins Auge. Und gerade Nanny Ogg hätte es sich vermutlich nicht verkneifen können, eine kleine Schleife zu fliegen, um ihn sich noch mal aus der Nähe anzuschauen. [↑](#footnote-ref-3)
4. Tiffany fand natürlich, dass man beim gemeinsamen Sprung über ein Feuer unbedingt die richtige Schutzkleidung tragen müsste und es auch nicht schaden könnte, wenn für den Notfall ein paar Leute mit Wassereimern bereitstünden. Man kann Hexen wirklich vieles nachsagen, aber nicht, dass sie nicht praktisch veranlagt sind. [↑](#footnote-ref-4)
5. Petulias romantische Ambitionen waren möglicherweise auch dadurch begünstigt worden, dass die Schweine ihres Herzblatts aus unerfindlichen Gründen sehr krankheitsanfällig waren und andauernd gegen faule Finnen, Engbrüstigkeit, Kehlsucht, Zahnschwebe, Augenkrakel, Borstenfäule, Hinterbrand, Schraubgrimmen, die Taumelkrankheit oder Knieschwund behandelt werden mussten. Das war auch deshalb besonders bitter, da mehr als die Hälfte dieser Leiden sonst nie bei Schweinen auftrat und eine davon normalerweise ausschließlich Süßwasserfische befiel. Aber den Nachbarn imponierte es ungemein, wie aufopferungsvoll Petulia sich um die Linderung ihrer Beschwerden bemühte. Man konnte ihren Besen zu jeder Tages- und Nachtzeit auf der Farm starten oder landen sehen. Und genau das macht eine gute Hexe aus: unermüdliches Engagement. [↑](#footnote-ref-5)
6. Auf den Ersten Blick sieht man etwas so, wie es wirklich ist, und mit den Zweiten Gedanken macht man sich Gedanken über seine Ersten Gedanken. Bei Tiffany kamen manchmal auch noch Dritte und Vierte Gedanken hinzu, aber die waren schwer zu bändigen, und da konnte es ihr, während sie mit ihnen rang, schon mal passieren, dass sie gegen eine Tür lief. [↑](#footnote-ref-6)
7. Das hübsche, rot-weiße Vergiss-mein-G‘sicht wird für gewöhnlich von jungen Damen verschenkt, die ihren jungen Herren durch die Blume zu verstehen geben möchten, dass die sich gefälligst nie wieder bei ihnen blicken lassen sollen — zumindest nicht, bevor sie eine ordentliche Arbeit gefunden und gelernt haben, sich auch hinter den Ohren zu waschen. [↑](#footnote-ref-7)
8. Falls Sie bisher noch nichts von den Wir-sind-die-Größten! gehört haben, seien Sie 1. dankbar für Ihr eintöniges Leben, und seien Sie 2. bereit, sofort Ihr Heil in der Flucht zu suchen, sobald Sie auf Fußknöchelhöhe den Kampfschrei »Potzblitz!« vernehmen. Genau genommen, gehören die Wir-sind-die-Größten zum Feenvolk, was man aber in ihrer Gegenwart lieber nicht laut aussprechen sollte, falls man auch in Zukunft noch auf sein eigenes Gebiss zurückgreifen möchte. [↑](#footnote-ref-8)
9. Die Kelda ist das weibliche Oberhaupt — und die Mutter der meisten Mitglieder — eines Clans der Wir-sind-die-Größten! Größten-Kinder sind sehr klein, und eine Kelda bringt im Laufe ihres Lebens Hunderte von ihnen zur Welt. [↑](#footnote-ref-9)
10. Geschlecht hin oder her — für einen echten Landbewohner ist jeder Hase eine Häsin. [↑](#footnote-ref-10)
11. Die alten Tuchmacher verwendeten Harn als Beize, um die Farben der Wollstoffe zu fixieren; deshalb konnten gefärbte Kleidungsstücke über Jahre ziemlich unangenehm müffeln. Nicht einmal Fräulein Tick hätte diesen Vorgang besser erklären und dabei so ruhig bleiben können, auch wenn sie wahrscheinlich die Umschreibung »ausgeschiedene Körpersäfte« gewählt hätte. [↑](#footnote-ref-11)
12. Erde und Salz waren ein uralter Brauch zur Abwehr von Geistern. Da Tiffany noch nie einem Geist begegnet war, schien der Trick zu funktionieren. Auf jeden Fall wirkte er in den Köpfen der Leute, die sich einfach besser fühlten, wenn sie wussten, dass Erde und Salz bereitstanden. Und wer das verstand, hatte schon sehr viel über das Wesen der Magie gelernt. [↑](#footnote-ref-12)
13. Der Kröterich hatte sich vor einigen Jahren dem Clan der Wir-sind-die-Größten angeschlossen. Ihm gefiel das Leben im Erdhügel weitaus besser als seine frühere Existenz als Anwalt. Genauer gesagt, als die eines Anwalts, der sich gegenüber einer Fee zu viele Frechheiten herausgenommen hatte. Die Kelda hatte ihm schon des Öfteren angeboten, ihn wieder zurückzuverwandeln. Aber er wollte nicht. Die Größten betrachteten ihn als das Superhirn ihrer Truppe, da er Wörter kannte, die länger waren als er selbst. [↑](#footnote-ref-13)
14. Was aus Tiffanys Warte hieß, dass Amber ein paar Jahre jünger war als sie selbst. [↑](#footnote-ref-14)
15. Der Dudler ist der Barde des Clans. Ein ausgesprochen talentierter Mann, der gleich mehrere Musikinstrumente beherrscht, wunderbare Gedichte verfasst, spannende Geschichten erzählt und seine Lieder alle selber schreibt. [↑](#footnote-ref-15)
16. Den Gedanken, dass die Größten in erster Linie Großmeister darin waren, Sachen aufzuspüren, die anderen Leuten gehörten, behielt sie wohlweislich für sich. Doch es stimmte: Die Wir-sind-die-Größten konnten nicht nur saufen wie die Fische, sondern auch jagen wie die Bluthunde. [↑](#footnote-ref-16)
17. Tiffany hatte sich die Bewunderung der anderen Hexen damit verdient, dass es ihr gelungen war, die Wir-sind-die-Größten zur Hausarbeit heranzuziehen. Wobei allerdings nicht verschwiegen werden sollte, dass sich die Größten zu jeder Arbeit überreden ließen, vorausgesetzt, sie war mit Lärm, Dreck und viel Aufhebens verbunden. Und wenn irgend möglich mit Gebrüll. [↑](#footnote-ref-17)
18. Persönliche Mitteilung des Autors: Nicht jeder Kessel ist aus Metall. Wenn man sich darüber im Klaren ist, was man tut, kann man Wasser auch in einem ledernen Kessel kochen. Es ist sogar möglich, sich seinen Tee in einer Papiertüte aufzubrühen, wenn man vorsichtig ist und weiß, wie es geht. Aber bitte probieren Sie es lieber nicht aus, und wenn doch, sagen Sie niemandem, dass Sie die Idee von mir haben. [↑](#footnote-ref-18)
19. Als moderne Kelda, wie Jeannie eine war, hatte sie ihre Söhne und Brüder ermutigt, Lesen und Schreiben zu lernen. Nachdem Rob Irgendwer mit gutem Beispiel vorangegangen war, hatten sich auch die anderen diese neue Fertigkeit angeeignet, da sie sich als ausgesprochen nützlich erwies. Jetzt konnten sie nämlich die Etiketten auf den Flaschen entziffern, bevor sie sie austranken. Was allerdings auch nicht allzu viel half, weil vor den Größten sowieso keine Flasche sicher war, Etikett hin oder her. Es sei denn, es wäre ein Totenkopf darauf abgebildet gewesen. Aber selbst dann hätte es schon ein besonders abschreckender Totenkopf sein müssen. [↑](#footnote-ref-19)
20. Die meisten Menschen, die einen Kessel zum Kochen verwenden, benutzen ihn als eine Art Bain-Marie, einen Wasserbadtopf. Rings um den Rand hängen kleine, mit Wasser gefüllte Töpfe, auf die sich die Hitze des großen Kessels überträgt, in den man beispielsweise eine Schweinshaxe und vielleicht auch noch einen Beutel mit Klößen gegeben hat. So kann man mit nur einem Kochvorgang eine üppige, preiswerte Mahlzeit für mehrere Leute zubereiten, inklusive Pudding. Das heißt natürlich auch, man muss sehr viele warme Speisen auf einmal vertragen können. Aber wir wollen ja schließlich groß und stark werden. [↑](#footnote-ref-20)
21. Die Wir-sind-die-Größten finden diese Welt nämlich so wunderbar, dass sie glauben, sie müssten sich, um überhaupt hereingelassen worden zu sein, in einem früheren Leben so gut betragen haben, dass sie mit einem Platz im Himmel belohnt wurden. Natürlich sah es trotzdem manchmal so aus, als ob einer von ihnen starb, doch für die Größten trat er lediglich den Weg in die Wiedergeburt an. Zahlreiche Theologen halten diesen Glauben für etwas hirnverbrannt, aber er ist auf jeden Fall vergnüglicher als viele andere religiöse Überzeugungen. [↑](#footnote-ref-21)
22. Hexen basteln sich ihren Wirrwarr aus allem zusammen, was sie gerade zufällig in den Taschen haben — wobei sie, wenn sie Wert auf Äußerlichkeiten legen, immer sehr genau darauf achten, was sie rein »zufällig« mit sich herumtragen. Für das Funktionieren des Wirrwarrs spielt es keine Rolle, woraus er besteht, doch wenn andere Leute in der Nähe sind, gibt man sich als Hexe lieber durch eine geheimnisvolle Nuss oder ein interessant geformtes Stück Holz, einen Streifen Spitzenborte und eine silberne Haarnadel zu erkennen als beispielsweise durch einen abgerissenen Schnürsenkel, einen Fetzen von einer Papiertüte, eine halbe Handvoll gemischter ekeliger Flusen und ein Taschentuch, das schon so oft benutzt worden ist, dass man — oh Graus — beide Hände braucht, um es zusammenzufalten. Tiffany hielt sich für ihre Wirrwarrzutaten meistens eine Tasche frei. Falls das bei Fräulein Schmied ähnlich war, mussten ihre Taschen größer sein als ein Kleiderschrank. Ihr Wirrwarr reichte nämlich fast bis zur Decke. [↑](#footnote-ref-22)
23. Ein Pferdeschädel sieht immer gruselig aus, selbst wenn er mit Lippenstift geschminkt ist. [↑](#footnote-ref-23)
24. Um Reiterstandbilder rankt sich so manche Volkslegende. Unter anderem erzählt man sich, es gäbe einen Code, der die Anzahl und Position der Pferdhufe betrifft: Ist nur ein Huf in der Luft, wurde der Reiter im Kampf verwundet; zwei Hufe in der Luft bedeuten, dass er in der Schlacht gefallen war; drei Hufe ohne Bodenkontakt besagen, dass sich der Reiter verirrt hat und das Schlachtfeld nicht finden konnte; vier Hufe in der Luft beweisen, dass der Bildhauer über die Maßen geschickt war. Fünf Hufe in der Luft bedeuten, dass da mindestens noch ein weiteres Pferd hinter dem Pferd steht, das der Betrachter betrachtet; und ein Reiter, der unter seinem Pferd liegt, das alle vier Hufe in die Luft streckt, bedeutet entweder, dass er nicht gut reiten konnte, oder dass er ein extrem bockiges Pferd besaß. [↑](#footnote-ref-24)
25. Natürlich haben Kettenhosen immer Löcher, aber keine handtellergroßen. [↑](#footnote-ref-25)
26. Hexen achteten stets darauf, dass ihre Hände peinlich sauber waren; der Rest der Hexe musste warten, bis sich in ihrem vollgestopften Terminkalender eine Lücke auftat — oder unter Umständen auch bis zum nächsten Gewitter. [↑](#footnote-ref-26)
27. Im Kreideland gab es von alters her keine Seelsorger, aber da die Hügel zwischen den Städten und den Bergen lagen, zog meistens — zumindest bei gutem Wetter — ein nicht abreißen wollender Strom unterschiedlichster Priester hindurch, die für eine warme Mahlzeit oder eine Übernachtungsmöglichkeit ihre frommen Worte verkündeten und in den Seelen der Kreidelandbewohner ein tüchtiges Großreinemachen veranstalteten. Solange die Geistlichen anständige Menschen waren, machten sich die Leute keinen großen Kopf darüber, welchen Gott sie anpriesen, vorausgesetzt, ER — beziehungsweise SIE oder manchmal auch ES — sorgte dafür, dass der Mond und die Sonne immer hübsch auf ihrer Bahn blieben, und verlangte ihnen keine lachhaften oder neuen Praktiken ab. Wenn der Priester sich darüber hinaus auch noch ein wenig mit Schafen auskannte, umso besser. [↑](#footnote-ref-27)
28. Wenn auch nicht aus eigener Erfahrung. [↑](#footnote-ref-28)
29. Du war ein trauriges weißes Kätzchen gewesen, als Tiffany sie der alten Hexe geschenkt hatte. Inzwischen war eine prachtvolle Katzendame aus ihr geworden, die sich sogar noch snobistischer gab als die Herzogin. Anscheinend hatte sie Tiffany erkannt, denn sie ließ sich huldvoll dazu herab, ihr einmal zuzublinzeln. Dann wandte sie, wie gelangweilt, den Blick ab. In Omas Häuschen gab es längst schon keine Nager mehr; Du brauchte eine Maus nur so lange anzustarren, bis sie ihre Nichtswürdigkeit erkannte und wie ein begossener Pudel abzog. [↑](#footnote-ref-29)
30. Herr und Frau Boxer waren eine Spur gebildeter, als gut für sie war, und hatten deshalb ihr drittes Kind auf den Namen »Trivial« getauft. [↑](#footnote-ref-30)
31. Mein Dad hat mir erzählt, dass man so einen Riechkolben »Schnapsnase« nennt, aber damit hatte er wahrscheinlich unrecht. Wie ich später erfahren habe, handelt es sich dabei nämlich um eine akneähnliche Hauterkrankung bei Erwachsenen. (Sie heißt Rhinophym, aber das dürfte wohl schon ein bisschen zu viel an Information sein.) [↑](#footnote-ref-31)